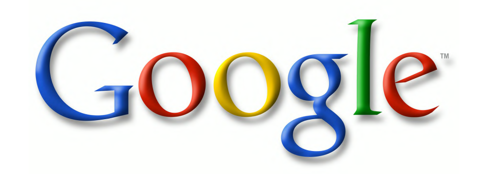


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

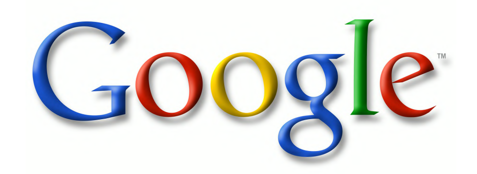
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

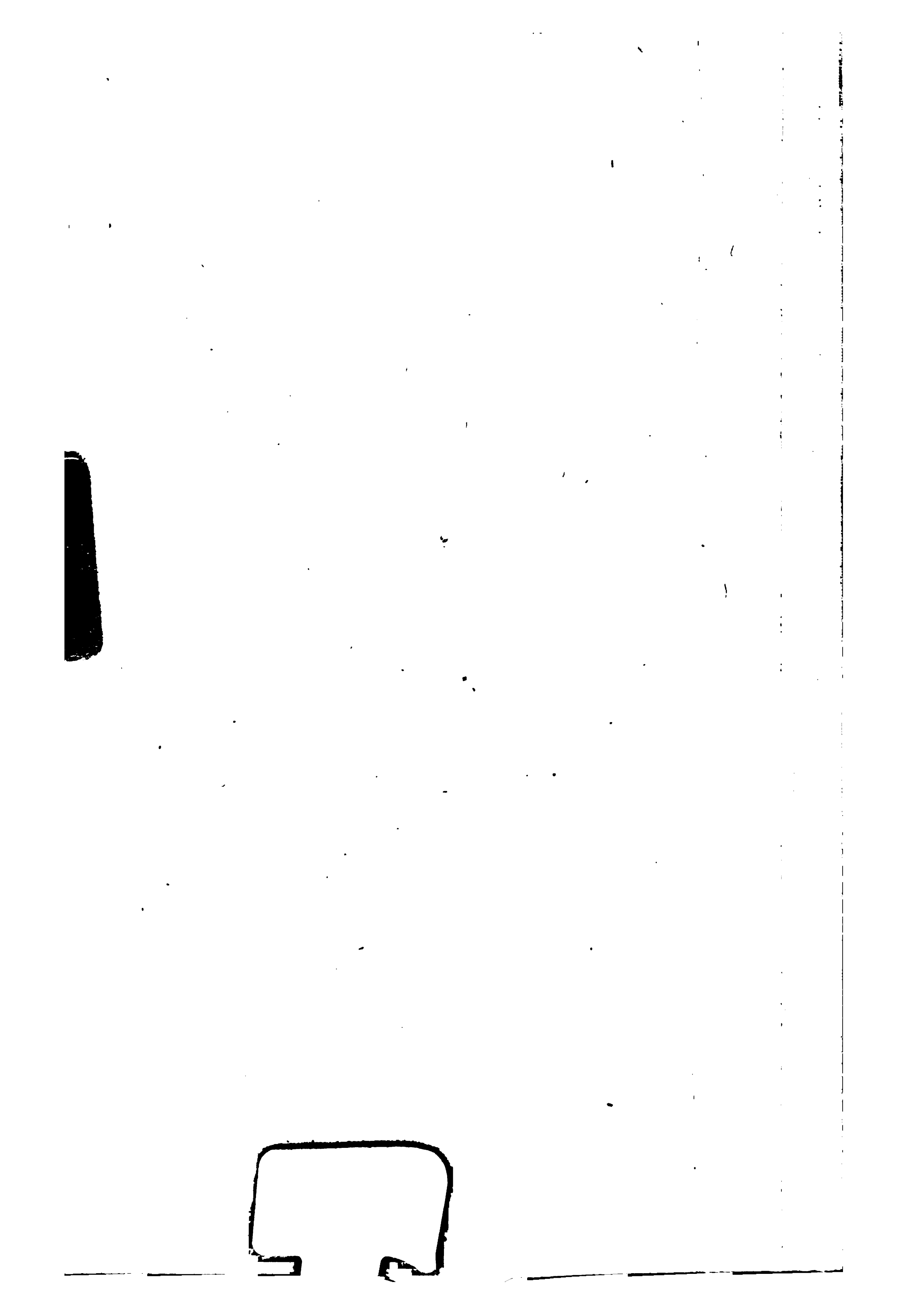
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 08246254 4



BEITRÄGE
ZUR
ENTDECKUNGSGESCHICHTE AFRIKA'S.

VIERTES HEFT.

REISEN
IM
SÜDWESTLICHEN BECKEN DES CONGO

VON

OTTO H. SCHÜTT.

MIT 3 KARTEN VON DR. RICHARD KIEPERT.

BERLIN, 1881.
VERLAG VON DIETRICH REIMER.

REISEN

IM

SÜDWESTLICHEN BECKEN DES CONGO

VON

OTTO H. SCHÜTT.

NACH DEN

TAGEBÜCHERN UND AUFZEICHNUNGEN DES REISENDEN

BEARBEITET UND HERAUSGEGEBEN

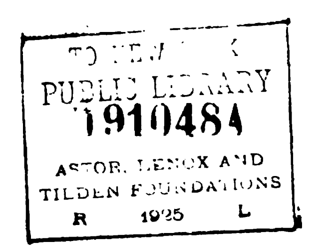
VON

PAUL LINDENBERG.

MIT 3 KARTEN VON DR. RICHARD KIEPERT.

BERLIN, 1881.

VERLAG VON DIETRICH REIMER.


PUBLIC LIBRARY
1910484
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1925 L

Vorwort.

Als im Frühling des vergangenen Jahres Otto Schütt in den Dienst der japanischen Regierung trat, beehrte er den Unterzeichneten mit der Bearbeitung seiner Tagebücher, die er gerade begonnen hatte. Diese Arbeit war für mich eine hochwillkommene, denn mit Lust und Liebe für die Afrika-Erforschung erfüllt, kam ich auch mit Lust und Liebe der mir übertragenen Aufgabe nach. Die beiden genannten Factoren bewirken jedoch nicht allein den Werth eines Werkes, und da ich mich vorher wissenschaftlich nur wenig mit dem Thema beschäftigt hatte, muss ich für verschiedene kleinere Ungenauigkeiten um Verzeihung bitten. Zugleich sage ich Herrn Dr. Richard Kiepert für seine freundlichen Rathschläge und Belehrungen meinen aufrichtigen Dank.

Der Eine und Andere unter den Lesern wünscht vielleicht auch noch ein ausführlicheres Eingehen auf diesen oder jenen Gegenstand; ich bemerke aber dazu, dass es Schütt's ganz specielle Aufgabe war, die durchreisten Gegenden auf das sorgfältigste zu topographiren und möglichst genaue Karten von ihnen anzufertigen. Dass ihm dies vollständig gelungen ist, beweist wohl am besten, was Herr Dr. Richard Kiepert über die Schütt'schen Aufnahmen im ersten Hefte des II. Bandes der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ schreibt: „Zunächst möchte ich der hohen Befriedigung Ausdruck verleihen, welche jeden Geographen beim Anblick der mir vorliegenden 16 grösseren und kleineren Kartenblätter

(im Maassstabe von 1:400 000) hinsichtlich des Fleisses und der technischen Geschicklichkeit des Reisenden erfüllen wird. Man muss, glaube ich, in der Entdeckungsgeschichte Afrika's bis auf Heinrich Barth zurückgehen, wenn man eine ähnlich umfangreiche geographische Ausbeute eines einzelnen Reisenden nennen will; die Schütt'schen Karten erinnern, mutatis mutandis und von den geologischen Resultaten abgesehen, an die allerdings viel zahlreicheren Originalblätter F. v. Richthofen's aus China, und im Ganzen kann man sagen, dass bisher nur sehr selten ein einzelner Entdeckungsreisender gleich werthvolles heimgebracht hat oder heimzubringen im Stande war. Es war desshalb nach meinem bescheidenen Dafürhalten eine sehr glückliche Wahl der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", einen mit der Technik des Aufnehmens so vertrauten Mann auszuwählen und ihm lediglich topographisches Arbeiten zur Pflicht zu machen. Denn letzteres nimmt, wie mir Sachkenner bezeugen werden, während des Marsches und zum Theil auch nach demselben die ganze Aufmerksamkeit und Arbeitskraft des Reisenden so vollauf in Anspruch, dass die Routenkarten von Botanikern, Zoologen, Missionären, kurz aller Männer, die zugleich oder hauptsächlich andere Zwecke verfolgen, nothwendiger Weise viel unvollkommener ausfallen müssen. Aus jenem Grunde ist man berechtigt, den Schütt'schen Aufnahmen ein besonderes Vertrauen entgegenzubringen." —

Hoffentlich geben die nachfolgenden Blätter ein neues ruhmvolles Zeugniss von der energievollen Ausdauer, dem unermüdlichen Fleisse und der selbstlosen Hingabe, mit denen sich deutsche Reisende der Erforschung Afrika's widmen.

Görlitz, 12. Juni 1881.

Paul Lindenberg.

Inhalts-Verzeichniss.

Karten:

Vorbemerkung zu den Karten.

Die Herausgabe von Otto Schütt's ungemein fleissigen kartographischen Aufnahmen hatte weniger, als die Bearbeitung des Textes, wegen der baldigen Abreise des Autors mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da der Unterzeichnete noch vorher das ganze Kartenmaterial durcharbeiten und bei zweifelhaften Fällen von dem Reisenden selbst sich Raths erholen konnte. Schütt hat seine mittels der Planchette gemachten Aufnahmen durch häufige Breitenbeobachtungen kontrolirt und ergänzt, während seine Längenansetzungen lediglich aus der Routenaufnahme abgeleitet wurden und desshalb geringeres Vertrauen verdienen. Wir wissen jetzt auch durch Dr. Buchners astronomische Beobachtungen, dass Schütt's Routen eine, wenn auch nicht sehr bedeutende Verschiebung gegen Westen sich werden gefallen lassen müssen. Ich hielt es indessen für richtiger, dergleichen Korrekturen nicht vorzunehmen, sondern die Karten in reducirtem Maassstabe so herauszugeben, wie sie Schütt selbst graduirt hatte, wobei nur die Hinreise etwa von 18° ö. L. bis Quimbundo um wenige Minuten verkürzt werden musste, um auf der Rückreise im Bangala-Lande den Anschluss an die früheren Aufnahmen herzustellen.

Durch voll ausgezeichnete, bezw. gestrichelte Flussläufe ist das genau aufgenommene Terrain von dem erkundeten scharf unterschieden; die Grenze zwischen beiden, welche im Originale ursprünglich nicht bezeichnet war, hat Schütt selbst später angegeben.

Die portugiesische Schreibweise der einheimischen Namen wurde auf Wunsch desselben beibehalten; wegen der Aussprache verweise ich auf die in Tafel 2 und 3 enthaltene Bemerkung.

Dass Pungo-a-N'Dongo, wo Taf. 1 und 2 zusammenstossen, auf beiden zu verschiedenen Zeiten bearbeiteten Karten in der Länge um 5' differirt, ist ein Versehen, das ich zu entschuldigen bitte, das aber bei der grossen Verschiedenheit der Längen-Angaben in jenem Gebiete wenig ins Gewicht fällt. Es rührt daher, dass auf Tafel 1 die Länge der englischen Küstenaufnahme beibehalten wurde (vergl. Zeitschrift der Ges. f. Erdkunde zu Berlin XV. S. 241 f.), während in Tafel 2 und 3 Schütt's Länge von S. Paulo de Loanda zu Grunde gelegt wurde, welcher den um 5' differirenden Beobachtungen des dortigen Observatoriums folgte.

Richard Kiepert.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von Lissabon. Ankunft in São Paulo de Loanda. Sagen über die Königin Ginga. Geschichtlicher Rückblick auf Angola. Fahrt auf dem Quanza nach Dondo. Abmarsch nach Pungo-a-N'Dongo. Auf dem Marsche. Bekanntschaft mit dem Soba Dumbo Apepo. Ankunft und Aufenthalt in Pungo-a-N'Dongo. Weiterreise nach Malange.

Das Gewühl der Boote, Scheiten und Jollen, welche den am 5. November 1877 im Hafen von Lissabon vor Anker liegenden Dampfer „China“ der Englisch-Portugiesischen Empreza Lusitana den ganzen Vormittag umlagert hatten, lichtete sich allmälig, als um 3 Uhr, gut zwei Stunden nach der festgesetzten Abfahrtszeit, der Dispenseiro zum fünften Male etwa seine Glocke schwingend das Verdeck entlanggeschritten war und, diesmal mit einem Anfluge von Energie, die bethränten Bräute, Schwestern, Gattinnen und Freunde beschworen hatte, sich doch endlich zurückzuziehen. Der Anker wurde emporgewunden, die Schraube begann ihre Kreise und leise schaukelnd schwamm das Schiff den stolzen Tajo-Strom hinab. Lissabon, mit seinen grell beleuchteten kahlen Höhenzügen, seinen weissen Palästen, seinem blauen Himmel und blauen Wasser, deren gemeinsame Wirkung das Auge schmerzt und doch so schön ist, blieb mehr und mehr zurück, die Barre wurde passirt und bald umgab die Reisenden das eintönige, ewig gleiche und ewig erhabene Bild des Oceans.

Die Reisegesellschaft, nachdem sie sich nach und nach mit dem erbarmungslosen Meergotte abgefunden, begann sich in einzelne Abtheilungen abzusondern, und die üblichen Mittel, der Langeweile einer solchen Seereise mit möglichstem Erfolg entgegenzutreten, wurden hervorgesucht und bald zur täglichen Regel.

Der grösste Theil der Passagiere bestand aus portugiesischen Ingenieuren, welche nach den Kapverdischen Inseln gingen, um dort im Auftrage ihrer Regierung Wege, Brücken und sonstige Bauten zu pro-

jectiren; eine andere Gruppe bildeten mehrere Marineoffiziere, welche die Besatzung der Marinestation in Loanda ablösen sollten. Ich selbst war mit meinem Begleiter Paul Gierow von der verdienstvollen Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland mit der Aufgabe betraut worden, von der Westküste aus ein Eindringen in das äquatoriale Innere Afrika's, des grossen, noch so wenig bekannten Erdtheils, zu versuchen und auf der durch die v. Homeyer'sche Expedition geschaffenen Basis weiterzubauen, von der ein Mitglied, Dr. Paul Pogge, bekanntlich die ruhm- und mühevolle Reise bis in die Residenz des mysteriösen Kaisers von Lunda, des Muata Jamvo, glücklich bestanden hatte.

Den Verlauf der Seereise näher zu beschreiben, ist wohl überflüssig, die meisten meiner Vorgänger haben dies ja gethan und zwar in ausführlicher, sich stets ähnelnder Weise. Aus demselben Grunde will ich auch nur kurz über die Beschreibung des Küstengebietes hinweggehen, das ja ebenfalls schon so eingehend von Falkenstein, Buchner, Monteiro und Anderen behandelt wurde.

Die ermüdende Seefahrt erreichte endlich am 10. December ihr Ende, langsam tauchte das Land vor uns empor und wir sahen in der Abendbeleuchtung die Hauptstadt der portugiesischen Provinz Angola, São Paulo de Loanda, ein für dortige Verhältnisse recht erhebliches Städtchen, welches aus dem sich am Strande hinstreckenden Geschäftstheile und aus dem vornehmen, über dem steilen, etwas zurücktretenden Uferhange auf dem Plateau gelegenen Viertel besteht, vor uns liegen. An einer Bai sich hinziehend ist die Stadt im Rücken von schroffen, sandigen Hängen begrenzt, die im Süden in einem scharf vorspringenden Berg endigen, auf dem die Festung S. Miguel mit ihrem Leuchtthurm liegt. Gegen Westen und Süd-Westen schliesst und schützt den Hafen eine flache, langgestreckte Insel, auf der neben diversen Negerhütten einige grössere Gebäude, meist der Regierung gehörend, stehen, welche von Beamten bewohnt sind, die trotz der Langeweile dieses isolirten Fleckchens den frischeren gesünderen Aufenthalt der ungesunden Lage der Stadt vorziehen.

Auf dieser Insel, Loanda genannt, setzten sich die ersten, vor etwa 300 Jahren hier gelandeten Portugiesen fest und begannen von da aus die Eingeborenen, die sich N'Gola nannten und unter ihrer Königin Ginga den Eindringlingen tapferen Widerstand leisteten, erbarmungslos mit einem Vernichtungskriege zu überziehen. Die Königin, die noch heute, von Sagen umwoben, als das Prototyp weiblichen Heroismus, einer Brunhild etwa vergleichbar, im Munde aller dortigen Neger lebt, wurde schliesslich überwältigt, längere Zeit gefangen gehalten und zog sich nach ihrer Freilassung, nachdem sie vorher noch

zwangsweise zum Christenthum bekehrt worden war, mit dem Rest ihres Volkes tief ins Innere, fast bis an den Quango-Strom zurück, wo dieser Stamm noch jetzt unter dem Namen Ginga in fester Abgeschlossenheit gegen Handel und Verkehr sowie in starrem Hasse gegen alles, was weisse Haut hat, existirt.

Um die siegreichen Portugiesen sammelten sich nun Flüchtlinge und Ueberläufer, gekaufte und gefangene Sklaven kamen hinzu, Städte und Flecken entstanden an den Ufern des etwas südlicher das Plateau durchbrechenden Quanza, Festungen sicherten den rasch erworbenen Besitz und die dem Heere nachfolgenden Priester bauten Kirchen und lehrten die Wilden in segensreichster Weise viele nützliche Dinge, wie Früchte und Gemüse pflanzen, Getreide bauen, und vor allem das Christenthum bekennen. So wuchs allmälig das Negervolk heran, das heute die Provinz Angola bewohnt und sich nach dem zuerst im Innern gegründeten Hauptdistrict Ambaca am Pamba-Flusse Ambaquistas oder einfach Portugezes nennt. Sie sprechen unter sich eine Mischsprache der diversen Urdialekte, mit portugiesischen Brocken aufgeputzt, welche sie M'bundu oder Quimbundu nennen, was einfach „die Sprache der Eingeborenen“ sagen will; ein M'bundu-Volk giebt es nicht, noch hat es je ein solches gegeben. Die meisten reden ausserdem ein eigenthümlich korrumpirtes Portugiesisch und sie sind, im Ganzen genommen, der lächerlichste, eitelste Typus, den die Halbcivilisirung zu schaffen im Stande ist. — —

Wir waren sogleich bei unserer Ankunft in Loanda von dem Agenten des holländischen Hauses und holländischen Vicekonsul, Herrn Pasteur, freundlich in sein gastfreies Haus aufgenommen worden, ein äusserst günstiger Umstand für uns, da es keinerlei Gasthäuser dort giebt und der Ankömmling lediglich auf die Gastfreundschaft der Bewohner angewiesen ist. Leider fehlt uns Deutschen ja dort ebenso wie an anderen Orten in fremden Welttheilen ein Vertreter unseres Landes, ein Consul, der seinen Landsleuten mit Rath und That an die Hand gehen und ihnen erfolgreich beistehen könnte. Zu um so grösserem Danke fühle ich mich aber deshalb Herrn Pasteur verpflichtet, da er mir, dem Neuling, aufs freundlichste behülflich war, über die ersten Schwierigkeiten hinwegzukommen.

Mein Hauptbestreben musste es vor allem sein, die Küstengegenden, den ungesundesten Theil des Landes, so bald wie möglich zu verlassen und auf das Hochplateau zu kommen, wo ja immerhin für den Europäer günstigere klimatische Verhältnisse vorauszusetzen waren. Ausserdem hätte mir ein längerer Aufenthalt in Loanda durchaus nichts genützt, da es dort ganz unmöglich ist, Träger für eine weitere Reise ins Innere zu bekommen.

Wenig südlich von Loanda mündet in den Ocean der Quanza, der in seinem unteren Laufe von kleinen Dampfern befahren wird; auf diesem Fluss sollte der erste Theil der Reise zurückgelegt werden, welcher also nicht die mindesten Schwierigkeiten bot, so lange der Körper den schädlichen Einflüssen des Klimas widerstand.

Während in Loanda die erforderlichen Kisten hergestellt wurden, in denen mein Gepäck untergebracht werden sollte, um später auf den Schultern der Träger weitertransportirt zu werden, machte ich einstweilen eine Recognoscirungsreise den Quanza hinauf und über ihn hinüber am linken Ufer, in das Gebiet der unabhängigen, noch in dem Rufe des Kannibalismus stehenden Quissama-Neger; die reizlose Eintönigkeit jedoch des wasserarmen Landes und nebenbei auch die geringe Zuverlässigkeit der Wilden, welche mich begleiteten, liessen mich bald in die Factoreien am rechten Ufer zurückkehren.

Wir verlebten noch das Weihnachtsfest und den Jahreswechsel in Loanda und erst am 4. Januar 1878 konnten wir uns mit unseren endlich fertig gewordenen Kisten auf dem Dampfer einschiffen, der uns den Quanza entlang nach Dondo bringen sollte. Die Ufer des Quanza bieten ein echt tropisches Vegetationsbild dar, wie man es auf der weiteren Reise ins Innere in dieser Breite nicht mehr wiederfindet; zwischen Mangroven- und Palmenwäldern, welche letztere alljährlich reichen Tribut an Oel an die Küste liefern, lugen malerisch die zahlreichen Dörfer, freilich nur aus niedrigen Lehmhütten, mit Stroh gedeckt, bestehend, hervor, in deren unmittelbarer Nähe stets ein oder mehrere Baobabs oder Affenbrodbäume den Bewohnern den willkommenen Schatten, dem Dorfe den vom Häuptling und den Aeltesten stets occupirten Ehrenplatz und Centralpunkt bieten. Von Zeit zu Zeit jedoch wird auf grosse Strecken der Wald unterbrochen und eine weite, flache baumlose Bucht, mit hohem Grase bestanden, bietet dem Reisenden einen Blick auf den fernen niedrigen Höhenzug, der das Flussthal hier begrenzt. Diese Buchten sind Lagunen, mächtige Ueberschwemmungsbecken, Seen, könnte man fast sagen, die jedoch während der drei regenlosen Monate auszutrocknen beginnen und dann mit den tödtlichen Miasmen, die darüber lagern, einen unheimlichen und gefahrvollen Aufenthalt bieten. Bei einiger Aufmerksamkeit kann man in ihnen häufig die das Wasser suchenden und in der trockenen Zeit also den Flussufern näherkommenden Familien der dickhäutigen, walzenköpfigen Kolosse, der Hippopotamus, in ihren Spielen beobachten und manchmal glückt ein Schuss, der dann den von weit hinzuströmenden Schwarzen ein endloses Festessen gleich an Ort und Stelle bereitet, das erst mit dem letzten Fleischfetzen ein Ende nimmt.

Auf den Sandbänken und an Ufervorsprüngen sieht man das widerliche Crokodil, das man recht gut den Fluch der afrikanischen Gewässer nennen kann, seinen gepanzerten Leib regungslos den Sonnenstrahlen aussetzen, und mit Behagen nimmt man an dem Vertilgungskriege Theil, den jeder Mitreisende, vom Kapitän und Maschinisten bis zum letzten schwarzen Passagier, der Herr einer Büchse und der daraus gesandten Kugel ist, sofort mit Feuereifer beginnt. Wie grossen Schaden diese Riesenreptile dort fortwährend anrichten, kann man aus dem Umstande ersehen, dass während einer einmaligen Auf- und Niederfahrt auf dem Quanza, meiner ersten, bis Dondo hinauf, ich vier Personen mit eigenen Augen den Scheusalen habe zur Beute fallen sehen.

Dondo erreichten wir nach drei Tagen; es ist dies ein kleiner Ort, der etwa ein Dutzend weisser Familien aufzuweisen hat; noch im Tieflande, hart am Fusse des Aufstieges zum Plateau liegend, ist es derart von Bergen wie ein Kessel umgrenzt, dass es als der ungesundeste Punkt der ganzen Gegend gelten darf. Die Hitze ist wahrhaft unerträglich und nur durch mehrmalige tägliche Bäder kann man sich ein wenig mobil erhalten. Wir wohnten im Hause eines liebenswürdigen Portugiesen, des Herrn Fortunato Zagury, welcher dort das bedeutendste Handelshaus besitzt und der sich mir nebenbei durch seine grosse Kenntniss des Landes und der Leute sehr nützlich machte. In seinem weiten steinernen Hause war, wenn wir uns des Abends zur Mahlzeit in der Veranda niedergelassen hatten, trotz eines riesigen, über der Tafel hängenden und von den Negerjungen in fortwährender Bewegung gehaltenen Schirmes die Hitze und die Schwüle so gross, dass wir es nur in der allerprimitivsten Toilette einigermassen aushalten konnten und uns schon bei der gewiss sehr unbedeutenden Bewegung, die das Essen verursachte, der Schweiss in hellen Strömen über das Gesicht lief. Die Brise, welche die Bewohner der Factoreien am Quanza allabendlich wenigstens für eine kurze Zeit erquickt, kann nicht bis in diesen Backofen gelangen.

Trotz der colossalen Hitze machten wir verschiedene Ausflüge in die Umgegend und besahen uns unter andern auch die auf einigen Karten nach Livingstone benannten sehr hübschen Fälle des Quanza bei Cambamba, nicht weit oberhalb Dondo gelegen, welche s. Z. Eduard Mohr in erschöpfender Weise geschildert hat. Livingstone selbst hat diese Fälle nicht besucht, wie auch aus seinem bezüglichen Werke hervorgeht.

Drei Wochen waren erforderlich, um uns die nöthigen Träger bis Pungo-a-N'Dongo, dem nächsten von Weissen bewohnten Orte nach

dem Innern zu, zu verschaffen, und am 6. Februar, nachdem ich bereits lange vorher die topographische Aufnahme der Umgegend, sowie die geographischen Ortsbestimmungen beendet hatte, traten wir unsere Reise nach unserem nächsten Bestimmungsorte an.

Obgleich der Weg von Dondo nach Malange den pompösen Namen einer „estrada real" führt und täglich und unaufhörlich von Karawanen begangen wird, so ist er doch nichts weiter als ein getretener Pfad, dessen Umrisse noch dazu nicht das mindeste von der Intelligenz merken lassen, mit welcher in einer dem Reisenden auffälligen Weise die Orientalen ihre Wege über die natürlichen Hindernisse hinwegzuführen verstehen. Ohne von dem Princip ausgegangen zu sein, möglichst der kürzesten, also der geraden Linie zu folgen, was man ja als Grund gelten lassen müsste, haben die Neger eine merkwürdige Geschicklichkeit darin entwickelt, ihre Pfade über Hindernisse, wie z. B. Risse und Erhebungen, an den ungeeignetsten Stellen zu führen. Keiner Brücke begegnet man, und sei der Riss noch so schmal und noch so tief, man muss hindurch; nicht einmal die geringe Mühe giebt man sich, die Hänge an einer Stelle etwas abzuböschen, was ja mit wenigen Schlägen der Hacke, welche die Karawane stets bei sich führt, geschehen wäre. Jeder Einzelne quält sich mit seiner Last hinunter und wieder hinauf, trotzdem er weiss, dass er in wenig Tagen denselben Weg von neuem machen muss.

Der erste Theil der Strecke von Dondo nach Pungo-a-N'Dongo führt durch die Uebergangszone von der Küstenniederung zur Hochebene, an deren unterer Grenze, wie schon erwähnt, Dondo liegt, wo der Quanza-Strom die Hänge durchbricht, dabei bald über reizende Katarakte hinwegbraust, bald tief unten durch malerische Schluchten dahinströmt. Diese Zone ist bergig und zerrissen und ferner reichlich von fliessenden Wässern durchschnitten; ihre Thäler und Hänge tragen noch zum Theil den Schmuck fruchtbarer Waldungen, im Gegensatz zu der Küstenzone, welche sich durch ein äusserst gehaltloses, ödes Aussehen und durch grosse Armuth der Vegetation auszeichnet. Die Bevölkerung ist auch hier sehr dünn gesäet, aus diesem Grunde trifft man denn nur wenig Ortschaften an, weshalb die Regierung in Entfernungen von etwa 3 Wegstunden Posten, sogenannte patrolhas, hingesetzt hat, die aus ein paar zerlumpten Soldaten der Guerra preta oder „afrikanischen Landwehr" bestehen. In ihren Hütten, die man „quartel" nennt, kann der verwöhnte Reisende sein Nachtlager aufschlagen; freilich machen Unreinlichkeit und Ungeziefer aller Art den Aufenthalt darin zu keinem besonders angenehmen und wird man sich daher während der regenlosen Zeit besser vor der besagten Hütte betten, als in derselben.

Am 8. hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, auf dieser Reise in der Residenz eines Negerhäuptlings zu übernachten, eines ehemals berüchtigten Wegelagerers, der freilich schon seit längerer Zeit von der Regierung unschädlich gemacht worden war. Wir gelangten um die Zeit, wo den Trägern die Beine müde zu werden anfangen, in die Nähe eines hübsch zwischen Euphorbien-Gruppen und anderen Bäumen gelegenen Dorfes, und beschloss ich für die Nacht dort Halt zu machen. Hierbei bildete für mich eine auf den umliegenden grünen Triften weidende Rinderheerde nicht den geringsten Magnet, denn wir hatten bereits am Tage vorher kein frisches Fleisch auftreiben können.

Das Dorf gehörte dem Soba (Titel der Häuptlinge) N'Dumbo Apepo, und ich war sehr erfreut, in ihm den König Pepe des Herrn von Homeyer wiederzufinden. Das Betragen Sr. Majestät gegen mich war jedoch nicht so, dass ich für ihn besonderes Interesse hätte gewinnen können; er unterschied sich eben nicht im geringsten von den übrigen Negern, die ich bisher kennen gelernt hatte. Dem Gebrauche gemäss liess ich ihm bald nach meiner Ankunft etwas Branntwein verabfolgen und kümmerte mich nicht weiter um ihn; er, der schon vorher angetrunken gewesen war, verlangte nun, nachdem ihn das schnell genossene Getränk vollständig um seine Besinnung gebracht, mein Gewehr, meinen Revolver, meinen Rock u. s. w., dann sollte ich ihm eine Spieldose repariren, welche er früher in den Zeiten seines Glanzes wohl einmal zwangsweise zum Geschenk erhalten hatte und die in Folge der geschickten Behandlung die Stimme verloren haben mochte. Um ihn loszuwerden, schenkte ich ihm noch ein Päckchen Taback, worauf er gerührt von dannen ging. Wahrscheinlich jedoch ärgerte ihn meine respectlose Behandlung und er versuchte nun, da es ihm bei mir nicht gelungen war, meinen Leuten zu imponiren, indem er ihnen Befehle behufs Einrichtung ihres Lagers ertheilte; sie aber lachten ihn aus, was ihn nicht abhielt, eine Batuque, einen Tanz, in höchsteigener Person unter dem Baobab vor dem Dorfe aufzuführen. Hierdurch ins höchste Stadium der Aufregung versetzt, prügelte er seine Minister und Hofbeamten, die dergleichen schon gewohnt zu sein schienen und, indem sie mit scheinheiligen Mienen vor ihm im Staube lagen, sich dennoch so lange tüchtig gegen seine Streiche wehrten, bis Se. schwarze Hoheit endlich abtaumelte, um vorläufig nicht wieder auf der Bildfläche zu erscheinen. —

Von dem Dorfe an ging der Weg über baumloses, wellenförmiges Terrain, auf und ab, gerade durch; selten sieht man einen niederen Strauch, selbst das Steppengras, der Capim, gelangt hier nicht zu grösserer Höhe.

Am 10. Nachmittags, nach endlosem Marsche, lag endlich der Felsklotz von Pungo-a-N'Dongo nahe vor uns; die letzte Senkung vorher wurde erreicht und nach Erklimmen des ziemlich steil zwischen den Felsen hinaufgehenden Pfades gelangten wir zu dem Ort und wurden von dem Chefe oder Untergouverneur, Herrn de Castello Branco, gastlich in seinem Hause aufgenommen, in dem eine weisse Dame, die erste, mit der wir seit S. Thiago wieder zu Tische sassen, die Honneurs machte.

Pungo-a-N'Dongo, übersetzt: „der grosse Fetisch des N'Dongo", (des Geliebten der Königin Ginga, die hier sich lange gegen die Portugiesen hielt), von dem mir in Dondo schon gesagt wurde, es sei das achte Weltwunder, liegt wirklich eigenthümlich genug mitten in den Felsen und von ihren Spitzen umgeben. Von der Ebene aus präsentirt sich der Fels als eine Wand, links, also im Norden, mit einigen allein vorragenden Nadeln endigend, im Süden mehr allmälig in die Ebene verlaufend. Das Gestein ist ein hartes tönendes Sandstein-Conglomerat, tönend, weil voll von Höhlungen. Drei frische perennirende Quellen, deren Wasser jedoch keinerlei mineralischen Beigeschmack, sondern die Geschmacklosigkeit von Regenwasser hat (vermuthlich ist es auch solches, das sich in den Höhlungen des Conglomerats angesammelt hat), sowie die hier wehende frische, kühle Luft machen den Aufenthalt zu einem recht angenehmen. Das hat jedoch nichts mit der Lage der Stadt als Handelsflecken zu thun. Als Festung — und wie selten wird sie diesem Zwecke dienen — ist ja das Felsennest vortrefflich, aber nicht in anderer Beziehung. Wenn man den Weg 3—4 km südlicher oder nördlicher führte und dort die so schnell niedergebrannten und leicht wieder aufzubauenden „Häuser" errichtete und den Ort Pungo-a-N'Dongo nennen würde, so hätten wahrlich Cultur und Handel grossen Vortheil davon. Nicht nur die Ausdehnung der cultivirteren Felder wäre gewonnen, auch die furchtbare Ueberkletterung der Felsen würde vermieden werden.

In Pungo fand ich von der Ausrüstung der Expedition des ein Jahr vorher in Malange verstorbenen Reisenden Eduard Mohr fünf Blechkisten vor, doch enthielten sie nichts weiter wie Gerümpel, und konnte ich nur die Kisten gebrauchen, während ich den Kern, der aus Alaun, Chlorkalk und anderen Droguen bestand, für die ich keine Verwendung hatte, dem Kaufmann, der die Sachen so lange treu behütet, überliess. Eine Wolldecke jedoch, einen Lederriemen und etliche Nägel erklärte ich für gute Beute; einige Pakete Seife führten sich meine beiden Negerjungen zu Gemüthe; weshalb, wussten sie wohl selber kaum.

Hier machte ich zum ersten Male einen Ritt „on ox back“, auf einem Reitstier, wie sich derselben die Portugiesen besonders in Mossamedes bedienen. Diese Art zu reiten ist nicht so unangenehm, wie man denken sollte; der Ochse geht einen ganz hübschen Trab und kann sogar zu einem Galopp aufgemuntert werden. Der hohe Höcker, den diese Thiere haben, lässt einigermassen den tief angesetzten Kopf vergessen; trotzdem bleibt es stets, wenn man die unberechenbare Tücke des Thieres und seine gefährliche Waffe in Betracht zieht, ein unheimliches Reiten.

Was nun den Ort selbst anbelangt, so kommt sein Klima etwa dem von S. Thiago gleich. Bananen füllen mit dem entzückenden Hellgrün ihrer Blattäste, hübsch zwischen dunkelgrüne Guvaven und zwischen Akazien mit ihren rothgelben Blüthen vertheilt, die Risse zwischen den Felsengruppen aus; wo an den Abhängen etwa Platz und eine Kruste fruchtbaren Bodens vorhanden ist, da haben Euphorbien es ausgenutzt und recken ihre Kandelaber-Arme in die Luft. Am Fusse der Felsen wachsen Palmen, wenn auch die Oelpalme, die eine höhere Temperatur braucht, hier nicht vorkommt.

Der Chefe hatte bald nach meiner Ankunft mit einigen der umwohnenden Soba's um neue Träger für mich bis Malange zu handeln begonnen und, während ich die Umgegend genügend durchstreifte und sogar meinen Messtischwinkel- und Höhenmessungs-Gelüsten zu Liebe den höchsten ersteigbaren Felsen, den dritthöchsten der Gruppe, erkletterte, waren Leute für die Fortsetzung der Reise gedungen worden.

Die eben erwähnte Ersteigung machte ich mit einigen rasch gewonnenen Bekannten. Wir begannen in einem der bewachsenen Risse sanft fast auf die Höhe der hier sichtbaren Felsen zu steigen, wo sich ein Plateau darbietet, 35 m über unserem Hause gelegen. Von hier ging das Klimmen los, hinauf den Conglomerat-Kegel unter 50—55°, was bei einem anderen Gestein ja überhaupt unmöglich wäre. Aber diese blasenartigen leichten Schlacken und die darin verschmolzenen Feldsteine (Quarz und andere Gesteinarten) gaben dem Fuss und der Hand einen Halt, auch wo das Auge keinen zu erspähen vermochte. Von einem Pfade, auch nicht einmal einem Ziegenpfade, war keine Rede, jeder klomm nach eigenem Gutdünken die Wand hinauf und endlich hatten wir nach ungeheuren Anstrengungen den 93 m über dem Hauptplatze (vor dem Hause des Chefe) und 1373 m über dem Meere liegenden Gipfel erreicht, der höchste Fels aber, eine einsam aus der Tiefe aufragende Nadel, oben mit ein wenig Gras und ein paar Bäumen bestanden, der Pungo-Fels genannt, war noch 30 m höher und unersteigbar. Die Aussicht von unserem Punkte war natürlich eine sehr lohnende, man

sah den Plateaucharakter von da noch deutlicher ausgeprägt und wie diese Felsen aus demselben hervorgebrochen sind. Dies war aber nur nach Westen der Fall, wo zuerst kleine, dann aber immer grössere Felsklumpen, scheinbar ohne Verbindung, hervorragten.

Im Anschluss hieran will ich auch noch einige Notizen über die geologische Beschaffenheit mehrerer Stellen unseres letzten Marsches nach Pungo-a-N'Dongo folgen lassen. Granit wog auf demselben vor und auch alle die kleinen Fels-Auswüchse bestanden aus diesem Stein, der sich in oft pittoresken Formen durch das Erdreich brach. Kalk fand sich nur bis zur ersten Wasserscheide bei Dondo, durchbrochen von Brauneisensteinschichten.

Auch die geologischen Aufzeichnungen über den Quanza*) mögen hier ihren Platz finden. Die ganze Küste südlich des Congo bis unterhalb der Quanzamündung ist ein Plateau mit Steilabfall, Kreidekalk mit weichem Thonschiefer gemengt, an welchen jedoch jetzt, in den Buchtungen wenigstens, das Meer nicht mehr hinanreicht, da sich davor Ablagerungen, aus Sedimenten und chemisch gelösten Stoffen bestehend, gebildet haben. Bei Loanda zeigt sich dies am deutlichsten. An der Quanzamündung haben einzelne Hügel und Hügelketten den Charakter von hervorragenden Theilen unterirdischer Gebirge, jedoch treten diese nicht zu Tage; was man sieht, ist die gleiche Kalk-Thon-Mischung, Conglomerat könnte man sagen, da alle Sorten Steine eingebacken sind. Bei Bom Jesus tritt zuerst prächtiger Kalkstein (Korallenkalk) zu Tage, und zwar an beiden Ufern; derselbe liefert einen besseren, als den in Loanda gebrannten Muschelkalk.

Der Kalkstein, und lediglich er, tritt überall hervor bis Dondo und höher hinauf. In der Enge oberhalb dieses Ortes erscheint dann plötzlich rother eisenhaltiger Boden (Röthel, Bolus) in den schmalen Niederungen, welche die Risse der Felsufer unten abrunden; wo jedoch eine Felskante vorragt, zeigt sich am linken Ufer harter, löslicher Kalktuff mit Höhlen- und sogar Tropfsteinbildungen, darauf Raseneisenstein und Eisenkalkstein. An der einen scharfen Biegung am rechten Ufer befinden sich in der ganzen Höhe der abfallenden Uferwand zwei Lager von braunem Thoneisenstein, welche bis unter den Wasserspiegel reichen und von Korallen-Kalk unterlagert und von einander getrennt werden, während oberhalb der erste Block Granit erscheint, der als das Grundgebirge der Fälle dann von dort an zu Tage tritt. Bei

*) Die Flutbewegung den Quanza hinauf mag bis Tombo bemerkbar sein, das Steigen des Wassers höchstens bis Calumbo, denn schon in der weiten Flussbiegung vor diesem Orte haben die Mangrove-Bäume aufgehört, die Uferränder mit ihrem Wurzelwerk zu füllen, ein sicheres Merkzeichen der Reinheit des Wassers.

letzteren bestehen die oberen Uferhänge wieder aus den Conglomeraten von vorhin, unten liegen jedoch auf dem Granit und Syenit lose Klötze von allerlei Art, zu denen ich leider (aus physischer Unmöglichkeit) nicht gelangen konnte. So auch schien mir bestimmt der mittelste kleine, natürlich eingewachsene Fels im Falle ein Trachyt-Dolerit zu sein. Die Berge um Dondo, die letzten Ausläufer des ersten Plateau-Gebirges, zeigen nur Eisen-Kalkstein mit Thonschiefer.

Am 20. Februar konnten wir von dem Felsennest scheiden und den Weitermarsch durch die heisse Ebene von neuem antreten; auf dem Marsche berührten wir auch mehrere Gräberplätze, aus dem Thon des Bodens, wie die Termitenbauten, aufgeführt, und bemerkte ich ferner zum ersten Male, dass hier dieselbe Terrainbildung war, wie in Syrien vielfach, nämlich mit mehrarmigen Polypen, Einsenkungen, die nur Ein-, keine Ausflüsse haben, charakteristisch trockene, wasserarme Gegenden. In der Regenzeit steht unten ein See, in der trockenen ein karger Sumpf. An einzelnen Stellen des Marsches trat eine Variation der Felsart zu Tage und bemerkte ich eine Art Ziegelerde, zuweilen brach auch die Eisenschlacke wieder durch und zwar mitten unter dem rothen Lehm-Stein. Am 22. Februar langten wir glücklich in Malange an und stieg ich dort bei dem Kaufmann Machado ab.

Zweites Kapitel.

Ed. Mohr's angebliche Vergiftung. Die Gebrüder Machado. Aufenthalt in Malange. Der Ort selbst und seine Bewohner. Meine Reise-Absichten. Entdeckung des „Kaiserin-Augusta-Falles", südlich von Malange gelegen. Eine M'bambu-Beschwörung. Ein „Ball" in Afrika. Vorbereitungen zur Abreise und endlicher Aufbruch von Malange.

Saturnino Jozé de Souza Machado und sein Bruder Custodio waren der Afrikanischen Gesellschaft zuerst durch Pogge's Berichte bekannt geworden, der, als er von Pungo-a-N'Dongo aus seine Reise ins Innere allein, resp. anfangs in Begleitung des K. K. Oberlieutenant Herrn Lux fortgesetzt, ihre Bekanntschaft gemacht hatte, von ihnen auf Credit ausgerüstet worden war und mit der Karawane des Aelteren, Saturnino, die Reise bis Quimbundo zurückgelegt hatte. Als Pogge bei seiner Zurückkunft in Pungo oder Dondo den unterdessen von der Gesellschaft ausgesandten Reisenden Ed. Mohr antraf, hatte er jenen ebenfalls in das Haus der Machado's empfohlen, wo jener Unglückliche, neun Tage nach seiner Ankunft, sein tragisches Ende fand. Custodio, der, obgleich der jüngere Bruder, der Chef des Hauses in Malange ist, während Saturnino damals den Handel in und um Quimbundo als seine Domäne betrachtete, war darauf von seinen Landsleuten beschuldigt und angeklagt worden, Mohr vergiftet und beraubt zu haben. In Folge dessen war er mehrere Monate in Loanda gewesen und hatte kein Mittel unversucht gelassen, sich von diesem abscheulichen Verdachte zu reinigen, und da ferner die beiden Negerjungen, welche Mohr bedient hatten und die vielleicht als Zeugen hätten dienen können, beide während der Untersuchungshaft im Carcer vor ihrem Verhör gestorben waren, da ferner der Chemiker Dr. Lourenço in Lissabon, dem ein Fläschchen mit dem bei der Obduction Mohr's erhaltenen Mageninhalt zur Analyse übersandt worden war, erklärte, die Quantität sei zu einer solchen zu gering, hatte man die Untersuchung niedergeschlagen.

Die Afrikanische Gesellschaft zweifelte nach den günstigen Berichten, die Pogge über die Machado's gemacht, an der Unschuld derselben durchaus nicht und so ging auch ich, mit einem Dankschreiben seitens der Gesellschaft ausgerüstet, in dasselbe Haus.

Saturnino ist ein 41 jähriger kleiner hagerer Mann von gelbem Teint, pechschwarzem Haar und Bart und funkelnden Augen, aus denen nicht gerade in hervorragender Weise Menschenfreundlichkeit spricht. In Kleidung und Benehmen über alle Maassen verwahrlost, sucht er noch weit mehr den Vernegerten, der lange nicht unter civilisirten Menschen gelebt, zu spielen, als er es wirklich ist. Custodio ist etwa 35 Jahre alt, ein grosser stattlicher Mensch mit ernsten, edlen Zügen, mit einem Gesicht und Wesen von der Art, wie es den Frauen aller Länder im höchsten Grade gefährlich ist. Beide sind, besonders was Literatur und Geschichte ihres Landes betrifft, sehr gebildet und beide sprechen, sobald Fremde zugegen, ein Portugiesisch, so gewählt, so schön, dass sich Camoëns dessen nicht zu schämen gehabt hätte. Belauscht man sie freilich einmal in dem Jargon, in dem sie mit den Schwarzen conversiren, so ist es etwas anders und könnte einen erstarren machen.

Die Afrikanische Gesellschaft hatte mir bei meiner Aussendung von Europa ursprünglich nur die Aufgabe zugedacht, mich in der Nähe der Küste an einem geeigneten Orte festzusetzen, von da aus Ausflüge in die Umgegend zu machen und das Land topographisch zu studiren. Aus diesem Grunde hatte man mir ein Jahrgeld von 6000 Mark gewährt und mir keinen weiteren Credit gegeben. Bereits von Loanda, als ich den ersten Einblick in das Land und seine Verhältnisse gethan, hatte ich jedoch berichtet, dass ich von Malange aus eine grössere Reise ins unbekannte Innere versuchen wolle und hatte deshalb um Anweisung einer höheren Summe gebeten. Meine 300 £, von denen ich den grössten Theil schon in Loanda zu Einkäufen verwandt, waren nun fast zu Ende, als ich in Malange ankam; ich war also auf den Credit von Seiten der Gebrüder Machado angewiesen und ich kann versichern, dass dies Gefühl mein Verhältniss zu ihnen nicht besonders behaglich machte. Pasteur, zu dem ich offen über meine Geldverlegenheit gesprochen, hatte mir ein Schreiben an die Machado's mitgegeben, in welchem er, wenn auch wohl nicht unter kaufmännischer Sicherstellung, doch gewissermassen für mich gutsagte und so that ich denn, als wüsste ich gar nicht, dass solche Angelegenheiten durch Creditbriefe geregelt werden müssen; ich nahm einfach, was ich brauchte, von den Wirthen und sie waren auch delicat genug, niemals eine bezügliche Frage zu stellen.

Wir richteten uns also häuslich in der kleinen Hütte ein und begannen unsere Arbeiten. Saturnino, der über alles, was das Innere

betraf, Orakel war, hatte mir gleich gesagt, vor Beginn der trockenen Zeit, des Cacibo, also vor Mitte Mai, könne an einen Aufbruch überhaupt nicht gedacht werden und bis dahin musste ja auch mein neuer Credit angelangt sein. Gierow's wegen war mir übrigens ein solcher Aufenthalt gar nicht so unlieb; der arme Mensch war bereits in Dondo bettlägerig geworden und hatte sich nur mit der allergrössten Energie bis hierher geschleppt; nun aber waren ihm beide Beine rheumatisch geschwollen und ich hätte ihn unter allen Umständen zurücklassen müssen, wenn ich die Reise sogleich hätte weiter fortsetzen wollen. Auch auf mich hatte die Hitze bisher betäubend gewirkt, und Geist und Körper hatten noch gleichmässig unter den ungewohnten klimatischen Verhältnissen gelitten. Wir hatten die Reise von Dondo bis Malange während der sogenannten kleinen Regenperiode gemacht; fast täglich wurden wir von heftigen Schauern durchnässt, dazwischen aber sandte die Sonne, die ja in dieser Zeit senkrecht über uns stand, wieder ihre Strahlen auf uns nieder, so glühend, so drückend, dass ich oft wie wirren Sinnes war und trotz aller Abneigung mich schliesslich der landesüblichen Hängematte, der Tipoya, die von zwei Negern an einer starken Palmrippe auf den Schultern getragen wird, nicht ganz entschlagen konnte. Nun hiess es also vor allen Dingen den Körper zu gewöhnen und abzuhärten und ich vermochte dies, indem ich Tag für Tag kurz vor Sonnenaufgang hinausging in den Busch, mich vor der Durchnässung durch Regen oder Thau nicht scheute und allmälig die Sonne immer etwas höher kommen liess, ehe ich nach Hause zurückkehrte.

So lernte ich bald die Umgegend kennen und meine topographischen Blätter erweiterten sich. — —

Malange, jetzt der letzte Posten, den die Portugiesen, welchen früher die Strassen bis zum Quango gehörten, noch inne haben, ist ein freundlicher Ort, dessen Häuser, wenn man die von den Weissen und etlichen wohlhabenden Farbigen bewohnten grösseren Lehmhütten mit diesem Titel beehren darf, sämmtlich an der einzigen, sehr breiten und sehr staubigen Strasse liegen. Jedes derselben ist an den übrigen drei Seiten von einer Einfriedigung umgeben, die, theils aus ungebrannten Lehmquadern, theils aus Pallisaden hergestellt, den geräumigen Hof, den „quintal", einschliesst. Hinter diesen Höfen dehnt sich dann nach beiden Seiten das Dorf aus, von den zum Conselho oder District gehörigen Negern bewohnt, aus Reissig- und Strohhütten aufgebaut, so niedrig, dass sich bei uns ein mässiger Hofhund nicht damit begnügen würde. Erst seit wenigen Jahrzehnten hat dieser Ort eine commercielle Bedeutung erhalten. Zu Livingstone's Zeiten wohnte hier, am Malange-

bache, noch ein wilder und gefürchteter Negerhäuptling, Mohieba mit Namen, der den auf der damals etwa 3 Stunden nördlich vorbeiführenden Strasse reisenden Karawanen gehörig mitspielte; nun hat Herr Mohieba sich längst an eine nützlichere Beschäftigung gewöhnt, sein Dorf stellt das Hauptcontingent von Trägern für die Händler, welche Waaren aus Europa von Dondo holen und die Producte des Innern dort hinbringen lassen. Auch eine Festung (fortaleza) und ein Gefängniss besitzt Malange; erstere ist durch eine davorstehende höchst trübselig auf ihren zerbrochenen Beförderungswerkzeugen balancirende Kanone älteren Systems, assistirt von mehreren laffettenlosen, hülflos im Sande umherliegenden Schwestern, sowie durch eine Fahnenstange, an welcher Sonntags die portugiesische Flagge weht, ganz leicht von den übrigen Hütten zu unterscheiden. Ueber das Gefängniss kann man ebenfalls nicht in Zweifel sein, obgleich es keinerlei Insignien zeigt: wo an einer weit geöffneten ebenerdigen Fensterluke eine Anzahl dicht übereinander gestopfter, fröhlich grinsender oder vor Uebermuth laut wiehernder Negerköpfe sichtbar ist, da ist, wie in jeder andern portugiesischen Stadt in Afrika, so auch in Malange, das Gefängniss. Warum die Eigenthümer der Köpfe nicht durch die Luke, denn die Thür ist von aussen verschlossen, hinausspazieren, wer kann es sagen? Ein solcher Fall ist aber unerhört.

Um meine Leser auch gleich mit Würdenträgern der portugiesischen Krone bekannt zu machen, bin ich so frei vorzustellen: Snhr. Aloysio Thedim de Sóza, Chefe oder oberster Civil- und Militairbeherrscher, Lieutenant der Caçadores (Jäger) und Postdirector in einer Person, ein gutmüthiger, hübscher, sehr chevaleresker junger Mann, mit dem ich bald am liebsten verkehrte und der mir nachher viele Gefälligkeiten erwies; er war allgemein beliebt, nur bei den Damen der farbigen haute-volée von Malange soll er nicht in besonders gutem Rufe, nämlich in dem der Undankbarkeit, gestanden haben. Sodann Snhr. Jozé Coba, Unteroffizier und Gefängnisswärter, ein ehemaliger Deportirter, dessen einzige Beschäftigung darin besteht, in einer Loja, einem kleinen offenen Laden neben dem Gefängniss, harmlose Matrazen und dergleichen zu nähen und die Weissen im Orte, wenn ihnen solch' Bedürfniss kommt, zu rasiren und zu frisiren. Dann Snhr. Eufemiano de Sá, ein Indier aus Goa (Canarier, wie die Portugiesen sie da nennen), welcher das beneidenswerthe Amt hat, einigen kleinen Mulattenknaben und Mädchen, den Kindern der weissen Einwohner, die Anfangsgründe derjenigen Bildung beizubringen, die für einen branco dort erforderlich ist. Schliesslich muss ich noch den pensionirten Major Snhr. Jaime erwähnen, welcher mein specieller Hüttennachbar war. Dieser gute Herr

mochte etwa 40 Jahre zählen, sah aber aus wie ein Sechziger, noch dazu elend und von jener Leichenfarbe, welche die meisten Portugiesen in jenen Gegenden in kurzer Zeit bekommen. Dieser Jaime war sonst ein anständiger, guter Kerl, hatte sich aber leider dem Genusse der Spirituosen derart ergeben, dass er schon angefangen hatte, dem gewöhnlichen, dort gebrannten Neger-Rum Geschmack abzugewinnen; er kränkelte in Folge dessen fortwährend und erschien nur sporadisch in der Gesellschaft, die sich allabendlich an Custodio's Tische nach dem Diner versammelte. Der Schulmeister, welcher bitterlich wenig zu leisten hatte, war schon darum gerne bei uns, er sah stundenlang unserer Beschäftigung zu, half mir auch im Portugiesischen fort und begleitete mich häufig auf meinen Morgenjagden.

Nach 14 Tagen konnte ich die Herren bei den Abendversammlungen schon merken lassen, dass sie nun aufhören müssten, über mich und was mich anging in meiner Gegenwart boshafte Bemerkungen zu machen, denn ich fing an, portugiesisch zu verstehen.

Saturnino hat eine Pflanzung, Culamuchito, 3 Stunden westlich von Malange gelegen, wo er eigentlich wohnt, Früchte, einige Gemüse und Zuckerrohr pflanzt und aus letzterem Rum destillirt. Er war also selten in Malange, ich muss aber sagen, dass, wenn er dort weilte, sich der Verkehr zwischen uns und den Wirthen bei weitem weniger peinlich gestaltete.

Ich begann natürlich bald, von allen Seiten Informationen einzuziehen über Reiserouten in's Innere, aber leider wussten hier nur Wenige etwas darüber und was die Wenigen wussten, war schliesslich auch noch nicht richtig. Saturnino, der mehrere Male die Reise nach Quimbundo und zurück gemacht hatte, auch einmal die letztere mit einem grossen Umwege nach Süden in's Dongoland, um den auf Quimbundo vordringenden Bangala, von denen nachher die Rede sein wird, aus dem Wege zu gehen, hatte natürlich am besten Auskunft zu ertheilen vermocht, aber er hatte sich so an das Bewusstsein gewöhnt, der Kenner des sonst unbekannten Innern zu sein, dass er ohne Weiteres für Erfahrung ausgab, was nur Vermuthung war. Was die Idee eines Durchreisens des Kontinents in südöstlicher Richtung betraf, wovon er ja schliesslich noch am ersten richtige Vorstellungen haben konnte, so rieth er hiervon entschieden ab. Es sei lediglich eine Geldfrage; ein Hinderniss werde auf dem ganzen Wege nicht angetroffen, die Häuptlinge, sobald man nur südlich vom Bereiche des Muata Jamvo bliebe, seien diesseits tief ins Innere hinein schon mit Weissen in Berührung gewesen und hätten, da sie selbst keine Handelsartikel von der Küste holten, sicher nichts dagegen, wenn ihnen

ein Weisser solche brächte. Dass das Land von der Ostküste aus tief ins Innere hinein schon vielfach von Europäern, besonders Engländern, begangen und kreuz und quer bereist wird, wusste ich ja selbst; ausserdem war mir von der Gesellschaft ganz speciell verboten worden, an irgend eine Bravourreise zu denken und so wurde ein solches Project von mir auch gar nicht weiter in Betracht gezogen.

Ich beabsichtigte nach Nordost zu gehen, durch meine Aufnahmen die Leere, den weissen Fleck auf den bisherigen Karten von Afrika, möglichst füllen zu helfen und vielleicht gar den Zaire zu erreichen, von dem freilich Saturnino richtig sagte, dass er mit dem Cassai eins sei.

Was man mir in Malange vom Norden sagen konnte, war blutwenig. Saturnino wusste von Negern, die aus dem Norden nach Quimbundo gekommen waren, dass dort am Zaire ein grosser Fürst wohne, der Mai (portug. Maio) heisse, dessen Volk, die Luba, wilde, gänzlich uncivilisirte Neger, aber im Ganzen doch zugängliche Leute seien. Beide Namen, wenn auch getrennt, hatte bereits Livingstone nach Erkundigungen in Quimbundo auf seiner Karte vermerkt und ich war der Meinung, dass die Residenz dieses Fürsten einen geeigneten Punkt für eine wissenschaftliche Station abgeben würde, um von da aus das nördliche Becken des Congo zu erforschen. Den Umweg über Quimbundo zu machen, meinte Saturnino, sei ganz unnöthig, er werde mich in direct nordöstlicher Richtung über den Quango führen und zwar an einer Stelle, wo das an ihm wohnende Volk, die Bangala, welche seit einiger Zeit angefangen haben, die Reisenden auszuplündern, besser geartet seien und mir kein Hinderniss in den Weg legen würden; was aber die jenseits des Quango wohnenden Völker betreffe, so seien das alles harmlose Menschen, die beim blossen Anblick eines Europäers davonliefen.

Ich berichtete also in diesem Sinne an die Afrikanische Gesellschaft und bat dringend, mir die dazu nöthigen Summen schleunigst zu übermitteln.

So kam Ostern heran; im Hause Machado's war dieses Fest schon lange vorher das allabendliche Gesprächsthema gewesen, zum Nachtheile eines Hebräers Marcus, dem die dort sich nach dem Essen zum Glase „agoardente" versammelnde Tafelrunde bestimmt versprochen hatte, ihn am Ostermorgen als Judas an einen Pfahl zu hängen und nachher zu verbrennen. Zu dieser Tafelrunde gehörte der Chefe Thedin, der sich jedoch nicht selber, wenigstens nie in arger Weise, an den Neckereien betheiligte, und einige Kaufleute; besonders hervor that sich jedoch stets ein Individuum, das João Seitaõ (das „Spanferkel") hiess und in Catepa, einem Dorfe ¾ Stunden östlich von Malange an der Strasse

gelegen, eine Farm hatte, wo er hauptsächlich Rum destillirte, den er selbst trank. Einmal wurde das Necken des Juden so arg, dass selbst er, der glatte, ergebene Knecht, der sich für das bischen Essen, das man ihm gab, Alles gefallen liess, in bittere Worte ausbrach. Das „Spanferkel" machte seinem Namen Ehre, denn es betrug sich endlich derartig und wurde schliesslich so arg, so handgreiflich, dass ich Mitleid mit dem armen Subject fühlte und ihn in Schutz nahm. Hierdurch fühlte sich Custodio, der Wirth, der eben noch den Juden mit Branntwein hatte taufen wollen, veranlasst, mit vieler Würde aufzutreten und ihm die Versicherung zu geben, er würde ihn, da er Gast in seinem Hause sei, nicht verbrennen lassen, er solle ganz ruhig sein. Der edle Marcus war aber wohl durch mein Auftreten für ihn gerührt worden, er kam am andern Morgen zu mir, bat, ich möge mich doch seiner annehmen und vor allem nichts dagegen haben, wenn Saturnino, der uns ja ins Innere begleiten wolle, ihn, wie er ihm bereits versprochen, als Gehülfen mitnähme.

Von Malange aus machte ich auch, wie bereits vorher kurz erwähnt, verschiedene Excursionen in die nähere und weitere Umgebung. Unter anderm führte mich ein solcher Ausflug in südlicher Richtung zur Entdeckung eines grossartigen Wasserfalles, welchen der majestätische Grenzstrom Quanza dort unter 10° 6′ s. Br. und 16° 41′ ö. L. bildet und den vor mir keines Weissen Auge erblickt, dessen allgewaltige Schönheit noch keines Europäers Gemüth bewegt hatte.

Nachdem wir uns am 23. Mai von Malange behufs eines längeren Streifzuges auf den Weg gemacht, ging es zuerst über Inveja am linken Ufer des Malange-Baches hin bis zu einem grösseren Orte, dem Hauptplatze des Districtes M'Bulangombe, von da über den flachen Sattel ins Gebiet des Cuige, an dessen rechtem Ufer wir das aus zerstreuten Cubaten (Hütten) bestehende Caombo antrafen. Hier gab es noch einen gewissen Grad von Civilisation und eine freundliche Aufnahme. Von hier aus geht nun der alte Weg nach Quibinda, das am Einflusse des Cuige in den Quanza liegt, dann nach Lombe de Pires, wo der Lombefluss, nachdem er weiter oben bei Caluya den Malange aufgenommen, in den Quanza fliesst. Hier, in Lombe de Pires, ging Livingstone direct nordöstlich nach Malange hinauf, er sah also den von ihm erwähnten Wasserfall nicht, an dem, wie die Negersage erzählt, ein „bichu" genanntes Thier wohne, das jeden frässe, der nicht selbst schwarz oder doch schwarz angezogen wäre. Am 24. setzten wir über den Cuige, der hier 50 m breit und sehr reissend ist, und gingen dann auf einem Ziegenpfade gegen den Quanza los: nach dreistündigem Marsch durch dichtesten Capim (Gras) hatten wir den Strom auf 2 km vor uns. Am jenseitigen

Ufer soll es auf zwei Tagereisen gar kein Dorf geben. Dichte Urwälder begrenzen den Fluss und Antilopen und wohl auch Elephanten bevölkern dieselben; auch einzelne Löwen soll man antreffen. Am kommenden Morgen wanderten wir weiter, als plötzlich ein Rauschen, welches sich schon vorher im dichten Walde in unbestimmter Weise vernehmbar gemacht hatte, mich schärfere Umschau halten liess; da sah ich, etwa 4 Kilometer vor uns, eine Anzahl Rauchsäulen sich zum Himmel erheben, wie wenn grosse Strecken des dürren Grases einer Steppe an verschiedenen Stellen entzündet worden wären. Ich konnte mir nicht erklären, was es sei, und sah den mit mir dem Trupp vorausgeeilten Führer, einen einheimischen Jäger, fragend an; dieser jedoch drängte, offenbar in grosser Aufregung, vorwärts, nur einzelne abgerissene Laute ausstossend, von denen ich, damals der Sprache noch sehr wenig mächtig, nur calunga-calunga (schön, gut) verstand. Eiligst folgten wir dem Pfade, der wieder in den Wald einbog; das Rauschen wurde bald ein Brausen, stärker und stärker; plötzlich schnitt den Wald eine mächtige, horizontale Granitplatte ab, über sie noch hinweg und — dicht vor unseren Füssen brausten wirbelnd und schäumend die Wasser über die Felswand hernieder! Die ganze Scene war ausserordentlich schön; mochte der Blick sich nun gegen die kommenden, gleichsam sich auf uns zuwälzenden Wasser wenden und dann sich hinabsenken mit ihnen in den Kessel des Stromes, oder mochte er über die Ebene schweifen, dem breiten Strome in seinen Windungen folgend, bis er in der Ferne verschwand: überall fesselte die grossartige Scenerie den Beschauer. Die Ufer und die auf dem Flusse verstreuten Inselchen sind mit Waldbäumen geschmückt, deren Physiognomieen ein wesentlich verschiedenes Gepräge tragen. Ueber alle hervorragen sieht man den starken Baobab, den Riesen, dessen Aeste nicht selten den Stamm eines ansehnlichen Baumes abgeben könnten.

Neben dunkelgefärbten, cypressenartigen Maracajou's zeichnet sich die lichtere, volle Krone des der Buche am ersten vergleichbaren Silk-cotton-tree, der mafumeira, vortheilhaft ab. Dazwischen geben stolze Gruppen schlanker Palmen mit ihrem federartigen, sich so eigenthümlich plastisch gegen den tiefblauen Himmel abhebenden Gezweig der Scenerie auch hier jenes Fremdartige, Märchenhafte, das überall, wo sie vorkommen, der ödesten, flachsandigen Meeresküste, ja selbst der Wüste einen Reiz verleiht.

Eine Kette chaotisch übereinander gewürfelter, schwarzer Felsblöcke lagert sich, in der Mitte im stumpfen Winkel gebrochen, quer über den ganzen, wohl 600 Meter breiten Strom und staut die herandrängenden Wassermassen für einen Augenblick; dann brausen sie hinüber und

vorbei; unten aber, in der Tiefe, empfangen sie abermals starre Felsmassen und schleudern sie, ihre Theile in Gischt verwandelt, senkrecht hinauf in Säulen, deren zerstiebende Kapitäle hoch über den oberen Rand des Falles hinausragen und die Umgegend in einen feinen Wasserstaub hüllen.

Sprachlos standen wir vor diesem blendenden Schauspiel, überwältigt, unserer selbst nicht bewusst; — erst nach langer Pause fanden wir Worte, das Empfundene auszutauschen, und noch unter dem Eindruck der Majestät des Ortes schritten wir zu seiner Taufe und gaben ihm den Namen unserer erlauchten Kaiserin. Später fuhren wir unterhalb des Falles über den Fluss und verbrachten den Tag jagend in den wilden, auf viele Tagereisen hin unbewohnten Urwäldern des rechten Ufers; dann reisten wir weiter, den Strom hinauf bis an den Loando, den grossen Nebenfluss des Quanza, der, nicht fern von seinem Einfluss, ebenfalls einen grossen Wasserfall bildet. Von dort kehrten wir nach Malange zurück. Niemals aber auf der ganzen ferneren Reise zeigte sich uns ein ähnliches, auch nur annähernd so schönes Bild, wie es der „Kaiserin-Augusta-Fall“ geboten.

Mehrere Male kam die Post in Malange an, stets von uns sehnsüchtig erwartet, aber stets war dies vergebens, denn sie brachte nichts für mich mit. Was nun unsere Abreise anbelangte, so waren, wie uns Saturnino sagte, die Träger bereit; nur die Nahrungsmittel, die er von Loanda bestellt hatte, fehlten noch. Wären sie aber auch angekommen — ich hätte ja doch nicht abreisen können, mir fehlte ja das Wichtigste, das Geld, um damit meine Schulden bezahlen, meine Einkäufe besorgen zu können. Dieser Aufschub war für mich recht fatal und wurde ich oft von einer Misstimmung befallen, die sich bis in meine Träume erstreckte.

Die Temperatur war hier zuweilen recht kühl; so hatte die Luft oft nur 15,8° Wärme, was uns verwöhnte Afrikaner angenehm frostschauern machte, wie ungefähr die Novemberwinde in der Heimat. Bei Sonnenaufgang war es zuweilen so kalt, dass unsere Hände ganz blau froren, zu Mittag war aber die Hitze unerträglich. Oft fiel auch während mehrerer Tage kein cacibo, kein Nebel, und geht es daher mit ihm wie mit dem Regen in der Regenzeit, der auch nicht täglich fällt, wie es die Portugiesen behaupten.

Eines Abends kam der Chefe zu mir und forderte mich auf, ihn nach dem zwei Stunden entfernten Ginge zu begleiten, da ein Soldat ihm das Stattfinden einer M'bambu-Beschwörung verrathen habe.

Ich hatte schon allerlei von diesem Gebrauch der Neger reden hören, gewissermassen durch Gottesurtheil, durch das Trinken des von

der M'bambu-Rinde gebrauten Trankes, die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten beweisen zu lassen, und ich folgte daher der Einladung mit grossem Interesse. Da diese Beschwörung und der Glaube daran auch bei den vollständig gezähmten Negerstämmen, ja selbst bei den getauften portugiesischen Schwarzen, noch in voller Geltung ist und selbst die Nachkommen der Weissen ihr huldigen, findet ein solcher Verrath sehr selten statt und unser Gewährsmann, der Soldat, hatte zwar gerne das Verdienst einer solchen Anzeige in den Augen seines Chefs erwerben wollen, sich aber nicht entschliessen können, es dadurch zu verhindern. Als wir ankamen, war alles vorbei; die verstümmelte, halbverbrannte Leiche einer älteren Frau von ziemlich weisser Farbe, die wir im Walde fanden, und die Ergreifung des M'bambu-Mannes, des Henkers so zu sagen, waren das Resultat unserer Expedition.

Dieser Kerl wunderte sich übrigens höchlichst und erklärte naiv-brutal, dies sei das 250. derartige Gericht, das er geleitet und niemals wäre er desswegen zur Verantwortung gezogen worden; dabei zeigte er ein Bündel Pannofetzen vor, deren einen er jedem, der am Tranke stirbt, abzureissen pflegt, als Beweis für die Richtigkeit der genannten Zahl. Ich hätte den Menschen für diese Brutalität am liebsten sogleich mit meiner Reitpeitsche gezüchtigt, aber der Chefe hielt mich davon ab und wunderte sich dabei über meine Aufregung, die er ganz unbegreiflich fand.

Der M'bambu-Mann, der ja „nur 250 grösstentheils unschuldige Menschen vom Leben zum Tode befördert", wurde, soviel ich weiss nach kurzer Haft wieder entlassen. Ueberhaupt wagt es die Kolonialregierung fast gar nicht, einen Neger hart zu strafen, und zwar aus Furcht, dass ihr vielleicht von den Engländern der Vorwurf grausamer, ungerechter Behandlung der „schwarzen Mitbürger" gemacht werden könnte. Dies geht so weit, dass wirklich jetzt selten in Malange ein Weisser einem Neger gegenüber Recht bekommt und wehe, wenn ein solcher wegen erhaltener Schläge klagbar wird. Schläge sind doch aber die einzige Strafe, die ein Neger scheut und die er überhaupt als Strafe ansieht, denn ins Gefängniss gehen sie alle nur zu gerne; brauchen sie doch dort nicht zu arbeiten, bekommen zu essen, können singen, tanzen und auf einem alten Instrument, als welches dem Neger selbst ein verrosteter Nagel oder ein Stock dient, musiciren, und haben daher die drei Dinge, die dem Neger als die höchsten und beneidenswerthesten der Welt erscheinen.

Später, in Quimbundo, erfuhr ich den Hergang des oben erzählten Drama's und lernte die Hauptperson kennen. Es war ein junger Mulatte

von einnehmendem Aeussern und civilisirten Manieren, welcher sich mir dort vorstellte, mich um einige Schreibfedern und etwas Papier bat und schliesslich mir seinen Arm entblösste, der mit einer Anzahl tiefer, fistelartiger Wunden bedeckt war. Er richtete das Ersuchen an mich, ihm ein Medicament zu geben, und log dabei, es wären neu entstandene Wunden. Nachher stellte es sich heraus, dass er es war, der eben für diese, ihm seit früher Kindheit anhaftende, jedenfalls unheilbare Krankheit, welche Skropheln sein mochten, jene alte Frau, seine leibliche Tante, verantwortlich gemacht hatte, weil selbe einmal bedauernd geäussert hatte, die Fisteln würden wohl eine grosse verborgene Wunde im Körper zur Ursache haben, da sie, wenn an einer Stelle geheilt, immer wieder an einer andern ausbrächen. Dieses instinctive Sachverständniss der alten Dame war ihr Todesurtheil gewesen, die eigene Schwester, die Mutter des jungen Mannes, hatte sie angeklagt. Nun aber wurde erzählt, dass seine Mutter, die doch die Tante also fälschlich beschuldigt hatte, ihm den bösen Fetisch gemacht habe und es hiess, der Kranke warte nur auf die Zeit, wo er ohne Gefahr vor dem Gericht nach Malange zurückkehren könne, um dann seine Mutter nunmehr „juramento“ trinken zu lassen. Und dabei war dies, wie gesagt, ein recht gebildet sprechender Mensch, mit dem ich, natürlich ohne zu ahnen, wer er sei, über eine Stunde ganz angenehm verplaudert hatte.

Am 12. Juni hatte in Catepa Herr João Seitaõ, unter den näheren Bekannten nur das „Spanferkel“ genannt, einen Namensvetter geschlachtet und mich zum Festessen eingeladen. Ich musste aber wegen der Nachwehen eines Fieberanfalles darauf verzichten und überliess es daher meinem Reisegenossen Gierow, die Afrikanische Gesellschaft bei der grossen Festivität würdig zu vertreten. Ich selbst ging gegen Abend des angeführten Tages in den Busch und erlebte dort ein kleines Abenteuer. Ich hatte einen Vogel geschossen und suchte denselben, rücksichtslos mit Händen und Füssen in dem hohen Grase und Buschwerk umherforschend, als plötzlich eine Brillenschlange vor mir in Angriffsposition aufschnellte und zwar in einer Entfernung von kaum einem Meter. Einen Schritt mehr und ich wäre auf sie getreten und von ihr gebissen worden, worauf dann bald mein letztes Stündlein geschlagen hätte. Ich weiss heut noch nicht, wie ich zurückschnellte, aber es geschah in einem Nu und im nächsten Augenblick bereits hatte mein Schrot ihr den aufgeblähten Halsteller, der die Grösse einer Untertasse besass, zu dreivierteln mitsammt dem Rückgrat fortgeblasen. Sie fuhr noch mit dem Kopf etwas vorwärts, entschloss sich aber dann — nicht etwa zu sterben, sie hätte keine Schlange sein müssen — den Kopf

auf die Erde zu legen und sich in lebhaftem Ringeln des übrigen Leibes zu ergehen. Ich brachte sie noch lebend mit nach Hause und zog ihr zum Andenken die ca. 2,40 m messende schillernde Haut ab.

Bald darauf begegnete ich auch dicht bei dem verfallenen Wall, der Malange umgiebt, einer gefleckten Hyäne, dort Wolf, lobo, genannt; leider konnte ich sie nicht zum Schuss bekommen.

Am nächsten Tage kehrte Gierow vom Schweinschlachten zurück, das für ihn schlechte Folgen hatte, denn eine nicht unbedeutende Uebelkeit, die ihn auf das Lager warf und sehr afrikamüde machte, befiel ihn. Um diese Zeit theilte uns auch Saturnino mit, dass er seine Farm für 1000 £ verkauft habe, und war dies der erste Beweis, dass er ernstlich daran dachte, uns in das Innere zu begleiten. —

Wie ich schon gesagt, sind die in den portugiesischen Kolonieen fest angesiedelten Neger alle getauft, aber wer daraus schliessen wollte, sie oder auch ihre Kinder, ja selbst die von afrikanischen Frauen geborenen Kinder der Europäer wären Christen, würde durch eigene Anschauung sehr enttäuscht werden. Die Taufe ist nur ein Fetisch mehr, der sich ganz gut mit den einheimischen verträgt, zumal er durchaus unter ihnen keinen hervorragenden Rang einnimmt. Es ist scherzhaft zu beobachten, wie bei festlichen Gelegenheiten die importirten Gebräuche mit den eingeborenen Hand in Hand gehen. Als z. B. ein alter Brasilianer, Namens Almeida Diaz, gestorben war, fand die Beerdigung nach katholischem Ritus statt. Am selben Abend aber zogen sämmtliche Einwohner Malange's vor das Haus des Verstorbenen, wo grosse Feuer brannten, in deren Schein nach dem Takte der Marimba die ganze Nacht hindurch batuque getanzt wurde. Dies dauerte während der acht folgenden Nächte ununterbrochen fort. —

Am 17. Juni sollte ein Fest gefeiert werden, von dem bereits lange gesprochen wurde und welches die farbige Bevölkerung schon geraume Zeit hindurch in Aufregung versetzt hatte. Es war dies die feierliche Seelenmesse für die „defunto pae" des Snhr. D. Maria, des Vaters des Major Jaime, und hatte auch ich zu diesem Feste eine schriftliche Einladung erhalten. Es wird dabei dem geladenen Publikum durchaus nicht zugemuthet, eine Messe zu hören, o nein, das machen die Mulattinnen unter sich ab, die Gäste sollen nur dem lukullischen Male beiwohnen und dann den jungen Negerinnen und Mulattinnen bei ihren Tänzen zusehen, event. nach Wunsch secundiren. Obgleich mich mein Hals sehr schmerzte, wollte ich es mir doch nicht versagen, einmal Zeuge eines batuque der dortigen feinen Damenwelt zu sein, welche die Prätension hat, nur mit Weissen, niemals aber mit ihren dunkelfarbigen Brüdern oder Vettern, den pardos, die Ehe, einzugehen.

In dem grossen Hofe meines Nachbars, des Herrn Major Jaime, war ein mächtiges Gezelt von Papyrushalmen aufgebaut und mit bunten Kattuntüchern, soviel nur die Garderoben der Frau Majorin sowie ihrer Schwestern und Verwandten hatten liefern können, aufs prächtigste geschmückt worden. In der vorderen Abtheilung dieses Zeltes waren von Aesten Tische hergestellt worden, in der einfachen Weise, in welcher alle Möbel dort, die Betten nicht ausgeschlossen, hergestellt werden, d. h. man schlägt vier Stämmchen, an denen eine kleine Gabel gelassen worden ist, senkrecht in den Boden, legt zwei lange Aeste der Länge nach auf je zwei Gabeln und querdarüber dicht aneinander Papyrusstengel; hierüber wird ein Tischtuch gedeckt, daneben stehen ebenso fabricirte Bänke, und die Grundlage der luxuriösesten Banket-tafel ist fertig. Die Damen in der hinteren, durch einen Vorhang abgeschnittenen Hälfte des Zeltes sind bei weitem anspruchsloser; ihnen wird, nach Landessitte, einfach auf ausgebreiteten esteiras, Strohmatten, das Mahl in den Thongeschirren servirt, in denen es gekocht oder gebraten worden ist.

Wir mussten anfangs etwas lange auf das Essen warten, wodurch sich eine steife Stimmung einstellte, welche der stets den Vornehmen spielende Custodio und selbst Saturnino dadurch zu vergrössern suchten, dass sie mit einander oder mit einem Nachbarn leise geflüsterte Bemerkungen austauschten. Das Essen selbst war hausbacken, aber gut. Custodio hatte sich vorgenommen, seinen Landsleuten zu zeigen, dass auch er ein gebildeter, den europäischen Gästen gleich würdiger Mann wäre; er genoss keinen Bissen, stach nur bei jedem Gericht, das durch seine Hände ging, mit der Gabel in einige Stücke hinein, wobei seine Miene ein „Trau-schau-wem“ ausdrückte, und reichte es dann mitleidig lächelnd seinem Nachbar. Nach dem Essen fingen die Mädchen, welche schon sporadisch im Hofe sichtbar geworden waren, sogleich in ihrer Zeltabtheilung an zu tanzen. Die jungen Mulatten, die Verwandten des Hauses, die wunderbarerweise an unserem Tische Kellnerdienste verrichtet hatten, sowie ein paar mit Schuhen und Hosen bekleidete Schwarze, wahrscheinlich ebenfalls Verwandte, betheiligten sich sogleich daran. Die Herren jedoch, die weissen nämlich, spreizten sich auf das lächerlichste und machten höhnische Bemerkungen, wobei doch keiner in seinen Mienen die Lust, am Tanzen theilzunehmen, verbergen konnte.

Gierow machte endlich den Anfang, indem er Donna Anna, die Schwester der Majorin, aufforderte. Er leistete zwar nichts besonders Graciöses, hatte aber doch das Brechen des Eises bewirkt, denn

lachend und scherzend nahmen sämmtliche jüngere Herren an der Belustigung Theil.

Der Tanz selbst, die batuque, ist bei allen Gelegenheiten der gleiche. Männer und Frauen stellen sich im Kreise in beliebiger Reihenfolge auf; eine Person bewegt sich dann in den Kreis hinein und, unter mehr oder weniger kühnen, von der individuellen Geschicklichkeit abhängenden Pas und Körperwindungen, auf irgend eine andere im Kreise stehende Person zu und tritt an die Stelle der letzteren, die nun ihrerseits dasselbe Experiment beginnt. Oft sind es besonders geschickte Jünglinge oder Mädchen, welche eigens zum Tanzen bestellt sind und so der Sache den Anstrich eines Schauspiels geben. Fehlen solche Personen, so bietet das Ganze für den Zuschauer sehr wenig Reiz; die mitwirkenden Farbigen freilich ergötzen sich sehr an dieser monotonen Unterhaltung und selten findet dieselbe vor Sonnenaufgang ihr Ende.

Obgleich ich mich nicht vom Tanze ausgeschlossen hatte, hielt ich es doch nur kurze Zeit in dem dumpfigen Raume aus. Ehe ich ging, tanzte ich noch einige Male mit einer sehr hübschen und sehr flotten Negerin, Donna Machinde, und erfuhr von derselben eine interessante Sitte: Eine Farbige, deren Mann stirbt, natürlich Mann nach dortigen Begriffen, pflegt, wie bei uns, ein volles Jahr zu trauern, ehe sie wieder sich von neuem „vermählt“. Als Zeichen dieser tiefen Trauer trägt sie an ihren pannos schwarze Achselbänder. Nach Verlauf eines Jahres, am Todestage des Mannes, schlachtet die Wittwe ein Huhn, bereitet es, ladet ihre sämmtlichen Freundinnen ein und verzehrt es vor den Augen derselben ganz allein. War sie während des verflossenen Jahres ihrem Seligen treu, so hat das Huhn keine andere Wirkung, als wie sonst ein gebratenes Huhn zu haben pflegt, war sie aber nicht treu und isst das Huhn am Todestage ihres Mannes, so muss die Arme ohne Gnade sterben! Von dieser schlimmen Generalprobe giebt es aber eine Befreiung; hat nämlich eine Wittwe vor Ablauf der Trauerzeit kein so reines Gewissen, wie sie es eigentlich haben sollte, so legt sie lieber sofort die gekreuzten Achselbänder ab und Jeder weiss, dass sie das Huhn nicht essen wird. Donna Machinde, meine flinke Tänzerin, deren Mann noch nicht ein Jahr unter der Erde lag, trug keine gekreuzten Achselbänder mehr.

Bereits am Tage nach dem Ball schwoll mein Hals mehr und mehr an oder vielmehr so zu, dass ich mehrmals glaubte, ich müsse ersticken. Ich war nicht im Stande, irgend ein Nahrungsmittel, selbst Bouillon, hinunterzuwürgen, und dabei nahmen die Schmerzen stets zu. Jeder ist sich selbst der nächste, und da ich nicht Lust hatte zu ver-

hungern oder zu ersticken, schnitt ich mir höchsteigenhändig mit einem Messer vor einem Taschenspiegel das Geschwür auf. Der Schnitt gelang und rasch trat, wie es bei dem dortigen Klima der Fall ist, die Besserung ein, sodass ich bereits eine halbe Stunde nach der Operation im Hause des Chefe gemüthlich mit letzterem bei einem Glase Portwein sass. —

Saturnino hatte unterdessen mit einigen Häuptlingen der Umgegend Verträge in Bezug auf Träger für mich abgeschlossen und nach und nach kamen auch die Leute, die ihre Bezahlung sowie ihre Lasten empfingen. Sie begannen sofort sich ihr Dorf resp. ihr Hüttenlager auf dem neben meiner Hütte liegenden freien Platze zu bauen und gaben mir dadurch die Hoffnung, dass sich meine Abreise nicht so sehr lange mehr hinausschieben würde. Einfügen will ich hier auch gleich die Bedingungen, unter denen die Neger sich als Träger für das Innere engagiren lassen. Ein jeder von ihnen erhält als eigentliche, stets vorher zu leistende Bezahlung 8 Stücke Kattun von je 20 m, ausserdem aber noch eine monatliche Ration von einem Stück Zeug oder je nach der Waare, die in den gerade passirten Ländern beliebt ist, den gleichen Werth an Perlen oder Pulver.

Am 30. Juni waren endlich sämmtliche Träger mit den ihnen zukommenden Lasten, die ich von Saturnino gekauft und die aus Kattun, Perlen, Pulver, Salz etc., welche Sachen im Innern die Stelle des Geldes vertreten, bestanden, versehen worden und handelte es sich nun nur noch darum, sie endlich ernstlich zum Aufbruche zu bewegen. Das war aber nicht so leicht, wie man sich etwa vorstellen mag. Die einzelnen Soba's (so heissen die den Portugiesen unterworfenen Häuptlinge) der Umgegend waren, wie eben gesagt, diejenigen, welche sich verpflichtet hatten, der eine soviel, der andere soviel, Träger zu stellen. Schickte man nun hin zu einem und zwang ihn, nach wiederholtem Drängen endlich seine Anzahl zu senden, so kam dann auch die richtige Zahl an, aber bei Aufrufung der Namen nach der dem Contract zugefügten Liste erkannte man bald aus dem Umstande, dass keiner recht den Namen wusste, auf welchen er zu hören hatte, dass es sogar nicht einmal die richtigen Träger waren, sondern Verwandte von ihnen, meistentheils Krüppel oder Alte oder ganz halbwüchsige Jungen. Die Träger selbst hatten sich eben noch nicht von ihren Weibern trennen können. Das wäre nicht schlimm, wenn sie nur beim Abmarsche überhaupt da wären, aber auch das ist nur auf das schwierigste zu erzielen. Ist z. B. aus einem benachbarten Dorfe ein Trupp Leute, die als Träger engagirt sind, fast mit Gewalt durch die Soldaten, die mir Herr Thedin zu diesem Behufe bereitwillig gestellt

hatte, fortgeschleppt worden und man kommt am nächsten Morgen, nachdem man sich am Abend vorher mit ihnen abgemüht, ihnen ihre Lasten gegeben, sie auf ihre Pflichten und ihre Arbeiten aufmerksam gemacht hat, in das Lager, so ist alles öde und leer; die Lasten sind in der Mitte aufeinander geschichtet und erst auf vieles Rufen kommt aus einer Hütte ein Bube gekrochen, den man als Wache dagelassen hat. Die Uebrigen sind wieder nach Hause gewandert und während man nach diesen fahndet, vollführen die später Gekommenen dasselbe Manöver.

Endlich erbarmte sich am 2. Juli Herr Thedin meiner Noth. Er liess sämmtliche Häuptlinge, von denen wir Leute gemiethet, holen und mit der Verkündigung einsperren, dass sie erst wieder frei kämen, wenn wir drei Tagereisen von Malange entfernt wären. Das wirkte, am Abend waren anscheinend alle Leute da, nun aber erklärte plötzlich Saturnino, er könne jetzt noch nicht mitgehen, es fehle ihm noch mancherlei; er wolle indess meiner begreiflichen Ungeduld kein Hinderniss sein; ich möge daher nur aufbrechen, in sechs Tagen habe er mich eingeholt und ich würde unter seinem Schutze, wie verabredet, die Grenzvölker sicher passiren, die sich dem Eindringen eines Fremden in ihr Land natürlich widersetzen würden.

Einen Tag wurden wir noch hingehalten, dann aber brachen wir am 4., Nachmittags gegen 4 Uhr, nachdem die letzten Lasten aus dem Lager verschwunden waren und wir unsere Reitochsen bestiegen hatten, nach dem nahen Quissoli auf, um dort zu übernachten. Von Custodio war der Abschied ein sehr kühler, höflicher gewesen; am Morgen hatte ich die Rechnung erhalten und ihm das einen Tag zuvor endlich aus Loanda eingelaufene Geld im Betrage von 300 £ gegeben, auf den Rest aber einen Wechsel ausgestellt.

Der Chefe und Saturnino begleiteten uns bis Quissoli, speisten mit uns das Abendbrot, das uns der neu engagirte Koch Fortuna bereitet hatte, und kehrten nach recht herzlichem Abschiede wieder zurück.

Am andern Morgen kamen schon sehr zeitig Abgesandte von den Trägern, welche baten, ich möchte doch nicht aufbrechen, es seien zu viele zurückgeblieben. Ob dies wahr oder nur erlogen war, konnte ich nicht unterscheiden, da die Confusion zu ungeheuer war Auch kannte ich weder meine Lasten genau genug, noch vermochte ich, mit geringen Ausnahmen, eins der schwarzen Gesichter von dem andern zu unterscheiden, eine Sache, die mir Jeder, der in gleicher Lage gewesen ist, bestätigen wird. So sahen wir denn bald ein, dass nichts zu ändern war, trösteten uns mit dem Gedanken, dass nach so

vielen verlorenen Tagen einer mehr nichts ausmache und gingen hinunter mit unseren Flinten in das dichte Djungel-Gebüsch, das den nahen Cuige begleitet. Bald hatten wir so viel Vögel geschossen, dass wir durch ihr Präpariren uns die Langeweile des noch vorhandenen Theiles des Tages vertreiben konnten.

Eine Ueberraschung wurde mir noch an demselben Tage zu Theil, indem mir ein Soldat ein Schreiben vom Chefe brachte, worin er mich bat, seinen Reitstier, ein junges, schönes, raschschreitendes und verhältnissmässig gutmüthiges Thier, zum Andenken anzunehmen.

Den Abend verplauderten wir mit Herrn Henriquez, einem asthmatischen Weissen, und legten uns zum Schlafe mit dem Bewusstsein nieder, am nächsten Tage in das dunkele, bisher so selten und oft so ungenau erforschte Innere aufzubrechen.

Drittes Kapitel.

Mein Reisegebiet, seine Vegetation, klimatischen Verhältnisse, Fauna und Ethnographie.

Die portugiesische Provinz Angola, zu welcher man, mit einigem guten Willen, das Land zwischen dem Quanza im Süden, dem Bengo im Norden und Ambacca im Osten rechnen kann, zerfällt in zwei durchaus von einander verschiedene Regionen, welche in zur Küste parallelen Zonen angeordnet sind. Die erste dieser Zonen, deren Breite man auf 150 km schätzen kann, stellt die Küstenniederung dar, ein flaches, von unbedeutenden Undulationen durchzogenes Land, nur an den Thalrändern der grösseren Flüsse theilweise von Höhenzügen unterbrochen, deren Höhe selten 100 bis 120 m übersteigt. Die generelle Neigung dieser Niederung ist eine geringe; bei Dondo, wo der Quanza die Hänge des Plateaus durchbricht, hat derselbe eine Höhe von kaum 80 m über dem Niveau des Meeres. Die Küstenzone kennzeichnet sich durch ein äusserst ödes, steriles Aussehen und grosse Armuth der Vegetation, die ihren Grund in dem spärlichen Vorhandensein von Quellen hat. Ueppige Vegetation hingegen zeigt sich an den Ufern der Flüsse, besonders des Quanza, dessen Palmenwälder ja alljährlich reichen Tribut an Oel nach Europa senden, sowie in den breiten Terraineinsenkungen, in welchen die Regenwässer sich sammeln und erhalten und so ausgedehnte Lagunen bilden.

Die Hauptthäler dieser Region nehmen fast alle ihre Richtung von Ost nach West, also normal zur Küste; sie sind meist breit, mit kaum merklich geneigten Lehnen und ihre Abzweigungen enthalten nur während eines kleinen Theils des Jahres Wasser.

Die zweite Region, welche die Uebergangsstufe von dem Tieflande zur Hochebene bildet, reicht von Dondo etwa bis Nhangue, um einen Punkt in der Nähe des Quanza anzugeben, in einer Breite von etwa

60 Kilometern. Diese Zone ist bergig und zerrissen, reichlich von fliessenden Wässern durchschnitten und ihre Thäler und Hänge tragen noch zum Theil den grünen Schmuck fruchtbarer Waldungen. Beträchtliche secundäre Thalbildungen durchziehen das Land in fast den Hauptflüssen paralleler Richtung, wie das des Lucalla, des Luinhe, des Lutete; die Kuppen der Höhenzüge, welche ebenfalls sämmtlich die Ost-West-Richtung innehalten, erreichen eine Höhe von 1000 m.

Auch in Hinsicht auf die Bevölkerung und Agricultur zeigen die beiden Regionen einige Unterschiede.

Im Ganzen mögen wohl in der Provinz Angola nicht 3 Einwohner auf den qkm kommen; indessen giebt die Ungleichheit, mit welcher diese vertheilt sind, für die fruchtbaren Bezirke eine weit günstigere Ziffer. Für den ältesten und Hauptbezirk des Innern, Ambacca, nach welchem sich die schwarzen portugiesischen Einwohner Ambaquista nennen, dann für die Kaffee-Districte Cazengo und Golungo geben statistische Data, allerdings portugiesische, sogar 23 Einwohner pro qkm an. Die Bevölkerung der tiefen Zone, welche man überhaupt nur an den Ufern der sie durchziehenden Wasseradern suchen darf, wo dieselbe unthätig der Fruchtbarkeit des Bodens die Sorge für ihre Erhaltung überlässt, ist natürlich nicht sehr dicht; dennoch findet man auch in diesen Gegenden hin und wieder Fazendas von recht beträchtlicher Ertragsfähigkeit, die natürlich von Europäern angelegt und verwaltet sind. Eine derselben, Bom Jesus, am Quanza gelegen, welche von einem Deutschen, Namens Schulz, angelegt ist, der dem Ueberschwemmungsgebiet des Flusses grosse Strecken für die Anlage seiner Zuckerplantagen abgerungen hat, wird besonders gerühmt. Die Verhältnisse der gebirgigen Zone sind bei weitem günstiger; die Bevölkerung ist dichter und auch etwas thätiger, und inmitten des fast noch jungfräulichen Waldreichthums zeigen sich in bereits recht günstiger Entwickelung hochwichtige Culturen, wie die des Kaffee und der Baumwolle; auch Tabak und Reis werden viel gepflanzt und vor Allem die Ginguba, eine Oelfrucht, welche auch im tiefen Innern als Frucht und als Oel ein sehr geschätztes Nahrungsmittel ist. Alle anderen Industrieen, ausser der agricolen, liegen allerdings noch sehr im Argen, obgleich die natürlichen Bedingungen nicht fehlen; ausser der Fabrication des fürchterlichen Getränkes, welches aus dem Zuckerrohr durch sehr primitive Destillation des Saftes hergestellt wird und das weisse wie schwarze Staatsbürger mit gleicher Leidenschaft vertilgen, ist mir kein einziger nennenswerther Industriezweig zur Kenntniss gekommen.

An die zweite gebirgige Zone schliesst sich nun das Hochplateau, das sich, unter langsamer Abdachung nach Norden, und unterbrochen

von unzähligen, zum Theil ausserordentlich breiten und tiefen Thälern, soweit ins Innere ausdehnt, als ich überhaupt vorgedrungen bin.

Vergebens suchte ich nach einer weiteren Stufe, die auf das gewöhnlich angenommene zweite Plateau führen sollte: Westafrika besitzt kein solches, ebensowenig wie die auf älteren Karten verzeichneten Gebirgsketten wirklich vorhanden sind. Talla Mungongo und Moenga sind einfach die Hänge, welche von der Hochebene schroff in das umfangreiche Becken des Quango und seiner Haupttributäre abfallen. In dem Thale des Quango stehen allerdings diverse isolirte Gebirgsstöcke, doch da ihre Höhe bedeutend geringer ist als die der Hochebene, ist es ja keine Frage, dass sie weiter nichts sind als Inseln, welche bei der Ausschwemmung des Beckens von den Wässern verschont worden sind.

Das Plateau, welches für wasserarm gehalten wurde, von welchem man glaubte, dass es in dem ganzen grossen Flächenraum zwischen Quango und Cassai nicht eine einzige Wasserader von Bedeutung besitze, wird von einer grossen Anzahl zum Theil mächtiger Flüsse durchzogen, welche es in ebenso viele, in der Richtung von Süd nach Nord laufende, fast gleich breite und beinahe parallele Rücken theilt.

Ein grosser Theil dieser Flüsse war von Livingstone auf seiner Reise von Linyanti nach Loanda und zurück überschritten worden; doch konnte er in jener Zeit noch wenig über ihren Verlauf erfahren, da es noch keine Quioco im Lande gab, die ihm hätten Auskunft geben können, denn die Lunda kümmern sich wenig darum, wohin ihre Flüsse laufen, und da sie niemals Jagdreisen gemacht, wie jene, können sie es auch wirklich nicht wissen. Dr. Livingstone glaubte nun, weil der Quicapa dort auf seinem Wege schon ein Fluss ist, der im Canoe übersetzt werden muss, dies sei der bedeutendste und führte alle westlich von ihm passirten auf seiner Karte mit kurzer Schwenkung in ihn hinein. Zwei derselben aber, der Cuilu und der Loangue, sind Ströme, mächtiger und breiter als der Quango selbst, und ein dritter, der Quéngo, welcher erst unterhalb (nördlich) der Strasse nach Quimbundo entspringt, führt seinen Lauf ebenfalls selbständig fort bis in den fernen Zaire.

Dem ersten der von mir vor Quimbundo passirten grösseren Flüsse, dem Cuilu, sah man es an dem tiefen und weiten Thale, in welchem er das Hochplateau durchschneidet und an der Wassermenge, die er dort bereits führt, sogleich an, dass er unmöglich sein Dasein so bald beschliessen könne, und als ich bald darauf den jenem octroirten Vater, den Loangue sah, der in gleicher Höhe ein tiefer Sumpfgraben ohne Thalbildung ist, war ich von der Unrichtigkeit der bisherigen Ansichten überzeugt. Beide Flüsse fand ich nachher bei meiner Rück-

reise im Norden wieder, den Loangue, wie er in tüchtigen Katarakten und Stromschnellen aus dem Plateau in das Tiefbecken des Congo fällt, den Cuilu als mächtigen, dem Quango überlegenen Strom, der bereits die Partie der Gefälle hinter sich hat und gurgelnd seine Wogen dem Congo zuwälzt. Wenige Tagereisen westlich von seiner Mündung, erzählte mir dort unten ein Quioco-Jäger, fliesst der Quango und ganz dicht dabei östlich der Quéngo, ebenfalls ein tüchtiger Fluss, der aber weit nördlich der Pogge'schen Route entspringt, selbständig in den Congo. Der Loangue fliesst etwa unter 5° S. Br. in den Cassai, im Lande der Pende.

Die übrigen vier grossen Ströme, diesseits des Cassai, welche ihren Ursprung südlich des Pogge'schen Weges haben, der Quicapa, der Luaximo, der Quihumbue und der Luembe, fliessen sämmtlich dicht bei einander, die beiden letzteren sogar kurz vorher vereint, beim Mai in den Cassai. Zwischen diesen Flüssen entspringen nun noch fortwährend andere und zwar laufen mehrere lange zwischen zwei grossen hin, ehe sie sich entschliessen, dem einen derselben sich zuzuwenden, wie der Luele, der dicht bei Quimbundo unter 10° S. Br. entspringt und erst unter 6° 20' in den Loangue fliesst, freilich unter dem Namen Luchico, den er nach dem Brauch aller Negerstämme erhalten hat, nachdem dieser, ein bedeutend kürzerer Fluss, der erst unter 9° 10' entspringt, in ihn geflossen.

Dieser Brauch, dass vom Zusammenfluss zweier Flüsse in einander der Name des kleineren bleibt, hat auch den Anlass zu dem bis zum Eindringen der Quioco in die Länder nördlich vom Lunda-Reiche allgemein verbreiteten Irrthum gegeben, dass der Cassai der eigentliche Congo sei. Dieser führt den Namen Cassai von seiner Quelle bis zum Luba-Lande, d. h. soweit Lunda wohnen; die Lubastämme dagegen, die Mai, Tuchilangue, Tucuba u. s. w., sowie auch die Pende an seinem linken Ufer, kennen diesen Namen gar nicht, er heisst bei ihnen N'Zaire Munene, d. h. der grosse See, das grosse Wasser, gerade so wie er auch dort heisst, wo er, in den Lualaba übergegangen, den Cuilu und den Quango aufnimmt. Dass er dazwischen in einen anderen, grösseren Strom geflossen ist, davon wissen die Luba nichts, die Quioco aber wissen es. Obgleich sie selbst noch nicht bis an den Zusammenfluss gekommen sind, haben sie das Factum doch erfahren und mehrere sind auch bis zum Lualaba in seinem nordöstlichen Laufe, unterhalb Nyangwe (welchen Namen sie jedoch nicht kennen) gelangt, wissen, dass dies der Fluss ist, in den der Cassai fliesst, und einer erzählte mir von dem Inglez, der dort in einer schwimmenden cubata (Hütte) vorbeigefahren sei, und den er selbst gesehen habe!

Wenn die Möglichkeit eines Betruges überhaupt vorgelegen hätte, derart, dass die Betreffenden von Stanley's Reise von Angola aus gehört hätten, so hätten mich blaue, grosse, ringförmige Perlen, die sie vom Lualaba mitgebracht, überzeugen müssen, weil diese Waare an der Westküste nicht geführt wird.

Ich führe dies nur an, weil ihre Angabe über die Entfernung des Lualaba (im Osten) vom Cassai durchaus nicht mit der bisherigen Annahme stimmt, wohl aber mit der viel weiter östlichen Lage von Quimbundo und damit auch vom Cassai, Mai etc., die mir Topographie und Ortsbestimmungen ergeben haben.

Trotz dieser vielen und grossen Flüsse nun, und trotz des fetten lehmigen Bodens ist die Vegetation der ganzen innerafrikanischen Hochebene, soweit ich sie kennen gelernt, eine recht spärliche, sicher nirgends eine tropisch-üppige, und hieran ist einzig und allein der Wassermangel schuld. Dies klingt freilich in einem so regenreichen Lande auf den ersten Blick widersinnig, ist aber dennoch richtig und erklärt sich leicht dadurch, dass die meisten der Flüsse, bei dem grossen allgemeinen Gefälle des Plateau's nach Norden, ihre Thäler tief eingewaschen haben, dass also das ganze Geäder der seitlich in sie einlaufenden Thäler und Risse ebenfalls eine starke Neigung besitzt und so das Wasser auf dem Rücken zwischen zwei Flüssen sich nur unglaublich kurze Zeit halten kann und nicht vom Boden aufgenommen wird. Die flachen Höhen dieser Rücken haben oft fast gar keine Vegetation, nicht einmal das Steppengras kann über die Höhe von einigen Zollen hinwegkommen und auch nicht der kleinste Busch bietet dem Auge Abwechslung. Solche Strecken nennen die Eingeborenen quiana und selbstverständlich sind sie weder bewohnt, noch nimmt man seinen Weg über sie, wenn man es vermeiden kann.

Der allgemeine Charakter der Hochebene ist der der Steppe. Die Lehnen der Thäler, die Thalgründe, sogar meistens auch die höheren wasserlosen Flächen sind von dem undurchdringlichen, in seiner vollen Höhe weit über den Kopf des Wanderers hinausragenden Grase bestanden, das die Portugiesen capim nennen. Meistentheils nun sind zwischen das Gras spärliche Büsche und einzelne kümmerliche Bäume verstreut, oft auch stehen dieselben dichter gedrängt und dann bleibt einem ja nichts anderes übrig, als die Bezeichnung Wald dafür gelten zu lassen; aber von einem wirklichen echten Walde oder Forst nach unseren deutschen Begriffen oder gar von einem tropischen Urwalde ist auf der ganzen Hochebene nicht die Spur zu finden. Den Flussläufen folgend, ziehen sich aber manchmal, besonders in den nördlicheren Theilen des Landes, dichte Gehölze, sogenannte muchito's,

hin, deren oft hohe, dicht belaubte Stämme durch zahllose, bis über Armdicke stark werdende Lianen, durch Stechpalmen und Rohre aller Art zu einem undurchdringlichen Gewirr verflochten worden sind. Der feuchte Grund derselben, der aus einer hohen Lage vermoderten Laubes besteht, hat aber keine Grasvegetation und ermöglicht so wenigstens dem auf die Vermehrung seiner Vogelcollection bedachten Jäger, unter dem Laube einzudringen, wobei sein Fuss allerdings häufig in dem breiigen Moder versinkt. Diese Gehölze dehnen sich jedoch selten mehr als 30—50 Fuss an jeder Seite des Flusses aus und wechseln auch, besonders in den oberen Läufen der Gewässer, sehr häufig mit vollkommen kahlem Sumpfe ab, der nur mit vereinzelten Büscheln einer fettig-grünen Grasart bestanden ist. Weinpalmen trifft man in Form von dichten Gebüschen an den Ufern einiger Bäche an, jedoch kaum südlich vom 8. Breitengrade. Vereinzelte Oelpalmen und Cocos beginnen erst im Lubalande; Baobabs und Euphorbien, die man in der zweiten Zone, dem Uebergangsgebiete zwischen Hoch- und Tiefland, in grosser Menge, letztere sogar zu kleinen Gehölzen vereint, findet, giebt es auf dem ganzen Plateau nicht. Nur einmal, im Thale des M'Balle, nahe dem Cahangepasse, fanden wir vereinzelte Adansonias, freilich von colossalen Dimensionen.

Was die klimatischen Verhältnisse betrifft, so haben die tieferen Länder mit der Hochebene das gemein, dass es überall nur zwei Jahreszeiten giebt, eine trockene, kalte, und eine heisse, regnerische. Jene, der Winter, cacibo genannt, beginnt Mitte Mai und dauert bis Mitte September; die Regenzeit, der Sommer, vula genannt, füllt die übrigen 8 Monate aus. Während der trocknen Zeit nun fällt des Morgens meist ein schwerer Thau, und eine dichte Nebelschicht liegt auf der Erde, die oft erst zwischen 9 und 10 Uhr die Sonne durchdringen lässt; im Küstengebiet verdickt sich auch oft dieser Nebel zu einem Wolkenschleier und weicht den ganzen Tag über nicht. In dieser Zeit ruht die Natur aus; die Steppengräser, denen die letzten grossen Regen die reifen Körner ausgedroschen und fortgeschwemmt haben, verdorren und fallen, wenn nicht das nach überall verbreiteter Sitte von den Eingeborenen entzündete Feuer sie verzehrt. Viele Bäume stehen ohne Laub, solche, die es niemals ganz verlieren, sind doch sehr vertrocknet, andere freilich ersetzen gerade während dieser Periode ihre Blätter. Die mittlere Temperatur während des Cacibo ist im Littoral 22°, auf der Hochebene 20° C.

Die Regenzeit, der Sommer, tritt in den tieferen Ländern, als deren Grenze man in diesem Falle etwa Malange annehmen kann, derart auf, dass es Mitte September, leise zu regnen beginnt, d. h. jeden

Tag etwas; im October und November fallen täglich starke und andauernde Regen, dann tritt eine Pause ein, in der es fast gar nicht regnet, welche etwa December und Januar hindurch anhält, so dass man dort beinahe von einer zweiten trocknen Zeit sprechen kann; doch ist, wie ich mich aus eigener Anschauung überzeugte, ein tüchtiger Guss auch in diesen Monaten nicht ausgeschlossen. Im Februar beginnen wieder regelmässige Regen, welche bis Mitte Mai andauern, im April aber am stärksten und anhaltendsten sind. Mit einigen kurzen aber fürchterlichen Platzregen schliesst dann die Periode ab.

Im Innern dagegen giebt es keine derartigen Erholungszeiten; da regnet es fast ganz ohne Ausnahme täglich während der 8 Monate, freilich meist mit weit geringerer Heftigkeit, so dass die jährliche Regenmenge in beiden Zonen wohl die gleiche sein dürfte. Die Regenzeit im Innern ist auch durchaus kein Hinderniss für den Reisenden, oder doch nur an einzelnen Tagen, da Beginn und Dauer einer grossen Regelmässigkeit unterworfen sind.

Fängt es z. B. Abends gegen 6 Uhr an zu regnen, so weiss man, dass es etwa um 4 oder 5 Uhr Morgens aufhören wird und dass man am nächsten Tage bestimmt marschiren kann; beginnt der Regen um die Mittagszeit, so ist man schon im Lager oder nicht weit von ihm und kann sich bald trocknen. Wenn aber früh um 6 Uhr, selbst bei fast klarem Himmel, der Donner grollt, dann ist kein Träger aus der Laubhütte zu bringen, denn dann ist es sicher, dass vor 7 Uhr der Regen beginnt und erst nach Mittag endet.

Einmal, während einer Mondperiode, kann man übrigens sicher auf Regen von bedeutend vermehrter Vehemenz rechnen, die bis zu 2 Tagen andauern, und einmal auch im Monat kommt eine Zeit, in welcher nur wenige Tropfen oder ein leiser Schauer täglich fallen. Obgleich die bedeutendsten Meteorologen längst überzeugt sind, dass der Mond mit dem Regen nichts zu thun habe, fiel doeh während fünf Monaten, in denen ich darauf geachtet, die Zeit mit vermehrtem Regen stets in die Zeit des Neumondes, und stets waren die schönen Tage, wenn der volle Mond am Himmel glänzte.

Angenehm kann man nun freilich das Reisen in der Regenzeit nicht nennen; es vergeht eben kein Tag, wo nicht die unteren Partien durch und durch nass würden, sei es vom Regen oder vom Thau, der stets Morgens auf dem Grase liegt, wenn es Nachts nicht geregnet hat; oder sei es beim Durchwaten der unzähligen Sümpfe oder Brüche, die in dieser Zeit sämmtlich angeschwollen sind; aber die Sonne, die ja dann ihre Strahlen nahezu senkrecht herabsendet, sorgt in den Zwischenzeiten für ein promptes Trockenwerden der durchnässten Theile; oft

muss man mehrmals während eines Marsches beide Processe durchmachen; die tägliche Uebung thut aber auch hier das ihrige und man macht sich bald nichts mehr daraus!

Wenn ich aber darum gefragt würde, um welche Zeit ich in Afrika lieber in der Hütte hocken möchte, statt zu reisen, müsste ich die Monate März und April nennen; da wird das Gras immer höher und höher, im März hat es meist die doppelte Manneshöhe erreicht, die Halme werden hart und stechen und stossen den durchdringenden Wanderer, die scharfen Blätter sägen ihm ins Fleisch und zum Schluss gar, wenn die Saamenkörner reif sind, stechen sich diese in die Kleider und verursachen wahrhaft aufregende Qualen.

In dieser Zeit beschränkt sich das Nasswerden natürlich nicht nur auf die unteren Partien, und andererseits, wenn das Gras trocken ist und die Sonne darauf brennt, glaubt man darin ersticken zu müssen.

Bei allem Gesagten ist das Klima des innerafrikanischen Plateaus nicht so bös, wie es gemacht wird; in der kalten Zeit fühlt man die Sonne eigentlich gar nicht in belästigender Weise, da fast stets kühle Winde wehen, und auch während der Regenzeit gewöhnt man sich daran. Ich habe auf der ganzen Reise, mit Ausnahme des Aufenthalts in Dondo auf der Hinreise, wo ich noch unerfahren war, gewöhnliche wollene Kleider und als Kopfbedeckung einen kleinen, schmalrandigen Filzhut getragen, und habe mich jede Nacht recht warm in wollene Decken gehüllt, alles wie ich es in der Heimath gewohnt bin, nur dass ich ohne Weste ging, dafür aber stets den Rock zugeknöpft trug.

Dabei habe ich am 26. September 1878 zum letzten Male Fieber gehabt, von da bis zum Tage meiner Ankunft in Loanda am 22. Juni 1879, also in 9 Monaten, nicht ein einziges Mal.

Indem ich nun zur Fauna des westlichen Centralafrika's übergehe, will ich zunächst mit den Hausthieren beginnen, damit die Leser sehen, was eigentlich ein Reisender dort für seine gewöhnliche Küche vorfinden kann. Viel ist dies allerdings nicht.

Rindvieh züchten eigentlich nur die Bangala im Becken des Quango, sowie ihre Nachbarn, die Bondo und Hollo; jenseits des Quango nach Nordosten zu trifft man kein solches mehr, und die Völker im Innern bewunderten unsere beiden Stiere fast mehr, als uns selbst.

Schafe findet man wohl ziemlich überall, aber nirgends in grösserer Menge. Alle, die ich gesehen, waren lange, hochbeinige dünne Thiere ohne alle Wolle, mit kurzen, starren Haaren. Ihr Fleisch ist durchaus nicht besonders wohlschmeckend.

Ziegen sind in allen Landstrichen sehr gemein und bilden den Hauptgenuss in der Mahlzeit des Reisenden, denn ihr Fleisch hat, sogar

bei Böcken von erträglichem Alter, durchaus nicht den widerwärtigen Geschmack und Geruch, der dasselbe in anderen Ländern fast ungeniessbar macht. Wenn wir ein paar Wochen nicht in der Lage gewesen waren, Ziegen zu bekommen und es wurde eine zum Verkauf gebracht, zahlten wir mit Vergnügen den höchsten Preis, während Schafe uns stets sehr kalt liessen, so lange noch etwas anderes vorhanden war.

Schweine giebt es nur in den Ländern, welche bereits von halbcivilisirten Negern bewohnt gewesen sind, wie z. B. in Quimbundo, und da halten sie denn auch die wilden Fürsten mit Vorliebe. Auf der ganzen Reise aber von Quimbundo zum Mai und zurück bis zum Quango sahen wir kein einziges.

Hühner sind überall, wo Menschen wohnen, reichlich vorhanden und haben für gewöhnlich den Werth einer Elle Kattun; wenn freilich eine hungrige Karavane in ein Dörfchen von 3—4 Hütten kommt, steigen sie auch wohl auf den fünffachen Werth.

Was das Jagdgethier anlangt, so will ich nicht gerade die Behauptung aufstellen, dass das von uns durchreiste Land arm daran sei. Antilopen giebt es überall, von der Pferdeantilope, der Palanca, bis zum winzig kleinen Caseche, nicht grösser als ein Schoosshündchen und von den Damen in den französischen Niederlassungen an der Küste von Senegambien auch als solches verwandt; eine Hirschart, unserm Damwild ähnlich, n'golungo genannt, ist sogar nicht selten und sein Fleisch wird von vielen Eingebornen-Stämmen nicht einmal gegessen; der wilde Esel, wie die Portugiesen eine dem Esel merkwürdig ähnliche Antilope nennen, zwei Schweinearten, das n'galla und das Pinselohrschwein, ferner der boi silvestre oder m'pacasso, der berühmte und berüchtigte Ochs Süd-Afrika's — das alles existirt und man sieht es wohl auch einmal, aber wenn man in der Art reist, wie wir gezwungen waren, es zu thun, darf man für seine Küche auf all' dergleichen Delicatessen nur in den seltensten Fällen rechnen. Auf dem Marsche hatten wir mit der topographischen Aufnahme zu thun und jedes Abweichen in den Wald hinein, einem Wilde nach, hiess die Basis riskiren, oder brachte mir wenigstens Mühe und Zeitverlust, da ich ja natürlich mir erst den Punkt, von wo ich abgewichen, markiren und nachher ohne Gnade dahin zurückkehren musste. Während der 6 Monate, wo das Gras hoch steht, kommt man übrigens in diese Versuchung gar nicht, denn das Wild merkt sicher die Karavane eher, als umgekehrt ein Jäger es erspäht, duckt sich still nieder und lässt die Feinde vorbeiziehen. Dass aber an dem Orte, wo die Karavane ihr Lager für die Nacht aufgeschlagen, Stämme für die Hütten abgeschlagen und das Gras zum Bedecken derselben ringsum abgemäht hat, weithin in die

Runde an dem Tage kein Wild mehr zu finden ist, ist ja leicht zu begreifen. Nur wenn wir einen Ruhetag machen mussten, wurde wohl einmal einer Fährte nachgegangen, im Ganzen aber blieb es immer nur Sache des Zufalls, wenn ein grosses Stück Wild eingebracht wurde.

Elephanten sahen wir nur einmal und zwar im nördlichen Lundareiche; vielfach wohl fanden wir ihre Fährten noch ganz frisch, von den Thieren selbst aber war nichts zu sehen.

Von Geflügel haben wir ziemlich viel Perlhühner, diverse Francolinen, Enten und selten genug eine Trappe gefunden. Derjenige Wildbraten, welcher am häufigsten auf dem Speisezettel stand, waren wilde Tauben, deren es stellenweise ausserordentlich viele gab und die wir während des Marsches von den Bäumen herabknallten.

Um auch der Raubthiere noch Erwähnung zu thun, deren Vorhandensein ja mit dem Wildreichthum einer Gegend in directem Verhältniss steht, kann ich nur sagen, dass wir ganz ausserordentlich wenig mit ihnen zu thun gehabt haben. Obgleich es ja Unzen aller Art, Hyänen, die ich sogar am Festungswalle von Malange erlegte, und Schakale überall giebt, macht der Eingeborene doch wenig Aufhebens von ihnen; alle Furcht vor Raubthieren concentrirt sich bei ihm in dem einen Begriff: tambue, der Löwe. Ueberall in Afrika kommt derselbe vor, aber überall ist er glücklicherweise selten. Man hört ihn selten, noch seltener sieht man ihn; dennoch ereignet sich wohl jedes Jahr einmal der Fall, dass er einem Districte seinen unliebsamen Besuch abstattet, ein Rind, wo solches vorhanden, eine Ziege oder gar einen Menschen erwürgt und fortträgt.

Zu den ethnographischen Bemerkungen übergehend, will ich zunächst diejenigen Charaktereigenthümlichkeiten und Sitten hervorheben, die alle Racen, die ich kennen gelernt, mit einander gemein haben; denn wenn auch jeder Stamm seine Eigenthümlichkeiten hat, so findet man doch, nimmt man alle Neger zusammen, keine ausgesprochenen oder sehr grossen Verschiedenheiten unter ihnen. Und dieses hat ja seinen natürlichen Grund darin, dass angekaufte oder erbeutete Sclaven sofort in die Familie ihres Herrn einverleibt werden und dass dieser die weiblichen Sclaven fast stets als Kebsweiber hält.

Die Bevölkerungszahl aller dieser Länder ist eine sehr geringe, mit einziger Ausnahme von Cassange-Land und Songo-Land. Das Regierungssystem ist stets von patriarchalischem Charakter, jedes Dorf hat seinen Häuptling, ein Complex von Dörfern gehört wieder einem grösseren Fürsten, dem jene kleineren Tribut zahlen müssen, und bei den Lunda und Bangala herrscht dann noch ein Kaiser über die gesammte Nation.

Ein solcher, und in den Ländern, wo keiner ist, auch schon der Häuptling des Kreises oder Districtes, herrscht absolut, doch halten sich beständig an seinem Hofe eine Anzahl alter, angesehener Leute auf, welche zu allem ihre Ansicht aussprechen, zu- oder abreden und in den meisten Fällen den Häuptling leiten, wie sie es wollen. Durch sie werden dann die Befehle im Namen des Häuptlings ausgesandt, denen meist unweigerlich Folge geleistet wird. Das Dorf, der District, resp. das Land muss natürlich den Häuptling ernähren, ihm garapa, den gegohrnen Hirsetrank liefern, ihm Frauen geben und vieles andere mehr; von jedem Wild, das erlegt wird, gehört die rechte Keule ihm, die linke dem Schützen und der Rest wird unter die Jagdgenossen vertheilt, so dass er auch noch davon sein gleichmässig Theil bekommt. Vom Elephanten beansprucht er ausserdem noch einen Stosszahn, und die Felle erlegter Löwen und Leoparden gehören ihm immer, da nur ein Häuptling auf solchen sitzen, resp. solche besitzen darf.

In Ländern, wo es Palmwein giebt, stellt der Häuptling eigens Leute an, welche die mühevolle Arbeit des Abzapfens dieses Baumsaftes besorgen müssen. Dieselben wohnen dann allemal dicht bei dem Palmwalde und bewachen denselben, und ihre einzige Bezahlung besteht darin, dass sie von dem Weine mittrinken dürfen. Alles übrige aber muss dem Häuptling abgeliefert werden, der dann oft Monate lang von nichts anderem lebt.

Trotz der absoluten Herrschaft der Häuptlinge über Gut und selbst Leben ihrer Unterthanen, giebt es nun Leute, welche einen weit grösseren Einfluss ausüben, und dies sind die Zauberer, Doctoren oder Medicinleute, so dass ein Häuptling, welcher in dem Rufe steht, ein Medicinmann zu sein, wirklich eine unbeschränkte Gewalt besitzt. Die Macht, welche ein Zauberer über die Neger hat, zeigt sich jedoch nicht etwa dadurch, dass sie denselben wie den Häuptling ehren, in respectvoller Weise mit ihm verkehren, oder gar ihn als höher stehend betrachten; er ist ihnen persönlich nichts weiter, als jeder beliebige Mitmensch, nur den Zauber, den er macht, achtet und fürchtet man an ihm, nicht die Person. Unter unseren Trägern befand sich z. B. ein solcher, welcher für sehr geschickt galt und viel mit seiner Kunst verdiente. Sogar Eingeborene, bei denen die Karavane passirte, kamen zu ihm und nahmen seine Hülfe in Anspruch; niemals aber hat sich ein Kamerad erboten, etwa die Last desselben zu tragen oder ihm irgend eine andere Arbeit abzunehmen.

Der Zauberer oder quimbanda (von m'banda, der Zauber) kennt nun vor allen Dingen die Wirkung verschiedener Wurzeln und Kräuter und beschäftigt sich vornehmlich damit, Krankheiten zu heilen. Ausser-

dem aber verfertigt er Zauber und Fetische aller Art zum Schutze gegen Feinde, Krankheit, Löwen und Schlangen; einen Fetisch, der den Besitzer zum glücklichen Jäger macht, oder einen äusserst nützlichen, welcher die Regenwolken vertreibt oder wenigstens den Regen verzögert und so dem Wanderer ermöglicht, noch undurchnässt ein schirmendes Dach für die Nacht herzustellen.

Bei einer beabsichtigten Kur, oder wenn Jemand einfach vom Quimbanda eine Heilwurzel, eine michi ya m'banda, zu kaufen wünscht, hütet sich derselbe wohl, dieselbe in ihrer natürlichen Gestalt zu verabreichen; das würde durchaus keine Wirkung haben; es darf vielmehr niemals das bei jedem Zauber eine grosse Rolle spielende Antilopenhorn, das gichilo, fehlen, in welchem sich dann das Heilmittel, unkenntlich gemacht in einem schwarzen Brei oder wie eine graue Erdart aussehend, befindet. Einem solchen gefüllten Antilopenhorn traut nun der Neger unglaubliche Kräfte zu; vor dem Dorfe in den Boden gesteckt, schützt es gegen den Angriff des Feindes, dem Mandiokafelde verleiht es die Kraft, die unentbehrlichen Wurzeln, die 3 Jahre bis zur Reife bedürfen, rascher zu treiben, es hat, vom Quimbanda dirigirt, die Kraft, Verlorenes oder Gestohlenes zu entdecken und macht, dass der Besitzer in einer milonga, einer der alltäglich sich unter den Negern abspielenden Kabalen, von denen ich gleich erzählen werde, Recht behält.

Der Glaube an die Macht des Zaubers ist bei allen Eingeborenen tief in die Seele eingeprägt; selbst diejenigen unter ihnen, welche in den Städten geboren und in frühester Jugend Christen geworden sind, können nicht davon lassen und wenn sie in die Lage kommen, sich zu entscheiden, welcher Religion sie mehr Zutrauen schenken sollen, werden sie keinen Augenblick im Zweifel sein.

Ausser dem eigentlichen Zauberer nun, zu dessen Ressort es nicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, gehört, die Zukunft im Voraus zu ergründen, giebt es noch die Wahrsager oder Rather, die acoa n'gombo, welche ungefähr unseren Kartenlegerinnen oder den Somnambulen entsprechen dürften.

Diese Leute stiften noch fortwährend durch ihre Prophezeihungen unzählige Mordthaten an, denn von ihnen lässt sich der Neger, der bekanntlich niemals, auch im höchsten Alter nicht, an das natürliche Eintreten einer Krankheit oder des Todes glaubt, sagen, welcher seiner Mitmenschen ihm den bösen Zauber, den muloge, gemacht hat, der seine Krankheit oder seines Verwandten Tod verursacht hat. Häufig jedoch nennt, zum grossen Glück, der N'gombo einen oder mehrere bereits Verstorbene als die Veranlasser der Krankheit und in diesem Falle versucht der Kranke, diese Gespenster durch Hin-

setzen von Speise, einem Huhn und Fuba, an einem vom N'gombo bestimmten Ort, wo derselbe es dann wohl abholen mag, zu versöhnen.

Hilft dies aber nichts, so muss der Rather, um seinen Ruf nicht zu verlieren, eine lebende Person als den Thäter nennen, wozu unglaublich nichtssagende Gründe schon genügen; z. B. der Rather hat erfahren, dass eine gewisse Verwandte des Verstorbenen denselben kurze Zeit vorher um irgend eine Kleinigkeit gebeten hat und abschläglich beschieden worden ist, oder Aehnliches, dann fordern die Kläger den Beschuldigten zum Gottesurtheil auf, und nichts in der Welt kann ihn davor retten.

Das Gottesurtheil, m'bambu, zu welchem dann geschritten wird, besteht darin, dass der Beschuldigte den Trank einer gewissen bittern Baumrinde trinken muss, welcher auf die verschiedenen Organismen zweierlei verschiedene Wirkungen hat. Der Eine bekommt davon Uebelkeit und giebt nach einigem Würgen das Gebräu wieder von sich; dieser hat dann die Probe bestanden, ist unschuldig an dem ihm zur Last gelegten muloge und kehrt im Triumpf mit seinen Freunden in seine Hütte zurück, wo ein tüchtiger Schlaf etwaigen weiteren übeln Folgen des Trankes entgegentritt. Der Kläger muss dann eine manchmal recht grosse, von der Art des Verbrechens abhängige Entschädigung an Sklaven, Vieh oder Zeug an ihn zahlen. Die andere Wirkung des Trankes giebt die Bestätigung der Schuld; das Gift der Rinde beginnt zu wirken, es treten Zuckungen und Convulsionen ein und der Tod erfolgt bald. In manchen Gegenden, z. B. im Norden, am Congo, warten die Umstehenden nicht einmal den Tod ab, sondern stürzen bei den ersten Zuckungen des Opfers mit ihren Messern über dasselbe her und schlagen und schneiden es in Stücke. Die von uns bereisten Stämme jedoch begnügen sich damit, die Leiche des Gemordeten mit einem spitzen Pfahl ihrer ganzen Länge nach zu durchstechen, sie daran zu einer öden Stelle im Walde zu schleppen und dort zu verbrennen.

Bei diesen Gerichten spielt eine dritte Gattung von Magiern, die niemals etwa in der Person eines der beiden erwähnten vereint auftritt, der cassange ca m'bambu, die Rolle des Richters, Henkers oder Executors, und wie wichtig diese Rolle ist, geht ja leicht daraus hervor, dass die Stärke des Trankes, oder überhaupt die Zubereitung desselben, ihm vollständig überlassen bleibt, sein Geheimniss ist. Dieser Cassange nun, einzig von allen drei Sorten Magiern, ist dem Neger eine unheimliche Person, mit der er nicht gerne verkehrt, deren es nicht viele giebt und die oft weither von ihren einsamen Wohnungen zur Execution geholt werden müssen. Dem eigentlichen Schuldigen an der Schlächterei, dem N'gombo oder Rather, der doch den Namen des Opfers

genannt und ihn dem Henker überliefert hat, hängt nicht das mindeste Grausen an, noch besitzt er irgend welchen Nimbus. Wir selbst hatten einen solchen als Träger und er war ein recht guter Träger, weshalb ich mich auch um seinen Hokuspokus wenig kümmerte; ging ich aber einmal hin, wenn er gerade unter Gesang und Geklingel feierlichst wahrsagte, so war alles, was meine zwischengeworfenen höhnenden und spottenden Worte auf den Acteur und die Zuschauer bewirkten, ein fröhliches Gelächter und eifrige Fortsetzung des Geschäfts, sobald ich mich umgedreht.

Die M'bambu-Beschwörung ist auch bei den vollständig unterworfenen Negerstämmen sowie bei den Ambaquista's, den civilisirten portugiesischen Afrikanern, noch in voller Geltung und sogar die Kinder und Enkel der Weissen huldigen ihr. Trotz strengen Verbotes seitens der Regierung ereignen sich Fälle derselben selbst in Loanda und Ambacca noch öfters, wie dies ja der im vorangegangenen Kapitel erzählte Fall bewiesen hat.

Durchaus nicht nur grosser Angelegenheiten halber, vielmehr um jede Lappalie bieten sich die armen unwissenden Kerle dies Schiedsgericht gegenseitig an, und kaum einer weigert sich, den Trank zu nehmen, da sie ja wirklich einen Zauber nicht begangen haben und fest glauben, dass nur der Schuldige dabei zu Grunde gehen kann.

Bei ihren Processen, deren die Neger sich gegenseitig unzählige machen und für die sie, theils aus Habgier, theils der Unterhaltung wegen, wahrhaft schwärmen, wird jedoch niemals durch Eidesleistung, sondern durch die Volksstimme entschieden. Zu solchen Processen, eben den milongas oder Kabalen, die ich vorhin erwähnt, mit denen wir besonders bei den Songo und Quioco recht sehr belästigt wurden, giebt nun der geringste Umstand Veranlassung: Einer zündet sich z. B. die Pfeife am Feuer eines Andern an und ein Stück Kohle fällt diesem auf das Kleid und brennt ein winziges Loch hinein — gleich ist milonga, und der Beschädigte verlangt dann nicht etwa sein Kleid, das ein alter Fetzen war, durch ein neues ersetzt, nein, ganze Stücke Zeug muss oft der Thäter zahlen, denn es ist ja ganz klar, dass er die Kohle absichtlich geworfen hat, in der Hoffnung, der andere würde Feuer fangen und daran verbrennen! Einige ähnliche Beispiele, die mir passirt, werde ich in später folgenden Kapiteln erzählen.

Muquengue, der Häuptling der Tuchilangue, eines Lubastammes im Norden des Mai, hat bei seinem Volke die Gottesgerichte sowie die milongas abgeschafft. In seinem Lande giebt es für alle Misshelligkeiten, für Vergehen wie Verbrechen nur eine Instanz, nur einen Richter, und das ist er selbst. Die Zustände müssen dabei nach der Beschreibung

wirklich gar nicht so übel sein, jedenfalls besser als bei den anderen Stämmen. Ihre Religion, ihr einziger Fetisch, ist der Hanf, die liamba; sie haben ihre Giftpfeile zerbrochen und halten sich keine Götzen mehr; jeder, der zum Stamme gehören will, muss Liamba rauchen und will er das nicht, so wird er ausgestossen. Wer aber die Pfeife einmal angenommen hat und sich Muquengue's Gesetz entziehen will, dem sendet er eine Anzahl Leute in's Haus, die ihn zwingen, so lange aus ihren Pfeifen zu rauchen, bis er umsinkt, worauf sie ihn verbrennen. Einem Mörder, aus welchen Gründen er immer einen Menschen erschlagen hat, geschieht dasselbe, er muss sterben. Diebe lässt der Häuptling grosse Bußen an Ziegen etc. zahlen und zwingt sie, mehr Liamba zu rauchen, als ihnen angenehm ist. Verliert oder vergisst irgend Jemand einen Gegenstand, und Einer von Muquengue's Volke findet ihn, so darf er ihn nicht berühren, sondern streut etwas Liamba darauf und lässt ihn liegen; dadurch wird er für alle unantastbar, jeder, der ihn berührt, ausser dem Eigenthümer, stirbt unbedingt, so dass dieser oft nach langer Zeit seine Sache da wiederfindet, wo er sie verloren hat. Die Cachilangue dürfen nur dann Krieg anfangen, wenn Muquengue es ihnen befiehlt; sie sind dann aber sehr gefürchtet, zumal der Häuptling bereits über 100 Gewehre besitzt. Wer sonst noch ein solches sich verschafft hat, wird dadurch ein geachteter Mann, ein Anführer, und wenn er vorher der Niedrigste und Aermste gewesen wäre. Der Durst nach Gewehren war es darum auch, der so viele von diesen armen Teufeln mit den Quioco hinaufgetrieben hatte in deren Land, und damit in Sklaverei, Elend oder Tod.

Viertes Kapitel.

In's Innere hinein. Ein Aufbruch zum Tagesmarsch und eine Rast. Ueber N'Quiunze, Cabulandombe und Catala dos Bondos zum Jaga N'Dalla Quissua, dem Herrn vom Bondo-Land. „Der Alte vom Berge." Die Begrüssungsceremonien der Neger. Die Bondo-Neger. Im Quango-Becken und ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf das Volk der Bangala. Beim M'Banza N'Demba und von dort zum Häuptling Muango.

Früh bereits brachen wir am 6. Juli von Quissoli ohne Hinderniss auf und ersahen sogleich aus dem Widerstande, den der sehr sumpfige Calulu-Bach gegen das Uebersetzen leistete, was wir von seinen Brüdern im Innern zu erwarten hatten; obgleich rechts und links von ihm Weisse ihre Factoreien besassen und die estrada real über ihn führte, war dennoch keine Spur von einer Brücke da und das Uebersetzen der Karavane, die aus 114 Köpfen bestand, dauerte über eine Stunde.

Leider kamen wir an diesem Tage nicht weit; es befanden sich noch zu viele Stellvertreter unter den Trägern und in deren Interesse lag ja ein rasches Vorwärtskommen sicherlich nicht. Um 9¼ Uhr, also nach sehr kurzem Marsch, kamen wir in das Dörfchen N'Quiunze und fanden die vorausmarschirten Träger schon mit dem Bau ihrer Schutzdächer beschäftigt. An Widerspruch war nicht zu denken, und so liess ich denn das Zelt aufschlagen, einigermassen angeregt durch den Gedanken, seit mehreren Jahren zum ersten Male wieder im Walde unter einem Zelte zu wohnen. Da ich indessen 10 Leute mehr gemiethet hatte, als ich eigentlich für die Lasten gebrauchte, gewissermassen als „Waffenleute" und um mir das Chimbeque, die Strohhütte, im Nachtlager zu bauen, und ich die Leute nicht durch Unthätigkeit verwöhnen wollte, liess ich sie ihrer Pflicht gemäss eine Hütte für Gierow herstellen.

Abends kam Germano, mein Dolmetscher, dem ich am 3ten erlaubt hatte, nach Cacollo Bela zu gehen, aber sich am 5ten früh pünktlich in Quissoli einzustellen, endlich an und bewies mir dadurch, dass er

trotz seiner feinen höflichen Manieren nicht anders dachte, als jeder andere Träger, und dass er jede ihm erwiesene Güte sofort missbrauchte. Ich hielt jedoch an mich und sagte ihm nichts weiter, aber der Grund war doch gelegt und die Explosion sollte sicherlich nicht lange ausbleiben.

Am andern Morgen brachen wir früh auf; die Träger erhoben sich diesmal gutwillig von ihrem Lager und ich hatte zum ersten Male Gelegenheit, die Gesammtheit des Bildes, welches ein solcher Aufbruch gewährt, zu sehen.

Ein langer Stock, deren ein Paar zum Handwerkszeug jedes Trägers gehören, wird an jeder Seite der Last derart angebunden, dass an einem Ende beide Stöcke lang vorstehen; diese federnden Enden werden zusammengeschnürt und an den Stöcken hält dann der Mann die auf den Schultern und dem Kopfe abwechselnd getragene Last sowohl mit einer Hand fest beim Gehen, als stützt auch dieselbe mit der Spitze der Stöcke auf den Boden und lehnt sie gegen einen Baum, wenn er ausruhen will. Manche der Träger flechten sich auch gleich aus Ruthen eine Art Korb, der nur aus dem rechteckigen Boden und zwei Seitenflügeln besteht, an denen die erwähnten Stöcke gleich befestigt bleiben und zwischen welche die Last gesetzt und dann mit Bast oder Stricken umwunden wird. Letztere Art schont nicht nur eine Kiste oder einen Sack besser, sondern erlaubt auch, lose kleinere Laststücke ohne Mühe jeden Tag zu verpacken; denn von solchen müssen ja mehrere zu einer Last vereint werden, um auf das übliche Gewicht von 30 bis 40 Kilo zu kommen.

In langer Reihe geht es dann auf den kaum einen Fuss breiten Pfaden durch den Wald, doch löst das erste Hinderniss, der erste Graben, sofort die mühsam erzwungene Ordnung auf und jeder Einzelne marschirt und rastet, wie es ihm am bequemsten ist, so dass zwischen dem Eintreffen der Vordersten an dem Orte, wo das Nachtlager aufgeschlagen werden soll, und der Ankunft der faulen Nachzügler oft Stunden liegen.

In den den Trägern bekannten Gegenden haben diese natürlich schon im Voraus einen Platz zum Nachtlager bestimmt, über den sie dann schwer hinwegzubringen sind. Sie nennen einen solchen Lagerplatz Fundo, bezeichnen mit diesem Worte aber auch die Wegstrecke selbst, welche eine Lasten-Karavane in einem Tage gewöhnlich zurücklegt.

Der Ort muss natürlich die für das Wohlbefinden der Karavane nothwendigen Dinge: Wasser, Holz zum Brennen sowohl wie zum Bau der Hütten und hohes Gras zum Bedecken derselben, möglichst vollzählig darbieten und in friedlichen Gegenden ist es ja ausserdem wünschens-

werth, ein Dorf in der Nähe zu haben, dessen Bewohner die Reisenden mit Nahrungsmitteln versehen. An dem gewählten Ort beginnt dann sogleich ein reges Leben und Treiben. Die Träger stellen ihre Lasten in Haufen zusammen und wählen sich, meist im Kreise um die so entstandene Lastenburg, die Plätze für jede der von ihnen gebildeten Gruppen oder Familien. Zuerst gehen dann natürlich einige, meist die jüngsten von jeder Familie, nach Brennholz und Wasser; ist dies zur Hand, so sind die primitiven Kochheerde bald vermittels dreier Steine, in Ermangelung welcher auch Stücke eines Termitenbaues aushelfen, hergestellt und der irdene Topf mit Wasser wird an's Feuer gesetzt. Andere beginnen die getrockneten Wurzeln der Mandioka, deren Mehl mit heissem Wasser zu einem Brei angerührt, die Hauptschüssel jeglicher Mahlzeit, das Infundi-Gericht, giebt, zu zerstossen; die Uebrigen gehen in den Busch, aus dem bald lustige Axtschläge von allen Seiten ertönen; sie erscheinen dann wieder, mit Stämmchen beladen, an denen oben eine kleine Gabel gelassen worden ist, setzen dieselben mit den Gabeln in der Spitze zusammen und bilden so eine zeltförmige Hütte, welche erst mit Buschwerk und darüber mit dem langen Grase der Steppe gedeckt wird und so zwei auf dem Boden auf ihrer Matte liegenden Leuten und dem zwischen ihnen entzündeten Feuer Platz und Schutz gegen den Regen gewährt. Sind Dörfer in der Nähe, so erscheinen dann bald sämmtliche Einwohner; zuerst die Männer, die lungernd umherziehen, Anfangs zuschauen und bald, bekannter geworden, sich unter die Gruppen mischen, den Bericht in Empfang nehmend und selbst berichtend. Dieser Bericht findet, sobald ein Fremder in ein Dorf kommt, stets statt; er muss erzählen, wo er herkommt, wer er ist, wo er hingeht, was er bezweckt; einer vom Dorfe dankt dann und erwiedert durch eine kurze Angabe, wessen das Dorf, zu welcher Familie der Häuptling gehört und welche Vorzüge resp. Tugenden er besitzt. Dabei ist es wunderbar genug zu sehen: Der Reisende sagt natürlich nur, was er sagen will, selten die ganze Wahrheit, meist viel Unwahres. Der Hörer weiss ganz gut, was daran wahr und was erlogen ist, nimmt es aber mit grosser Würde an und verzieht keine Miene. Bei den Fragen nach Weg, Entfernung, Sicherheit und dgl. revanchirt er sich dann durch falsche Angaben, die der Frager natürlich auch nicht für baare Münze nimmt. — Wie anders, wie viel würdiger ist der Brauch bei den Moslem: Ein Reisender tritt in ein Haus; er setzt sich ruhig in den Kreis, begrüsst schweigend und wird schweigend begrüsst, er wird gelabt und sein Schlaf wird behütet. Niemandem fällt es ein, ihn mit Fragen zu belästigen; er ist fremd, und das genügt; er will sich erquicken an Speise und Trank, und das

ist sein Recht; er kommt — von Gott; er geht, wohin das Schicksal es bestimmt hat!

Doch nun wieder nach dieser kleinen Abschweifung zum Lagerbilde zurück:

Einige Zeit darauf erscheinen die Weiber des Dorfes mit der unterdessen zum Verkauf hergerichteten Waare; eine quinta (geflochtener, henkelloser Korb) Mandiokamehl, ein Huhn etwa, selten eine Quantität grosser rother getrockneter Bohnen ist, was sie gegen eine Elle Kattun, gegen Perlen oder Pulver einzutauschen haben und leider sind die Träger fast stets so thöricht, durch zur Schau getragene Gier und gar durch gegenseitiges Ueberbieten sich selbst die Preise zu verderben. — —

Unser nächster Marsch führte von N'Quiunze bis M'Bachi durch einen gleichmässig kümmerlichen Busch fort; die Verödung des Busches wird dadurch verursacht, dass Jeder beliebig darin wüstet, die Stämme also nach kurzer Zeit nicht mehr geschlossen stehen und im Sonnenbrande dörren. Bald eröffnete uns ein malerischer Riss den Blick auf den Cuige, der rechts tief unter uns sich durch die Ebene dahinwand. Der M'Bachi ist ein kleiner sumpfiger Bach, an welchem einige Gehöfte das gleichnamige Dorf bilden.

Von da aus folgten wir auf unbewaldetem Flachhange dem Flusse bis an seinen Bug von Süden her, wo der Luchimbe sich in ihn ergiesst, ein hübscher Bach mit klarem Wasser, der nun für eine Weile unsern Weg begleitete. Bald jedoch bog der Weg etwas nördlicher über eine ziemlich hohe Nase, die sich von links in's Thal schob, und auf der Höhe derselben angelangt, sahen wir zu unserer Verwunderung, dass der Bach selbst dahinter von Norden her in enger, waldiger Schlucht daherrauschte. Wir setzten über den Bach, an dessen anderem Ufer gleich wieder die Steppe begann. Ein Blick nach Norden zeigte, dass auch der Bach wenige Kilometer oberhalb unserer Furth wieder reizlos in der kahlen Steppe dahinfloss. Gerne hätte ich in dieser reizenden Oase das Nachtquartier aufgeschlagen, zumal der Busch hier einen seltenen Reichthum gefiederter Bewohner zeigte und also meine Vogel-Collection zu mehren versprach; allein im Dörfchen dabei gab es nichts zu essen und dieser Umstand zwang die Träger, widerwillig ihre Lasten noch ein gutes Stück weiterzuschleppen bis zu einem anderen Dorf, Cabulandombe, in dessen Nähe eine beträchtliche Ziegenheerde uns freilich verkündete, dass wir nicht Hunger leiden würden. Sonst war aber der Tausch ein recht schlechter: auf öder, buschloser Heide, ohne einen einzigen schattenspendenden Baum, lag das ziemlich grosse Dorf und auch wir mussten auf freiem Felde campiren; Holz zum Bauen und zum Brennen, sogar das Wasser mussten weit hergeholt werden und

unsere armen Ochsen, die bekanntlich nicht, wie die Ziegen, Hälmchen für Hälmchen abknipsen können, sondern das Maul voll verlangen, fanden keine rechte Nahrung.

Abends erhielt denn Germano seine erste Lection, die schon deshalb nicht ausbleiben konnte, weil er, ein echter Neger, durch unser freundliches Betragen gegen ihn bereits zum Glauben gekommen war, er dürfe sich nun gleichberechtigt mit uns fühlen. Der Koch hatte die Abendtafel auf zwei aneinandergestellten Holzkisten, über die eine rothe baumwollene Tischdecke säuberlich gebreitet war, hergerichtet und wir verzehrten unsere Infundi mit dem Behagen, welches das Gefühl gethaner Arbeit und überstandener Tageshitze uns gab. Da fing Germano an, mich zu interpelliren, ich müsse nun bald neue Ration an die Träger zahlen, sie würden schon ungeduldig, ich möchte ja nicht glauben, dass es so sei, wie Saturnino mir gesagt, dass nämlich die in Malange bei der Abreise gezahlte Ration für 14 Tage gewesen sei; das wäre nur Gerede von Jenem gewesen. — Ich widersprach ihm natürlich und merkte bald an seinem Eifer, dass er bereits beginnen wollte, von den Trägern zu verdienen, indem er ihre Partei gegen mich nahm und mir Angst vor ihnen erregen wollte. Als er dann noch gar drohte, sämmtliche Träger gingen überhaupt nur bis an den Quango mit, dort würden sie alle umkehren, wies ich ihn in nicht misszuverstehender Weise vom Tisch, was Gierow, mit dem er die vorige Nacht in derselben Hütte hatte schlafen dürfen, veranlasste, ihm dies Nachtquartier ebenfalls zu kündigen.

Jedenfalls verbrachte Germano eine schlechte Nacht, denn in den Hütten, die sich die Leute machen, ist der Platz genau berechnet und es war zu spät, sich noch eine eigene bauen zu lassen. Auf mich übte jedoch der Aerger ebenfalls seine Wirkung, ich bekam heftiges Magendrücken und konnte nicht schlafen.

Am andern Morgen erklärten die Träger, nicht aufbrechen zu wollen; ich erkannte Germano's Werk darin, und als er gleich darauf ganz unverfroren zu mir kam und mir Adieu sagte, da es sich unter solchen Umständen mit seiner Ehre nicht vertrüge weiter mitzugehen, erklärte ich ihm wiederum, er sei im Voraus bezahlt und könne gehen, sobald er mir die erhaltenen 150 Milreis zurückgegeben. Gierow postirte sich unterdessen mit der Büchse im Arm an einen freien Punkt im Lager, und Germano zog es vor, zu bleiben, was natürlich die Leute veranlasste, ein Gleiches zu thun. — Trotz der vorhandenen Ziegenheerde wollte uns der Soba des Orts doch keine verkaufen und wir waren auf eine der wenigen mitgenommenen Blechbüchsen angewiesen, um doch etwas Fleisch zu haben.

Im Zelte war es den Tag über vor Glut nicht auszuhalten; ein Baum war, wie gesagt, nicht vorhanden und so verging dieser Tag recht trostlos.

Gierow fing an, sich als Arzt zu etabliren, er hatte einem Träger für eine Wunde am Fuss etwas Perubalsam gegeben und sein Ruf war befestigt, denn viele meldeten sich alsbald zur Kur.

Abends hatten wir noch den Anblick einer in den Krieg ziehenden Heeresmacht; der Soba des Orts hatte mit einem andern Soba, Cavunge, am jenseitigen Ufer des Luchimbe eine Streitigkeit gehabt und sandte nun ein Paar Dutzend Leute hin, um sein Recht zu erzwingen; die Weiber heulten im Dorfe einen Kriegstanz und hüpften dazu, und die abziehenden Krieger hüpften auf dem Wege den Kriegstanz und heulten dazu.

Ueber das Resultat, ob es ein Schlachten oder eine Schlacht, oder vielleicht auch keins von beiden geworden, nachdem der Muth mit dem Geiste des genossenen Rums aus den Köpfen der Helden herausgefahren war, darüber habe ich nichts erfahren. Wir zogen nun weiter, immer östlich durch ödes Heideland bis zum Dorfe N'Zagi am Lufa-Bache, der sich etwas weiter unten in den Luchimbe ergiesst, dann weiter, bis wir das Ziel des Marsches erreichten, Catala dos Bondos, wo ein alter Portugiese, der letzte Weisse nach dem Innern zu, eine Factorei hatte. Ein schmieriges Subject in einem alten Rock, dem vielbegehrten Abzeichen der Würde bei den Häuptlingen, die im Verkehr mit Weissen stehen, stellte sich uns alsbald als der „Soba Monaput“ Mulele vor. Monaput, auch Maneput und bei den Stämmen weiter im Innern Mueneput, heisst „Herr Portugal“ und bezeichnet den König von Portugal, also Soba Monaput einen unterworfenen oder zahmen Häuptling. Im weitern Sinne wird Mueneput für jeden Portugiesen und oft auch für „Weisser“ überhaupt gebraucht. Herr Mulele war bereits sehr betrunken und daher nicht im Stande, mir grosses Interesse abzugewinnen, so viel Mühe er sich auch gab. Seine tägliche und einzige Beschäftigung bestand darin, die beiden lojas (Verkaufsläden) des erwähnten Weissen, der Prata hiess, sowie eines Mulatten, Namens Soudré, abwechselnd zu besuchen und dort zum Theil Schnaps zu kaufen, zum Theil zu erbetteln; in den Zwischenpausen regierte er dann entweder, oder er schlief. Ich schenkte ihm eine Flasche Rum und war ihn für den Tag los. Herr Prata stellte sich mir auch sogleich vor und frug mich, ob ich nicht sechs Kruken echten holländischen Genevers von ihm kaufen wollte, die sein Sohn ihm von der Küste geschickt habe, um sein altes Herz daran zu erquicken; ich brauche sie ja nothwendiger als er auf der grossen

Reise, die ich vorhabe und so wolle er mir sie ablassen. Es war wirklich ein freundliches Anerbieten und ich kaufte die Kruken. Nachher aber im Innern machten wir die trübe Erfahrung, dass Herr Prata sein „altes Herz“ bereits daran erquickt und uns ein grausliches Gemisch von Wasser und Negerrum gegeben hatte, indem er sorgfältig den Kork nebst Bleihaube durchbohrt, vermittelst einer Pose den „echten“ bis auf einen kleinen Rest ausgezogen und, nach Einfüllung jener Mischung, das Loch durch einen Holzstift säuberlich verschlossen hatte.

Auch Herr Soudré that uns eine Ehre an, er schlachtete ein junges Rind und versorgte uns für fünf Tage mit Fleisch, bewirkte aber durch den nun eröffneten Fleischmarkt, dass die Träger nicht nur am andern Tage absolut nicht aufbrechen wollten, sondern auch mir fast das Haus stürmten, um neue Rationen zu erhalten. Da ich diese natürlich nicht zahlte, wollten die Leute auch am nächsten Tage, dem 11ten, noch nicht aufbrechen, allein ich riskirte es, meinen Stier zu besteigen und davonzureiten und richtig, sie kamen alle nach. Dies stimmte mich vergnügt und ich beschloss, nach der Ankunft im Lager ihnen ihren Willen zu thun.

Wir marschirten durch ein von vielen Wässerchen durchschnittenes Wellenland, die alle in den uns nunmehr nicht allzuweit links liegenden Luchimbe gingen, und schlugen endlich unser Lager an der Stelle auf, wo dieser in einem Bogen von Süden abermals unsern Weg kreuzte. Es war ein reizendes Fleckchen, ein dichter, hochstämmiger Urwald, der den Bach hier bekränzte, aber freilich nur von kaum 200 Meter Breite; ringsumher war Steppe mit spärlichen Büschen bestanden.

Unser Weg war diesmal etwas lang geworden und die Leute, die einzeln keuchend und schwitzend daherkamen, verfehlten nicht, mir zu drohen, wenn ich noch einmal so weit voraus ginge, würden sie die Lasten hinwerfen. Es kostete einige Mühe, sie zu bewegen, unsere Hütte zu bauen, aber auch dies wurde überwunden, zur Auszahlung der Ration war es jedoch zu spät und hier im unbewohnten Walde lag den Leuten auch nichts daran, sie zu empfangen.

Für den nächsten Tagemarsch, hiess es, müssten wir geschlossen gehen, da wir eine verrufene, für Räuber sehr günstige Gegend passiren würden; aber obgleich der Busch öde genug dazu war, solche Gedanken wachzurufen, begegnete uns doch nichts Ungewöhnliches. Nach einiger Zeit passirten wir die Wasserscheide zwischen den Quanza- und Quango-Zuflüssen und erreichten bald einen der Ersteren, den M'Buizo, dessen mit obligatem 500 Meter breiten Sumpf gezierte Quelle wir in der Nähe einer Ansiedlung von ein Paar elenden Hütten durchwateten.

Der kleine Soba, der hier wohnte, führte den langen Namen N'Dalla Quingoangoa. Weiter kamen wir an eine hübsche Quelle, die Niaoa, und wählten ein schattiges Plätzchen im Walde, der sie umsäumt, zum Nachtlager.

Auch hier stellte sich bald ein Soba ein, der in der Nähe wohnte und wir hatten zum ersten mal Gelegenheit, Neger mit Frisuren, d. h. mit einem Kranz von kleinen Flechten um den Hinterkopf, zu sehen. Der Soba brachte uns ein Schwein zum Geschenk, natürlich um dafür den dreifachen Werth desselben als Gegengeschenk zu erhalten; ich wies es aber zurück, unter dem Vorwande, ich könne kein Schweinefleisch essen, und fand die freilich nicht sehr befriedigt dareinschauende Durchlaucht durch eine Flasche Branntwein ab; mir war eben noch nicht bekannt, dass das Zurückweisen von Geschenken den Reisenden in grosse Verlegenheiten bringen kann, und hier, wo eben auf Tagereisen Entfernung nur ein einzelner kleiner Häuptling wohnt, kann solcher ja auch einer Karavane nichts anhaben.

Am meisten wunderten wir uns, dass wir das Land so wildarm fanden; freilich war es in der Umgegend von Malange ja nicht besser gewesen, aber wir hatten uns immer auf das Innere, auf den „Busch", vertröstet und nun vergingen Tage, ehe wir ein Geschöpf sahen; selbst die Avifauna war, wenn auch nicht an Arten, so doch an Individuen äusserst kümmerlich und wenn ich täglich einen Vogel zu Schuss bekommen konnte, schätzte ich mich sehr glücklich; nur Pycnonotus tricolor, der Sperling Südwest-Afrika's, erhöhte überall nicht gerade die Reize der Landschaft.

Am 15ten Juli, nachdem der Weg gleichmässig weiter durch öden Busch geführt hatte, dessen Untergrund, wo er zu Tage getreten, überall derselbe horizontal geschichtete rothe Thonschiefer mit häufigen Einschlüssen von Eisenerz war, zeigte sich schon früh Morgens plötzlich vor uns eine malerische Berglandschaft, deren höchster Kegel jedoch nicht bis zu derselben Höhe gelangte, auf der wir uns befanden; überall sah man das Plateau gespalten und in mehr oder weniger schroffen Rissen und Wänden des kahlen, rothen Gesteins in die Tieflandschaft abfallen. Ich war im höchsten Grade erstaunt, denn ich hatte schon seit einigen Tagen stündlich erwartet, die Talla Mungongo-Kette, von der frühere Reisende berichteten, vor unsern Blicken auftauchen zu sehen und nun stellte sich heraus, dass Talla Mungongo nichts weiter ist, als der Abfall der Plateaus ins Quangobecken.

Romantisch genug, auf der Kuppe eines hohen vom Plateau auslaufenden Rückens und nur von diesem einigermassen bequem erreichbar, liegt die M'Banza (Residenz) des grossen Yaga N'Dalla Quissua, des

Herrn vom Bondo-Land; sein Gebiet erstreckt sich im Osten bis an den Lui; die Wildniss, die wir in den letzten Tagen durchreist, gehört ihm und eine Spitze seines Landes stösst sogar bis an den Bango-Berg, dicht bei Malange. Am Fusse des erwähnten Rückens befindet sich ein erweitertes Becken, von jenem und zwei andern höchst grotesken Inselbergen gebildet, die als Inseln stehen geblieben sind, verschont von den Wässern, welche das Quangobecken ausspülten. Ein klarer Bach, der hier, obgleich seine Quelle nur wenige Meilen davon im Hange des Plateau's liegt, bereits eine recht hübsche Tiefe hat, der Luhanda, durchfliesst dieses Becken, das den Namen Cafutchi führt.

Bei einem winzigen Dörfchen, dessen Herr ein filho (eigentlich Sohn, dann Angehöriger) des „Alten vom Berge", wie ich ihn schnell getauft hatte, ist, schlugen wir unser Lager auf mit dem Gefühl, den ersten Absatz, so zu sagen, unserer Reise hinter uns zu haben.

Am folgenden Tage erschien plötzlich eine kleine Karavane und, da wir schon zwei Tage vorher ein unbestimmtes Gerücht gehört hatten, Saturnino komme uns nach, meinten wir, es seien seine Leute; allein es war nur ein Hosenneger, dem Saturnino einen Theil der von ihm bereits für die eigene Reise verpackten Waaren auf Credit übergeben hatte. Dieser Mann versicherte mir auf meine Frage, Saturnino denke gar nicht daran, nachzukommen, er habe alle seine Waaren an Schwarze, sogenannte Aviados vertheilt und bleibe zu Hause.

Das dichte Gebüsch, welches hier die Ufer des Luhanda einfasste, war von einer grossen Zahl verschiedener Vögel bevölkert, welche dort zum Theil ihren ständigen Aufenthalt haben, zum Theil die auch mit verhältnissmässig dichtem Walde bestandenen Hänge des Plateau's, sowie die Lehnen der beiden Berge Caque und Canene und die von ihnen gebildeten Schluchten bewohnen mochten.

So viele Dicrurus divaricatus sah ich vorher nirgends ihre Spiele treiben, und besonders, wenn irgendwo das noch dürre Gras von den Trägern entzündet wurde, erschienen, nach ihrer Gewohnheit, dieselben in Schaaren; Rauch und Hitze halten die interessanten Vögel nicht im mindesten ab, ihre durch den nahenden Brand aufgescheuchte Beute gleichsam aus den Flammen heraus zu holen. Unaufhörlich schiesst, im stillen, graziösen Kreisfluge, der schwarze Vogel von einem niedrigen Ast eines oft schon glimmenden Baumes in die Rauchwolken hinein, um dann genau auf denselben Fleck zurückzukehren.

Eine Familie von Bessornis intermedius hauste in einem undurchdringlichen Buschstriche und erfüllte gegen Abend die Umgegend mit ihrem lieblichen drosselartigen Gesange; wir erlangten mehrere Fran-

colinus Cranchi und die Turteltauben nahmen in unseren Mahlzeiten hier den Hauptplatz ein.

Ein bedeutender Wärmeunterschied gegenüber dem Plateau war mir sogleich aufgefallen; besonders des Nachts, aber auch über Tag belästigte die Hitze wieder weit mehr.

Dass wir in Cafutchi schon vollständig unter den Wilden waren, zeigte sich sofort; man brachte uns 4 Hühner zum Verkauf, darunter ein äusserst ärmliches Küken, und verlangte dafür 3 beirami (= 6 yards) algodão (Kattun), das heisst den Werth von $1\frac{1}{4}$ Milreis = 7 Mark, während in Malange ein fettes Huhn $3\frac{1}{2}$ Groschen kostete. Dann wollte der kleine Soba für ein Schweinchen, das er als Geschenk brachte, sich nicht mit einem Gegengeschenk von 5 beirami, also 12 Mark, nebst einer grossen Flasche Agoardente begnügen.

Am Abend des ersten Tages stürzte, als ich allein am Hange jagend umherstrich, plötzlich ein wild aussehender Neger heftig gestikulirend auf mich zu; ich verstand seine Worte nicht und machte mich natürlich kampfbereit, aber beim Näherkommen schien mir, als wenn seine Augen mehr aus Angst, als aus Leidenschaft so rollten, unsere Gefühle zu einander also gegenseitig wären. Bald fand sich einer meiner Leute ein und nun erklärte sich denn die Sache: Der „Alte vom Berge" sandte mir durch den Mann die Botschaft, er begreife nicht, wie ich schon einen Tag dort wohnen könne, ohne zu ihm hinaufgekommen zu sein. Am andern Morgen schickte ich denn Germano hinauf mit einem Geschenk von 10 yards Chita (Zitzkattun) und diversen Flaschen Branntwein und liess sagen, die Weissen hätten Fusssohlen wie Milch so weiss und weich, sie müssten daher Platten unter die Füsse legen und mit diesen könne man nicht einen steilen Felspfad, wie er zu ihm führe, erklettern. Versteckt hatte Germano noch etwas Chita und andere Sachen bei sich, um, für den Fall, dass der Herr mit dem Geschenk nicht zufrieden, den Weg nicht noch einmal machen zu müssen. Abends kam der Arme erschöpft und sehr unzufrieden zurück; der Alte hatte über die Geschenke höhnisch gelacht, nicht nur die Reserve bekommen, sondern auch dann nur dieselbe unter der Bedingung angenommen, dass ein von ihm mitzusendender Bote noch, ich weiss nicht mehr, wieviel und was brächte. Ausserdem hatte man Germano gezwungen, Stiefeln, Hose und Rock abzulegen und sich mittels des von einem der Träger geliehenen schmutzigen Pannos (Lendentuchs) in einen Wilden verwandelt, vorzustellen; einen „Europeo" könne der Alte nicht empfangen, die mysteriösen, machtverleihenden Zeichen, die er an sich trüge, gestatteten ihm das nicht.

Germano war tief zerknirscht ob dieser Schmach, Gierow und ich

lachten natürlich herzlich darüber, aber um ihn zu beschwichtigen sowie weil er sich doch seit der Katastrophe gut geführt und, freilich anfangs Dank Gierow's stets bereiter Büchse, nicht desertirt war, nahm ich ihn wieder in unsere Tisch- und Bett-Gemeinschaft auf.

Was aber das noch verlangte Geschenk an den Alten betraf, verweigerte ich dasselbe entschieden und zwar in recht drastischer Weise. Ich stürzte mit erkünstelter Wuth und hochgeschwungener Ochsenpeitsche — einem äusserst soliden Machwerk, aus drei strammen Riemen am kurzen Stiel bestehend, das ich Gierow's geschickten Händen zu danken hatte — auf den unglücklichen Boten los, der wie ein gehetztes Wild davon und den Berg hinauf jagte. Dies mochte Eindruck auf den Alten gemacht haben, noch in derselben Nacht kamen Boten, welche ein mässiges Schwein und die Versicherung der Freundschaft des Alten brachten. Er mochte sich wohl seiner Jugendzeit erinnert haben und dadurch weich gestimmt worden sein. Er hatte einmal, als die Portugiesen dort noch mächtig waren, einen Offizier, der gestohlenes Vieh eintreiben lassen wollte, schlecht behandelt; darauf war er einfach von einer grösseren Heeresabtheilung überfallen, gefangen genommen und nach Loanda geschleppt worden. Dort hatte man ihn 13 Jahre im Gefängniss stecken lassen, ohne über ihn Gericht zu halten, und ihn dann laufen lassen; zur Erinnerung und Vermahnung aber hatte man ihn auf ein Geschütz gebunden und dieses dann abgefeuert. In Folge dessen war sein Rückgrat etwas steif geworden, er konnte die Kniee nicht mehr recht gerade bekommen und hörte fast nichts mehr. Trotzdem besass er über ein Dutzend Frauen, von denen die älteste nicht über 24 Jahre zählte, er selbst musste nach Berechnungen der Generalgouverneure, die während seiner Regierungsdauer in Loanda gewesen, über 90 Jahre alt sein. Zählen thun ja bekanntlich die Neger ihre Jahre nicht, bei der Frage nach dem Alter antworten sie stets mit einem Vergleich, z. B. ich war ein Junge, als der und der . . ., ich hatte eben mein zweites Kind, als das und das . . . Vom Alten eben hiess es auf unsere Frage, wie alt er sei: so alt, dass er wackelt.

Wie die Menschen dort ein in den meisten Fällen so langes Leben ertragen, ohne an Ueberdruss und Langeweile zu sterben, ist mir oft unbegreiflich gewesen. Ihre einzigen ernsten Beschäftigungen sind die Begrüssungsceremonien, Essen und Schlafen; alles geschieht so müssig, ohne Antheil, und nur das Begrüssen wird mit Feuer betrieben. Kommt ein Neger in einen Kreis, in dem sich nur Personen seinesgleichen befinden, so kauert er nieder, berührt erst die Erde, dann die Brust mit den vereinten Handflächen und dann klatschen alle a tempo in die Hände, 9 mal; der erste Schlag ist der Tactschlag, die nächsten 5 folgen rasch

decrescendo und die drei letzten werden langsamer und kaum hörbar nachgeklatscht. Ist ein Höherer im Kreise, so küsst der Hinzukommende die Erde und Jener wie die Uebrigen haben unterdessen schon die Hände zum Klatschen bereit. Bei ganz grossen Häuptlingen dreht sich der Ankömmling erst so, dass er einen Augenblick mit dem rechten Schulterblatt die Erde berührt, ohne jedoch zu liegen zu kommen, küsst dann die Erde und legt die Handfläche auf die Brust, reibt auch womöglich den Staub recht ein in die Haut; je schmutziger er dabei wird, desto geehrter fühlt sich der Begrüsste. Diese Ceremonie unterbleibt niemals. Ein Abschiednehmen oder Adieusagen findet nicht statt; man steht einfach auf und geht; Frauen dürfen bei den Bondo nicht begrüssen.

Die Bondo-Weiber tragen um den Leib, an der Hüfte mit einem Strick oder Band gehalten, ein quadratisches Panno europäischer Fabrikation, selten, über die Brüste gebunden, ein Stück Kattun, meist jedoch diese ganz unbedeckt. Fussringe von Messing, je dicker, desto besser, allerlei Fetischstücke, darunter besonders die Hörnchen junger Schweinsantilopen (Caseche), und Perlschnüre um den Hals vervollständigen die Toilette. Die kleinen blauen, rothen und weissen Perlen (Cassongo) werden hier zu möglichst starken Strähnen gewunden, in eigenthümlicher Weise über eine Schulter und unter beiden Armen durchgezogen getragen und zwar erkennt man an der Dicke der Schnüre die Stärke der Liebe, die der Mann für seine Frau fühlt. So lange sie noch im Hause der Mutter leben, kommen sie nicht leicht dazu, solche Schnüre zu besitzen; die Väter wenigstens schenken ihren Töchtern nur Schmuck, so lange sie noch ganz klein sind.

Frauen wie Männer tragen hier bereits die Haare rings um den ganzen Hinterkopf in kleine, dicht neben einander herabhängende Flechtchen gebunden, mit Perlen durchflochten und unten ebenfalls mit Perlfäden eine an der andern befestigt. Diese Frisur gleicht ein wenig der altägyptischen und sie kann gradezu als Gradmesser der Civilisation eines Stammes angesehen werden; die mit den Weissen in Berührung gekommenen Stämme tragen das Haar ohne alle Frisur gleichmässig geschnitten, bei einigen Stämmen in der Nähe der Civilisation haben die Weiber allein Frisuren, die Männer, die ja öfter in die Ortschaften der Ambaquistas kommen, gehen kurz geschoren; die Bangala sind ein Beispiel hierfür. Bei den wirklich Wilden tragen also Männer wie Frauen Frisuren und je weiter in's Innere, desto grotesker.

Die Sitten der Bondo bei Begräbnissen unterscheiden sich von denen der Angolensen nicht; auch sie begraben ihre Todten am Wege.

Die Sprache ist schon etwas abweichend vom M'Bundu, aber die Leute verstehen sich untereinander. Der Bondo-Dialect ist weicher, singender, besonders auffällig ist ein Grunzlaut des Behagens und Einverständnisses, auch des geheuchelten, das lang gedehnte „öh“, den man alle Augenblicke hört.

Die Sitten in Bezug auf die Ehe sind wohl bei allen Negerstämmen hier ziemlich dieselben. Die Mädchen werden oft schon als Säuglinge versprochen. Der Liebhaber der Waare verhandelt kaum mit dem Vater; wenn dies einmal der Fall ist, so geschieht es nur aus Höflichkeit, die eigentlichen Herren der Kinder sind die Oheime mütterlicherseits. Von ihnen erhandelt der Mann die Zukünftige und zwar ist der gewöhnliche Preis eine Ziege oder eine Peça von 18 Yards; ein Stück Rindvieh gilt schon als zu werthvoll für diesen Handel. Hochzeitsceremonien finden nie statt, der Mann holt die ihm bewilligte Auserkorene in seine Hütte und lebt mit ihr, so lange es beiden gefällt. Tritt der Fall ein, dass der Mann seine Frau nicht mehr mag, so theilt er dies einfach dem ältesten Onkel seiner Frau — demselben natürlich, von welchem er sie übernommen — mit und übergiebt sie ihm; der Onkel betrachtet dies, da er nichts vom Kaufgeschenk (so zu sagen) zurückzugeben braucht, als ein gutes Geschäft, denn das Mädchen ist ja eine Waare und der Nächste, dem er sie giebt, muss sie wieder bezahlen.

War ein Mädchen bereits versprochen und fängt aus eigenem Antriebe mit einem Andern ein Verhältniss an, was selten genug vorkommt, da sie ja vergeben werden, ehe sie mannbar sind, so verpflichtet sie damit den armen Onkel, Strafe an den Verlobten zu zahlen, auch wenn derselbe den Preis für das Mädchen noch nicht eingezahlt hatte. Ein Mädchen kann also ihren Ersten nicht wählen; starb derselbe aber oder schickte er sie weg, so kommt bei der Wahl des zweiten Mannes, die meist unmittelbar erfolgt, ihr Belieben doch auch mit in Betracht, wenn sie auch, bei der grossen Achtung, welche die Kinder vor dem Onkel haben, selten ohne dessen Genehmigung abschliessen wird. Jedenfalls aber fällt sie dem Oheim wieder zu, sobald sie frei wird, wenn sie auch, wenigstens so lange die Mutter mit dem Vater lebt, in der Regel nicht von ihrem Recht Gebrauch machen, sondern in's Vaterhaus zurückkehren wird.

Aus den lockeren Banden der Ehe erklärt sich denn ja auch leicht das eigenthümliche Verhältniss zum Onkel und die Rechtlosigkeit des Vaters. Der Mann (Gatte) kann so oft gewechselt werden, dass es manchmal schwer zu entscheiden sein wird, wer der Vater eines Kindes ist, und die Neger betrachten auch bei den meisten Stämmen den Ver-

kehr ihrer Frauen mit anderen Männern nicht für schändend, sehen darüber hinweg oder gestatten ihn sogar, wenn er nur lukrativ ist. Die Kinder erben also auch nicht Rang, Vermögen und Namen vom Vater, sondern vom Onkel, worauf bei den Familien grosser Häuptlinge besonderes Gewicht gelegt wird. Von den Kindern eines Häuptlings sind also die vor Allen erbberechtigt, die aus der Ehe mit einer Nichte hervorgegangen sind, ein Bündniss, das von ihnen, wenn irgend thunlich, jedem andern vorgezogen wird. Söhne, denen die Behandlung des Vaters nicht zusagt, gehen einfach zum Onkel, ihn nennen sie tatu, das Vater und Herr zugleich bedeutet. Je mehr Söhne und natürlich auch solcher freiwilligen Söhne ein Mann im Hause hat, desto reicher, desto mächtiger ist er; denn die Kinder verursachen ihm weder Erziehungskosten, noch giebt er ihnen viel Nahrung; im Gegentheil, sie sind seine Diener, sie gehen für ihn auf die Jagd, sie führen Krieg für ihn, sie sind sein Hofstaat.

Stirbt ein Mädchen in der Ehe mit einem Manne, so hat Letzterer dem Oheim eine Entschädigung zu zahlen, da stets angenommen wird, er trage gewissermassen die Schuld an ihrem Tode. Diese Entschädigung entspricht aber ja nicht etwa dem Kaufpreise, den er für sie gezahlt, sondern beläuft sich auf 6 bis 10 Peças, also den Werth einer Sklavin. Man wird leicht einsehen, demnach ein Neger das Leben seiner Frau wohl behüten wird, um nicht zu Verlust zu kommen.

Am 18. Juli verliessen wir Cafutchi und mit ihm die Berge; wir überschritten den Luhanda zweimal, passirten mehrere Dörfer und erhielten hier zum ersten Male wieder einigermassen den Eindruck einer tropischen Landschaft. Fächerpalmen erschienen ziemlich häufig, besonders bei einem Dorfe, Golombo, wo unser Weg sich ein wenig nach Norden drehte; die Hauptrichtung blieb aber die der Morgensonne entgegen, also O. z. N. Ein Gebirgsstock, aus zwei Kronen mit etwas breiterem Fuss bestehend, stieg aus der Ebene im Norden auf und gab der Landschaft einen eignen Reiz; es waren die N'Gafefe-Berge, einer der stehengebliebenen Inselkomplexe, die ich schon erwähnt; näher unserm Pfade, ebenfalls nördlich, aber kleiner und weniger charakteristisch geformt, lag ein Stock, Cambuluma genannt. Wir schlugen unsere Hütten bei dem kleinen Dorfe des Quingoangoa, nahe dem Cayongoabache auf, der im Norden in den Luhanda geht; er ist nur mit Pfützen trüben Wassers versehen und die Bewohner, die davon trinken, zeigen durch ihr fieberhaftes Aussehen zur Genüge die Schädlichkeit desselben an.

Wir befanden uns hier bereits an der Grenze der Bondo, Bangala und Hollo; die Bewohner haben als Mischlinge gar

keinen Racentypus und wissen selbst nicht, wohin sie sich rechnen sollen.

Gleich nach unserer Ankunft brachte der Soba einen grossen Topf mit Garapa, einem aus Hirse- oder Maismehl gebrauten, mit Muchiri- (hier Mucundo-) Wurzel süss gemachten, gegohrenen Getränk, das mir abscheulich vorkam und von dem auch Gierow, dem sonst alles süsse mundete, nur wenig geniessen mochte; die Träger prügelten sich natürlich darum.

An diesem Tage zeigte das Thermometer Mittags im Schatten 43° und dafür froren wir des Nachts, dass wir nur so klapperten.

Man verkaufte uns hier 3 Eier für 10 Fäden kleiner Perlen, und für eine Kürbisflasche Palmwein, von der Carima genannten Palme, mussten wir 4 Yards fazenda de Lei geben.

Am nächsten Tage, dem 19ten, kamen wir nur ein kleines Stück vorwärts, da ein Träger wegen geschwollener Beine nicht fort konnte. Der Weg ging wieder durch ödes, sandiges, baumloses Land, fast eine Stunde lang schritten wir durch unzerbrechlich steifen Schilfkapim. Unser Lager schlugen wir in dem M'Banza des Mulolo Quinhangoa auf, das eine quadratische Gruppe grosser, schattiger Gummibäume (Mulemba) zu einem recht einladenden Aufenthalt machte. Das Wasser war aber eben so schlecht, wie den Tag vorher, es hatte ungefähr die Farbe wie Thee mit Sahne und schmeckte wie Lehm. Hier trat schon der Typus der Bangala mehr hervor, die Leute hatten ein dreisteres, selbstbewussteres Auftreten, waren jedoch nicht unhöflich. Die Frauen waren nicht schön, aber nicht unangenehm von Zügen und durchaus nicht so scheu, wie die Bondofrauen. Man sah manch interessantes, trotz der eingedrückten Nase fesselndes Gesicht, dem die leuchtenden Augen besonders etwas Wildes gaben. Den Körper beschmieren die Bangalafrauen mit einem gleichmässigen Ton von Luculla, dem rothen Absud einer Farbwurzel, der ein hässliches Carmin auf den dunkeln Häuten hervorbringt, ähnlich der Farbe, mit der die Perser ihre Bärte färben.

Die Hütten der Bangala sind sauberer gearbeitet, wie die der Bondo, obgleich von ähnlicher, nämlich rechteckiger Form, mit Satteldach. Sie haben etwa 2 Meter Höhe, auch mehr, die Dimensionen sind 4 und 6 Meter, das Innere besteht aus einem Vorraum und dem Hauptraum, durch eine Wand getrennt; in der Mitte der Vorderbreitseite ist die Hauptthür, in der Seitenwand ist noch eine zweite ganz niedrige, die von aussen in den Hauptraum führt. Das Baumaterial bilden Stämmchen und Loango, d. h. Papyrus-Halme. Vor die Thürlöcher werden Matten von Loango gelehnt, über den Thüren aber befindet

sich stets ein sehr niedliches Kunstwerk, meist ein sauber mit dunklen Zackenmustern ausgefülltes Rohrgeflecht, das den Thürbogen repräsentirt, oft auch ein Brett, in welchem eingeschnizte Figuren grell mit Roth und Weiss bemalt sind.

Da nördlich von diesem Orte die Saline (Cango-dia-mongoa) des Hollo-Häuptlings Mangoangoa liegt und gerade Leute aus dem Dorfe mit Salz von da ankamen, begannen die Träger sich solches zu erhandeln, um es im Innern, wo es keins giebt, mit Vortheil wieder umzusetzen. Dies Salz wird von den Hollo in seinem natürlichen, gänzlich ungereinigten Zustande in Stangen (mucha) in den Handel gebracht; um einen passend starken Stock legen sie Papyrushalme ringsum dicht neben einander, binden diese mit Bast fest, ziehen dann den Stock heraus und stampfen das feinkörnige, äusserst bittere Salz fest dahinein. Wenn eine solche „mucha", welche etwa 1,1 Meter lang ist und circa ein Kilo wiegt, nicht gerade stundenlang in's Wasser zu liegen kommt, hält sie sich sehr lange. Ich selbst erstand 60 muchas, also 2 Lasten, für deren eine ich einen Sklaven, der sich dort herrenlos herumtrieb und sich mir anbot, miethete.

Vorzügliches Rindvieh gab es hier, bedeutend reinlicher anzuschauen als die Menschen; einige Thiere zeichneten sich durch prächtige Hörner aus, während sonst häufig die Rinder dort gar keine Hörner haben. Ich hatte den Trägern das Schwein, das ich vom alten N'Dalla Quissua erhalten, geschenkt, weil der hiesige Soba mir auch ein solches aufgenöthigt hatte und ich nicht gut zwei solcher widerspänstigen Reisegefährten behalten konnte. Sie hatten das Thier sogleich geschlachtet und vertheilt, sich die Bäuche gefüllt und daher bis tief in die Nacht hinein mit den Dörflern gejubelt und batuque getanzt. Ich wusste also am andern Morgen ganz bestimmt, dass sie sich weigern würden zu gehen, stand deshalb schon sehr früh auf und heuchelte von vornherein eine entsetzliche Wuth ob der Säumigkeit der Leute, die doch sonst stets viel später aufstanden, rief und bedrohte Alle, die mir in den Weg kamen, mit der bekannten Peitsche, warf dem Jungen, der die Stiefeln zum Einschmieren holen wollte, dieselben nach dem Kopfe und siehe da, die Komödie, weil neu, imponirte den Herrschaften und schon um ½7 Uhr brachen wir auf.

Wir passirten einige Dörfchen und kamen dann in die Höhe eines prächtigen Bergkegels, des M'Bango Caciongo, der etwa 500 Meter über die Ebene sich erhebt und bereits seit zwei Tagen uns die Wegrichtung angewiesen hatte. Nun ging es in furchtbar ermüdendem Marsche über den mit allerlei Geröll belegten, steinigen Fuss dieses Berges dahin, an Reiten war nicht zu denken und als ich es einmal in

meiner Ermüdung versuchen wollte, hätte es beinahe bedenkliche Folgen gehabt; ich hatte den Reitstier glücklich in einen zu kreuzenden tiefen Riss hinein geleitet und wollte ihn schief an der andern Lehne hinauflenken; statt dessen machte er aber einen Satz direct hinauf und hing dann mit den Vorderhufen oben am Rande. Es mochte wohl wenig fehlen, dass wir, Ochs über Reiter, zurückstürzten, allein es glückte uns, hinaufzukommen und die bewundernden Ausrufe der Leute belohnten mich oben für das unfreiwillige Kunststück.

Das Ziel unseres ermüdenden Marsches war eine schattenlose Terrainwelle in der Nähe eines kleinen Dorfes, dem N'Demba gehörig; nichts belohnte hier die Mühe der Reise, wenn nicht der Blick auf eine grosse, dürre, öde Ebene, durch die sich in der Ferne ein Faden von Bäumen zog — der Lui. Die Ebene war das Quango-Becken, das Land Cassange (Cassánschi), von dem mir so viel gesprochen, welches mir hingestellt worden war als die eigentliche Grenze des Innern, des gänzlich wilden, noch gar nicht von der Civilisation berührten Innern, das ja auch nur von wenigen, auf diesem Wege wohl noch nie von Weissen besucht worden war.

Dieses fruchtbare Thalbecken bewohnt ein Volk, welches vor 300 Jahren etwa aus dem Lundareiche unter einem vor dem Zorne des Herrschers fliehenden Grossen, Quinguri quia Bangala mit Namen, eingewandert ist, den Portugiesen bei der Unterwerfung und Vertreibung der Einwohner der jetzigen Provinz Angola Hülfe geleistet hat und zur Belohnung hierfür von den Portugiesen unterstützt worden ist bei der Besitznahme des Quangobeckens, welches damals die Pende bewohnten. Die Bangala, so nannten sie sich nach ihrem ersten Cassange (Fürsten), waren stets im besten Einvernehmen mit den Portugiesen geblieben, welche Factoreien und ein Fort in ihrer Hauptstadt errichteten. Letztere belegten die Portugiesen sogar mit einem officiellen Namen „Feira“ (Markt), und betrachteten, wohl mit einigem Recht, das ganze Land als ihr Besitzthum, auf das sie, jedenfalls aus Missverständniss, den Titel des Fürsten, Cassange, als Name übertrugen.

Im Jahre 1861 nun herrschte dort ein Cassange, Namens Bumba, der in Mancherlei gegen die althergebrachten Traditionen seines Stammes verstiess und schliesslich auch gegen das alte gute Verhältniss mit den Weissen sich auflehnte. Erst wurde er einmal verjagt und musste sich längere Zeit in der Wildniss versteckt halten, da er auch beim eigenen Volke, wie gesagt, wenig Sympathien besass. Schliesslich kam er aber wieder an's Ruder und zum Schluss zogen gar die Portugiesen den Kürzeren; sie mussten mit Schande aus der Feira abziehen, ihr Fort dort wurde geschleift und, nun einmal Blut vergossen

und die Leidenschaften der Wilden entfesselt waren, bedurfte es auch nur eines Anstosses und sie fielen wie losgelassene Bestien über ihre bisherigen Freunde her, verbrannten die Factoreien und mordeten, was von Weissen sich nicht flüchten konnte. Das wilde Leben mochte ihnen dann wohl gefallen haben, es entstanden Bürgerkriege unter ihnen und auch nachdem diese wieder beigelegt waren, blieben die Bangala bei ihren neuen Gewohnheiten in Bezug auf die Weissen: sie beraubten sie, wo sie sich in ihrem Lande blicken liessen und wehrten ihnen vor allen Dingen, durch ihr Land in's Innere zu reisen, um dort Handel zu treiben. Freilich waren sie viel zu sehr an die Culturerzeugnisse, besonders also an Branntwein, Pulver und Kattun (fazenda), gewöhnt, um die Weissen ganz entbehren zu können, und wenn hin und wieder einer den Muth hatte, dorthin zu gehen und ein Haus zu errichten, so stahlen sie diesem freilich in letzter Zeit nicht mehr alles mit offener Gewalt, sondern sie verlangten so viele Abgaben von ihm, dass der Arme keinen Verdienst dabei behalten konnte und sich, sobald er konnte, zurückzog. Dabei kamen aber die Bangala ihrerseits mit den Producten des Innern ruhig in die portugiesischen Gebiete und wahrlich, nur aus dem geringen Corpsgeist und dem Brotneide der portugiesischen Händler, die ja freilich zum weitaus grössten Theil aus der Gesellschaft Ausgestossene, ich meine Deportirte, sind, konnte ein solches Verhältniss hervorgehen. Ohne im mindesten gesetzwidrig oder nur inhuman zu handeln, hätten sie ja nur ein einziges Mal eine Bangala-Karawane mit ihrer Waare von Malange aus zurückzuschicken brauchen mit dem Bescheide: „So lange nicht jeder Händler unbehelligt in Eurem Lande reisen kann, wollen wir mit Euch auch hier keine Geschäfte machen.“ Die Botschaft mit einem tüchtigen Stocke den Betreffenden gehörig einzuprägen, wäre nur Gleiches mit Gleichem vergolten gewesen und hätte die Wirkung nur erhöht! Statt dessen hatte jeder Händler in Malange schon seine Feldwachen auf dem Wege nach Cassange zu ausgestellt und wenn eine Karavane in Sicht kam, fielen sie förmlich über sie her, erdrückten sie mit Liebesbezeugungen und suchten sie Jeder in sein Quintol zu locken. Die Folge davon war, dass die Wilden lachend sagten: „branco naô ten ciume“ — „der Weisse übt keine Vergeltung“; nach ihren Anschauungen, da sie unter einander den entferntesten Verwandten, ja den Stammesgenossen verantwortlich machen für die Schuld Eines, entschieden eine Schmach!

Begreiflicher Weise zog ich nun in dieses Land in einigermassen beklommener Stimmung ein, um so mehr, da ich nicht einmal auf dem gewöhnlichen Karavanenwege über die Feira, sondern viel weiter nörd-

lich gehen wollte, wo man nicht einmal schwarze portugiesische Händler zu sehen gewohnt war.

M'Banza N'Demba (die Bangala gebrauchen den Ausdruck M'Banza, der bei den andern Stämmen „Residenz" bedeutet, zugleich als Titel für den Häuptling) wohnte etwa eine halbe Stunde vom Wege abseits, doch lagen hier nahebei drei Dörfer, in denen Söhne desselben als Häuptlinge fungirten. Die Angehörigen dieser drei Hüttenkomplexe hatten wohl noch keinen Weissen in der Nähe gesehen, sicher noch keinen Blonden. Sie staunten besonders Gierow's „weisse" Augen, wie sie sich ausdrückten, als etwas Unerhörtes an. Sie waren sehr zudringlich und thaten sehr albern; einige der Frauen waren hübsch, die Männer jedoch hässlich.

Bald nach unserer Ankunft kam ein Mann in unser Lager, den ich als einen Verwandten und Begleiter jenes Ambaquista Damiaõ, erkannte, der mit Waaren Saturnino's und an Stelle des Letzteren uns in Cafutchi überholt hatte. Er brachte mir die Botschaft, Damiaõ sei in Cafutchi von den Bondo angefallen worden und man habe ihm nach einem kurzen Gefecht seine Waaren weggenommen. Er sei jedoch entwischt und hinauf gelaufen zum alten N'Dalla Quissua, habe ihm die Sache geklagt und gedroht, mich zurückrufen zu lassen, und so habe der Alte denn auch angeordnet, dass ihm die Sachen zurückgegeben würden. Er traue jedoch dem Frieden nicht recht und bäte mich daher dringend, wenigstens zu warten und so als Drohmittel zu dienen, da der Alte es sofort erfahren würde, wenn ich Halt machte. Diese Bitte konnte ich ja nicht gut abschlagen und so blieb ich zwei Tage da, bis ich Nachricht bekam, dass die Sache in Ordnung sei.

Am zweiten Tage erschien N'Demba in meinem Lager und brachte die 8 Yards Zitzkattun (Chita) zurück, die ich ihm als Geschenk geschickt hatte. Er sei ein grosser Häuptling, meinte er, und wenn ich nicht drei ganze Stücke und drei Flaschen Agoardente gäbe, würde er auf mich feuern lassen. Ich hatte mich, eines Fieberanfalles halber, niederlegen müssen, was bei der infernalen Hitze in dem glühenden Zelte wahrlich eine Qual war; als ich aber die Drohung des N'Demba erfuhr, sprang ich auf und lief hinaus; er aber wollte nichts hören und zog sich zurück; gleich darauf hörten wir in seinem Dorfe die Kriegstrommel ertönen und meine Leute verloren sofort allen Muth und erklärten mir, sie könnten hier keinen Krieg annehmen. Ich schickte also Germano hinüber in's Dorf und bot ihm ein ganzes Stück (20 Yards) an.

Trübe Gedanken stellten sich bei mir ein; mit Leuten, die, sowie nur ein blinder Schuss auf uns fallen sollte, sofort sich die Sache zum

weitaus grössten Theil zu Nutzen gemacht, die Lasten weggeworfen und uns verlassen hätten, wollte ich durch das Bangalaland kommen, wo schon hier, an der Grenze desselben, ein Häuptling, der nicht einmal an einem grösseren Flusse wohnte, an dessen Ueberschreitung er uns hätte hindern können, es wagen durfte, von „uns nicht durchlassen“ zu sprechen!

Als Germano zurückkam, berichtete er denn, der Herr habe noch allerlei geredet, z. B. wir hätten ein Haus von Leinwand in seinem Gebiet gebaut, das sei ein Verbrechen; ferner habe ich ihn „rufen“ lassen und wenn man einen so grossen Fürsten rufen lasse, müsse man ihm auch fürstliche Geschenke geben etc. etc.; schliesslich habe er aber die Geschenke gnädigst angenommen und ihm aufgetragen, mich seiner Freundschaft zu versichern.

Ich war übrigens überzeugt, dass, wenn ich nicht krank gewesen wäre und den edlen Fürsten empfangen, sowie ihm dabei etwas zu trinken angeboten hätte, ich billiger weggekommen und er nicht frech geworden wäre. Man erzählte mir nachher, dass Gierow während der ganzen Zeit des Besuchs des N'Demba in seiner Hütte zeichnend gesessen und zwar so recht in Sicht, ohne die mindeste Notiz von ihm zu nehmen, und das habe Se. Majestät gekränkt.

Gierow, der sonst alles that, was ich ihm sagte und zu jeder Arbeit stets bereit war, kümmerte sich eben bis dahin gar nicht um die äussern Angelegenheiten, das wie und wohin unserer Reise, wozu freilich der Umstand, dass er, wohl in Folge des vielen Chinin's, das er nahm, plötzlich sehr schwerhörig geworden war, mit beitragen mochte. Dann hatte er auch immer noch sich nicht entschliessen können, Portugiesisch zu lernen, oder besser, er begnügte sich mit ein paar Worten und schloss dann bei einer Unterhaltung, der er zuhörte, von diesen auf das Ganze, wobei natürlich manchmal komische Missverständnisse entstanden. Einmal z. B. hörten wir in Norden, bei den Hollo, mehrere Schüsse fallen und beriethen, was das sein könne; wir zählten laut die Schüsse dabei; Gierow hatte das Wort fogo verstanden und glaubte, unsere Träger, die in derselben Richtung, wohin wir horchten, unter einem Baum sassen, spielten mit Feuer resp. mit Pulver; er gab nun genau auf diese Gruppe Acht, um die Uebelthäter zu erwischen und zu bestrafen. Unterdessen stand ich mit mehreren Dienern dicht bei ihm und Jeder explicirte seine Ansicht. Abends im Bette, wenn er sich mit Germano unterhielt, schrie dieser so, dass ich in meinem Zelt nebenan nicht einschlafen konnte und Gierow frug noch fortwährend „como, como?“

Am 22ten kamen zwei meiner Leute zu mir und baten um Er-

laubniss, M'bambu trinken, d. h. Gottesurtheil machen zu dürfen. Einer hatte bei dem Andern ein Messer entdeckt, das ihm, noch in Malange, zugleich mit zwei peços riscado, zwei Stücken gestreiften Kattuns, aus seiner Hütte gestohlen worden war; dieser leugnete den Diebstahl und nun sollte der Trank der M'bambu-Rinde entscheiden, ob die Beschuldigung falsch sei oder nicht. Ich sagte ihnen, ich sei nicht der Herr des Landes, sie könnten meinetwegen essen, was sie wollten, vorher müssten sie mir aber beide den ihnen gezahlten Lohn für die Reise zurückgeben, damit ich nicht, wenn einer von ihnen an dem Tranke stürbe, zu Schaden käme. Nachher erzählte mir Germano, sie hätten sich geeinigt und seien mir noch sehr dankbar, denn der Zaubermann, den sie zu dem Urtheil hatten holen lassen, habe schon, ein echter Doctor, für das blosse Kommen eine Peça verlangt und gesagt, wenn ich es ihnen erlaubt und die Action geschehen wäre, hätte es acht Peças gekostet. Also um einen Gegenstand von einer halben Peça Werth mindestens acht Peça verlieren, das wäre doch zu arg gewesen!

An dem eben genannten Tage erklärten mir die beiden Führer, die mir Saturnino verschafft hatte, zwei höchst nichtsnutzige Subjecte übrigens, die nicht einmal die Wege ordentlich kannten, sie wären nun für die schlechte Bezahlung, die sie erhalten, weit genug mitgegangen und würden umkehren. Auf meiner Rechnung stand freilich eine ihnen im Voraus bezahlte Summe, die nichts weniger als schlecht war, aber was half's, sie leugneten, soviel bekommen zu haben, und ich konnte nichts thun, als sie laufen lassen.

Am 23ten brachen wir von N'Demba auf und stiegen in die Ebene zu unsern Füssen nieder, die einen öden, traurigen, schwarzgesengten Anblick bot. Eigentlich ist dieses ganze breite flache Lui-Thal Ueberschwemmungsgebiet; an einigen Stellen wächst ziemlich hoher Capim, an andern zeigen vertiefte Streifen mit aufgestreuten, abgeschliffenen Silexstücken einen stärkeren Wasserlauf während der Regenperiode an. Eine Palmgruppe in der Ferne diente als Wegweiser und stellte sich als das Ziel des Tagesmarsches, die M'Banza des Häuptlings Muango, heraus, des Neffen des gestrigen grossen Räubers, an welchen wir durch Letzteren schon rekommandirt waren mit der Ordre, ihm weiter nichts als eine Flasche Agoardente zu geben. Er dachte jedoch, wie vorauszusehen, hierüber ganz anders, erklärte uns bald, er sei eben so gross und mächtig, wie sein Oheim und musste schliesslich auch beinahe dasselbe erhalten, wie jener. Er schenkte uns dafür ein Huhn, ein trauriges Gegengeschenk für einen so grossen Soba; da ich jedoch einen Fieberanfall hatte, also weder von den uns zahlreich zum Kauf angebotenen grossen, schönen Fischen aus dem Lui, noch von unserm

vorhandenen Schweinefleisch geniessen konnte, freute ich mich der geringen Gabe doch.

Ich hatte geglaubt, dem Soba die Ehre erweisen zu müssen, mich eine Weile zu ihm unter den Ehrenbaum, wo er zu empfangen pflegte, zu setzen, aber ich musste diese Courtoisie schwer büssen; er erwiderte mir den Besuch in der Hütte, die er mir angeboten hatte (zum ersten Male seit meiner Abreise von Malange hatte ich im Dorfe selbst Quartier angenommen, obgleich die Häuptlinge einen dazu fast stets bewegen wollen, um den Reisenden recht in den Fingern zu haben und um sehen zu können, was er besitzt), und sass volle zwei Stunden da fest. Ich musste ihm unsere Sättel, Waffen und sonstigen Sachen zeigen und seinen Durst dabei durch fortwährende Branntweingaben stillen; endlich war er zum Umsinken, während seine Begleiter, genau nach ihrem Range und so mit den geringeren Dosen, die er ihnen zugetheilt, in abnehmender Reihe, drei Viertel, halb, ein Viertel etc. etc. bekneipt waren. Nun konnte ich mich endlich entfernen; ich nahm ein Aneroid und ging auf's Feld hinaus, die Mitglieder des Hofstaates aber siedelten zu Gierow über, der wirklich Interesse daran zu nehmen schien, ihnen die Construction seines Revolvers zu expliciren.

Ein Glück war es übrigens, dass man nicht die Sprache der Leute verstand, denn sie redeten nichts als beleidigende Sachen von „ihrem Freunde“ und zwar in seiner Gegenwart. Der durch den Branntweingenuss sehr heiter gewordene Soba sah mit seinen ehemals grau gewesenen Leinwandhosen, seinem altväterischen schwarzen Rock und seiner rothen Zipfelmütze, über der er noch einen schäbigen Filzhut trug, äusserst gelungen aus; jedenfalls aus Respect vor diesem achtbaren Kostum küssten seine Unterthanen mit einer Inbrunst den Erdboden vor ihm, wie ich es selten gesehen.

Der am Dorfe vorbeifliessende Lui geht, nachdem er den Luhanda aufgenommen, in den Quango bei dem Dorfe, das dort der Soba Muene Matamba gegründet hatte. Dieser war ein N'Dongo-Soba gewesen, der, von der Königin Ginga besiegt, in's Hollo-Land geflohen war, das ungefähr noch vier Tagereisen von uns lag.

Fünftes Kapitel.

Der Lui-Strom. Kurzer Aufenthalt beim Soba Moenha Cassange und dem Soba Cassua Ca M'Bumba. Die Drohungen des M'Banza Ca N'Ganga und die ersten Feindlichkeiten. Todesfurcht und vorläufig befriedigender Ausgang des Streites. Die Macht des Calandula. Beschluss, dem Soba N'Zanza bis zu seiner am Quango gelegenen Residenz zu folgen.

Glücklich kamen wir am 24. Juli von dem buntbekleideten Soba fort und passirten nach einer Stunde den Lui. Das durchreiste Land, meistentheils Flussniederung, war um diese Zeit sehr trocken und machte mit seinem kahlen, schwarzen Boden, auf dem der Wind den Staub aufwirbelte, einen recht trostlosen Eindruck. Der Lui ist, im Bette, 50 Meter breit, ein schöner, raschfliessender Fluss mit klarem, aber nicht kaltem Wasser, umgeben von einem Ueberschwemmungsgebiet, das mit Bäumen bewachsen ist, die zwar tropischer Natur, jedoch nicht undurchdringlich sind. Bald aber kamen wir wieder an eine öde, triste Fläche, auf der wir ein Termitendorf passirten, dessen Häuser sich dadurch von den grossen einzelnen Haufen, die man sonst sah, unterschieden, dass alle nach oben spitz zuliefen; sie hatten eine Höhe bis 1,5 Meter, waren also nur klein, und standen auf 5—12 Meter Distanz von einander entfernt.

Nachdem wir bei dem am Lui wohnenden Soba Cissaca vorbeigewandert, kamen wir beim Soba Moenha Cassange (so genannt zum Unterschiede von dem gleichnamigen Bondofürsten) an, wo man uns ziemlich still empfing. Der Grund mochte darin liegen, dass die Herrschaft des Soba nur eine sehr geringe war; trotzdem verlangte dieser unbedeutende Fürst einen nichts weniger wie unbedeutenden Tribut, indem er uns vorlog, er müsse den grössten Theil davon dem benachbarten „grossen Soba“ geben. Ich gab ihm jedoch nur die Hälfte der verlangten Forderung und erwiderte ihm, wenn der benachbarte „grosse Soba“ käme, solle ihm auch sein Recht werden; damit schien er sich denn zufrieden zu geben.

Die Hütten in dem Dorfe waren sehr sauber aus Schilf, Rohr und Stöcken gebaut und mit mehr oder weniger dickem Capim bedeckt. Die meisten waren freilich zeltförmig, einige aber rechteckig mit aufrechten Wänden in 1 Meter Höhe, die vier Wände aussen mit Geflecht verbunden. Die Hütte des Soba, der alt und fast blind ist, bestand eigentlich nur aus einem Dach, und war dieses, da der Alte jedenfalls trotz der glühenden Hitze fror, dicht mit einer ungeheuren Capimschicht bedeckt. Das Innere der Wohnungen war durchweg verwahrlost; sie wurden durch eine halbe Wand in zwei Theile getheilt, in der Mitte lag die Feuerstelle. Nicht zu verwundern war deshalb das vollständige Verräuchertsein des Innern; der Boden war am schrecklichsten, da man in unendlichem Staub, der sich brüderlich mit Asche vermischt hatte, waten musste.

Die Leute dort sassen einen grossen Theil des Tages vor den Hütten, die Weiber waren fast hübsch zu nennen und zeichneten sich noch ausserdem durch ihr bescheidenes, in keiner Weise ungehöriges Wesen aus.

Oft bekam ich in meiner Hütte Besuch von den Einwohnern des Dorfes; sie sassen dann stundenlang ruhig da, erhielten, damit sie gehen sollten, einen Schnaps, wurden dann erst recht feurig, tanzten batuque und — verlangten als Belohnung noch mehr von dem spirituosen Getränk. Einmal, und zwar sehr heiter oder vielmehr sehr angeheitert, kam auch der alte Soba zum Besuch und liess seinen übergrossen Frohsinn in einer herrlichen. Solo-Batuque aus. Es war ein curioser Anblick, den blinden Greis freudetrunken umherspringen zu sehen.

Der Aufbruch fand am 25ten, nachdem am Tage vorher meine beiden Führer wieder zu mir gekommen waren, statt; von neuem ging der Marsch über Berg und durch Thal und war deshalb mein Glaube, dass das Cassange-Becken vor uns liege, ein Irrthum. Gegen Abend zogen wir in das Dorf des Soba Cassua Ca M'Bumba (Cambumba) ein; der Häuptling betrug sich zuerst ganz freundlich gegen uns, schenkte uns sogar fünf Eier, sagte aber nachher zu Germano, wir müssten vorläufig bei ihm Halt machen, da er erst einige Boten an Moenha und einen an Calandula, zwei grosse Soba's, schicken und anfragen lassen wolle, ob sie auch unseren Weitermarsch erlaubten. Das war natürlich wiederum eine Lüge, der Schurke wollte blos von uns werthvollere Geschenke, wie er sie sonst erhalten, erpressen, und seine Forderungen waren demnach auch nicht sehr bescheidene zu nennen. Als ich ihm nur zwei Drittel des Geforderten bewilligte, drohte er mir mit Gewalt, und ich suchte ihn durch das Schenken meines alten Ueberziehers zu beruhigen,

was mir denn auch glücklich gelang. Die Söhne des Soba erzählten mir ganz offen, man müsse die Weissen auszuplündern suchen, wo es ginge, die Soldaten verführen ja in den Grenzdistrikten ebenso mit den Negern! — Dabei wussten aber die Schelme ganz genau, dass dies nicht der Fall und dass wir keine Portugiesen waren, sondern aus dem Lande stammten, wo, nach ihrer Ansicht, die Menschen im Wasser geboren werden und wo allerlei nützliche Sachen, wie z. B. Pulver, Gewehre, Kleidungsstücke, Stiefel etc. etc., aus dem Boden wachsen.

Als der Soba mich wieder aufsuchte, sagte ich ihm, dass ich unbedingt am nächsten Morgen weiter müsste und dass ich ihn, wenn er uns daran hinderte, für seine Handlungsweise ganz allein verantwortlich machen würde. Das schien zu wirken; er entfernte sich nach meiner energischen Rede ziemlich kleinlaut, nicht ohne vorher aber um eine Flasche Branntwein gebeten zu haben.

Die Gegend war recht öde, die Menschen über alle Massen stupid, und diese Leute dürfen es wagen, einem Reisenden zu drohen. Nur zwanzig tüchtig bewaffnete Neger, die Muth haben, und man brauchte sich um die ganze Dorfsippschaft sammt dem Soba mit seinen Söhnen nicht zu kümmern; so aber war ja die grenzenlose Feigheit meiner eigenen Leute den Negern die beste Waffe gegen mich.

Am Morgen des 26ten brachen wir ohne jegliches Hinderniss auf und marschirten über die Wasserscheide des Cahafu durch einen recht tristen Busch; da ich hörte, dass wir es für diesen Tag bis zu dem als Ziel bestimmten Dorfe zu weit hatten, liess ich die Karavane Halt machen und gab mich der frohen Hoffnung hin, für diesen Tag wenigstens Ruhe vor den Soba's zu haben. Doch nach kaum einer Stunde erschienen bereits Boten des würdigen M'Banza Ca N'Ganga, die mir das tiefe Bedauern ihres Herrn aussprachen, dass ich im Busch verweile und nicht in seiner nahen Residenz, ja er wäre sogar entrüstet hierüber und erwarte bestimmt, dass ich mich möglichst bald zu ihm begeben würde. — Durch den Dolmetsch liess ich ihnen mittheilen, sie möchten ihren werthen Herrn nur beruhigen; es käme doch ganz auf mich an, wo ich übernachten wolle, und er möchte sich darum in keiner Weise Sorge machen. Mit diesem Bescheid und mit einigen Geschenken entliess ich sie. Nach mehreren Stunden brachten sie mir die Gaben zurück und sagten, ihr Häuptling würde so etwas Geringes überhaupt nicht annehmen, ihm gebühre mehr. Da ich dies endlich einsah, gab ich den Boten vier Flaschen Branntwein etc., und anscheinend befriedigt traten sie von neuem den Heimweg an.

Nicht lange dauerte es, so hörte ich sie wiederum ankommen. Ihr Soba, sagten sie, wiese die Geschenke nochmals zurück, sie wären

ihm zu unbedeutend; er liesse mir mittheilen, dass der grosse Calandula selbst in sein Dorf gekommen sei, um den Tribut zu verlangen, der ihm gebühre. Vorläufig befehle er mir, dass ich in meinem Lager bis morgen bleiben solle, dann würde er weiter verhandeln.

Leicht erklärlich verlief diese Nacht recht unruhig und an Schlaf war nicht zu denken.

Am kommenden Morgen erschienen schon sehr früh die Abgesandten der kleineren umwohnenden Soba's, die bescheidene Forderungen stellten, welche ich denn auch erfüllen liess. Germano schickte ich hierauf zu dem Soba, damit er mit ihm persönlich unterhandle; ich ging unterdessen auf die Jagd.

Als ich nach kurzer Zeit zurückkam, hörte ich bereits aus der Ferne ein wüstes Geschrei und Lärmen. Rasch hinzueilend, gewahrte ich an zwanzig brüllende und rufende Neger, freche Kerle, die sämmtlich bewaffnet waren und mit drohenden Worten und Geberden die Geschenke für den „grossen Soba“ forderten. Sie verlangten 10 Peças Zeug, ein Gewehr, ein Fass Pulver sowie unendlich viel Branntwein. Ich liess es ihnen geben, aber hierdurch ermuthigt, verlangten sie mehr, immer mehr, und zwar auch Gaben für sich. Sie erhielten sie, trotzdem jedoch gingen sie nicht; unter Schimpf- und Spottreden liefen sie im Lager umher und suchten auf irgend eine Weise Streit anzufangen. Dies musste jedoch auf jeden Fall verhindert werden, denn wäre auch nur ein einziger Schuss gefallen, so hätte sich die Bestie in den feindlichen Negern entfesselt und wir wären sämmtlich ermordet worden. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich mein Gewehr in meine Hütte getragen und ging nun wehrlos, überall beruhigend und versöhnend, zwischen den Hütten umher. Da sprang plötzlich ein Neger auf mich zu, blieb wenige Schritte vor mir stehen, schlug das Gewehr an und wollte abdrücken. Einige Secunden blickte ich ihn ruhig an, obwohl mein Herz dabei heftig pochte, dann ging ich, als ob ich auch nicht das geringste von ihm zu befürchten hätte, an ihm vorüber. Diese scheinbare Gelassenheit musste ihm doch imponiren, er setzte die Flinte ab und trollte scheltend weiter.

Gegen Mittag — unsere unliebsame Einquartierung waren wir noch nicht losgeworden — kam Damiaò mit seinen Leuten an; ein Lärmer stürzte auf ihn zu und riss ihn vom Ochsen herunter, flugs aber erhob sich der Angegriffene und wollte den frechen Burschen züchtigen, da floh jener bereits rufend und schreiend in den Busch.

Alsbald sassen Damiaõ, Gierow und ich in meiner Hütte zum Kriegsrath beisammen; der Erstere tröstete uns und sagte, es sei alles nur Pantomeimeiros, Scheinwesen, um recht viel von uns zu erpressen,

er glaube nicht, dass sie uns ernstlich angreifen würden. Abwarten, ruhig abwarten, wäre die Hauptsache.

Hierdurch in etwas beruhigt, vertheilte ich an meine Leute die Rationen; sie zeigten eine bewundernswerthe Gleichgültigkeit, natürlich, sie wussten ja, dass sie sämmtlich beim ersten Schuss davonliefen; diejenigen der Träger, welche es verlangten, bekamen Pulver — um sich wahrscheinlich im feindlichen Dorfe dafür etwas zu kaufen!

Endlich kam Germano zurück, begleitet von einem grossen Haufen Neger; der Soba Calandula, richtete er uns aus, wolle nicht mehr haben als alles, was wir besässen, wir aber hätten umgehend nach Malange zurückzukehren!

Das sollte also das ruhmlose rasche Ende unserer Expedition sein!

Nach dieser Nachricht und nachdem ich in den letzten Stunden gesehen, dass nichts, gar nichts uns von der Ausführung des Verkündigten retten könne, verfiel ich in einen fast apathischen Zustand und erklärte den Abgesandten, sie könnten alles nehmen.

Unterdessen waren sie zu einem Meeting zusammengetreten oder vielmehr zusammengekauert, ein Redner ermahnte zur Ruhe, viele andere traten gegen ihn auf und sagten, wir, die Weissen, müssten sterben, die Träger könnten laufen, wohin sie wollten, und der Waaren würden sie sich selbst erbarmen. Mit wildem Gebrüll wurde ihnen von der Versammlung zugestimmt.

Verschiedene Büchsenläufe richteten sich auf uns, ohne dass jedoch der Hahn in Bewegung gesetzt wurde, ferner schlich sich um mich ein mit einem Messer bewaffneter Neger herum, der den günstigen Augenblick abzuwarten schien, bis er mir den Gnadenstoss versetzen könnte.

Wir bereiteten uns zum Tode vor; noch einmal untersuchten wir unsere Waffen, denn so ganz ohne Gegenwehr wollten wir doch nicht sterben.

Eine schwüle Hitze lastete über der Erde, in den Bäumen um uns bewegte sich kein Blatt, kein Vogel sang weit und breit, nur, fast vernehmbar, schlug „das Herz an die Männerbrust.“ Mit dem Rücken hatten wir uns gegen unsere Zelte gestellt, zur Seite lagerten die Träger, mit angstvollen Mienen, aber ohne die geringste Absicht, uns zu helfen, eine Strecke vor uns waren die Feinde versammelt, zu denen sich noch immer aus den umliegenden Dörfern neue Negerhorden gesellten.

Es waren qualvolle, furchtbare Minuten. Was ist der Tod in der Schlacht, unter Freunden, unter Kameraden gegen eine solche hinterlistige Ermordung, in einem fremden Lande, nicht unter Menschen, sondern unter Bestien!

Glücklicher Weise sollte noch in der letzten Stunde ein Umschlag

zum Bessern eintreten; die kleine Friedenspartei unter unseren Feinden schien die Oberhand zu gewinnen, wenigstens einigte sich die Versammlung dahin, dass sie von unseren Waaren von jeder Sorte eine ganze Last sowie ausserdem die ihnen vorher gebotenen Geschenke nehmen wollten. Das Ganze schickten sie in ihr Dorf und trollten dann ebenfalls langsam ab.

Bald darauf kam auch Germano, der nochmals zum Soba gegangen war, zurück und berichtete, dass der Soba uns den Weitermarsch am nächsten Tage erlaube. Wir trauten dem Frieden nicht und glaubten sicher, dass wir in einen neuen Hinterhalt geschickt würden. So verging langsam die Nacht, eine schlimme Nacht, in der keiner von uns ein Auge schloss, in der wir mehr wie je an die Heimat dachten und uns unsere nächste Zukunft so trübe wie möglich ausmalten.

Endlich, endlich brach der Morgen an.

Früh um 6 Uhr kamen bereits Abgesandte einiger entfernter wohnender Soba's und verlangten Gaben; wir bewilligten sie und schickten dann Damiaõ an den „grossen Soba“ ab, um ihn zu besänftigen. Bald kehrte Damiaõ, der ein Verwandter eines Soba's nahe bei Malange war und durch diese Mittheilung jedenfalls den „grossen Soba“ für sich eingenommen hatte, zurück und bat uns, wir möchten noch bis zum nächsten Tage verweilen; sicher würden wir dann in Frieden fortziehen können.

Was blieb uns weiter übrig, als dies zu thun? — So verging ziemlich ruhig der 27ste und auch die folgende Nacht. Der 28ste sah schon am Morgen einen Abgesandten des „grossen Soba“ in unserem Lager, einen kleinen lächerlichen Kerl, bekleidet mit einem langen, schwarzen, mit Goldborten verzierten Rock, der uns sagte, sein Herr liesse uns weiter wandern, wenn wir ihm alle Facenda, alle Vorräthe, auslieferten.

Das konnten, das durften wir nicht thun, da wir sonst in den nächsten Tagen bereits verhungert wären. Wir schlugen daher diese Anforderung ab und schickten nochmals Damiaõ mit mehreren Flaschen Branntwein an den Soba.

Kaum war dies geschehen, so versammelte sich bei uns in unserem Lager wieder viel Volk; sie theilten uns mit, dass der Soba zufrieden sei, er schicke uns als Geschenk eine Ziege und erlaube uns weiterzuziehen.

Ein Soba, Namens N'Zanza, der schon am vergangenen Tage bei uns war, kam an diesem Tage nochmals in unser Lager und erklärte uns, er billige diesen Raub in keiner Weise und wolle dies auch dem „grossen Soba“ persönlich sagen. Zugleich knüpfte er die Aufforderung

daran, dass wir ihn in sein 5 Tage nördlicher liegendes Dorf, welches auch ein Porto — d. h. Fähre — des Quango sei, begleiten möchten.

Wir versprachen ihm, uns dies noch zu überlegen. Bald erfuhren wir denn auch, dass der „grosse Soba Calandula“ wieder in sein Dorf abgereist wäre; geschildert wurde er uns als ein Mann von 40 Jahren, klein und mager. Ferner wurde uns erzählt, den Raub hätte Cassua Ca M'Bumba angestiftet, der einige Boten gleich nach unserer Ankunft an Calandula abgeschickt hätte und zwar mit der Botschaft, dass zwei Weisse mit vielen Waaren bei ihm wären, die alles gäben, was man von ihnen verlangte; er möchte daher nur selbst kommen und sich seine Gaben persönlich aussuchen!

Die Macht des Soba Calandula ist eine sehr grosse; er ist der Jaga des unteren Theiles von Cassange, der Yongo heisst, und seine Gewalt kommt der des M'Bumba, der im eigentlichen Cassange wohnt, gleich, zumal der letztere noch nicht König sein kann, da stets der Aelteste der Familie an die Reihe kommt und er noch nicht der Aelteste ist. Er besitzt jedoch die Reichsinsignien seines seligen Onkels M'Bumba senior, überliess dieselben dann dem ersten Nachfolger jenes und nahm sie nach dessen Tode wieder an sich; dem zweiten Nachfolger, der auch schon gestorben, gab er sie überhaupt gar nicht erst, deshalb hatte derselbe wohl die Macht gehabt, aber nicht die mit den Insignien verknüpfte göttliche Verehrung eines Jaga. Dieser M'Bumba behält nun die Macht und das Ansehen, bis ein anderer ernannt wird, was er jedenfalls zu verhindern weiss. Ohne Calandula kann nun auch vom grossen Jaga keine irgendwie bedeutende Sache begonnen werden; aus diesem Grunde hofften sowohl Germano wie Damiaò, dass uns vorläufig kein anderer Häuptling etwas anhaben dürfte, da wir ja vom Calandula die Erlaubniss zum Weiterreisen erhalten hatten. Als ferneres Zeichen seines jetzigen Wohlwollens hatte der „grosse Soba“ vor dem Abschied Damiaò noch ein vorher von mir erhaltenes Fläschchen mit Agoardente zum Geschenk gegeben; darauf baute nun der Beschenkte ganz fest.

Ich für mein Theil konnte mich noch nicht zu dieser friedlichen Ansicht bekehren, trotzdem sich die in unserem Lager aufhaltenden Bangala sehr ruhig benahmen. Auch der Soba Ca N'Ganga schickte einige Boten, selbstverständlich mit einer Bitte, die jedoch nicht Tauschwaaren betraf, sondern Medizin, welche er für seinen kranken Fuss gebrauchen wollte; ein Fläschchen Perubalsam, das ich ihm schickte, wird ihm hoffentlich geholfen haben. Hierbei erfuhr ich auch, dass die Bangala keinerlei Industrie noch Cultur treiben und dass ihr

einziger Lebenszweck Rauben ist; ausserdem kaufen sie an der Salzstelle Salz und verkaufen es mit Profit in das Innere.

Nachdem sich uns im Laufe des Tages noch der Führer vorgestellt, den uns der Jaga bestimmt hatte, kamen verschiedene Abgesandte, die Facenda und Schnaps verlangten, jedoch nichts erhielten. Gegen Abend sandte der reisende Soba vom Quango noch einmal Boten an uns und liess uns bitten, ihn zu begleiten. Da seine Freundschaft für uns keine geheuchelte zu sein schien, beschlossen wir, seiner Aufforderung Folge zu leisten.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung der Feindseligkeiten von Seiten der Bangala. Entmuthigung und der Beschluss umzukehren, der aber vorläufig wieder verworfen wird, dann aber trotzdem zur Ausführung gelangt. Der Soba N'Zanza ein nichtswürdiger Heuchler. Zur Geschichte der Bangala. Meine Träger weigern sich, mich auf einer nach ihrer Angabe „neuen" Expedition zu begleiten. Beginn der Regenzeit und Aufenthalt beim „Hosen-Soba", der noch durch den Widerstand meiner Begleitung verlängert wird. Eine Hexenbeschwörung. Die Negervölker am Lui. Besuch des Soba N'Demba.

Am 29. Juli brachen wir früh Morgens im Busch auf und passirten das ehedem noch so feindlich gegen uns gesinnte Dorf, welches auf der Wasserscheide zwischen Lui und M'Binda liegt; in dem Dorfe fiel mir auf, dass keine jungen Leute sichtbar waren. In der Nähe fanden wir unseren Soba, der uns freundlich willkommen hiess und der uns nach Südost führte. Im Laufe des Nachmittags schlugen wir unser Lager am Rand eines Waldes, dicht neben dem M'Binda, auf und theilte uns der Soba mit, dass wir von hier bis zu seinem Dorfe am Quango nur noch drei Legoas hätten.

Vor uns lagen drei Dörfer, in deren einem ein mächtiger Soba, Namens M'Banza Quiluanje Ca Luhame, regierte.

Kaum hatten wir uns in unserem Lager ein wenig eingewohnt, so trieben sich schon in demselben eine grosse Anzahl der schwarzen Kerle umher, die unserem Führer, dem Soba N'Zanza, Vorwürfe machten, dass er sich mit uns eingelassen hätte, und die von mir in frecher Weise Facenda und Branntwein verlangten. Das war sogar Germano zu viel und er brauste, zum ersten Male auf der Reise, unwillig auf. Ich erwiderte den Leuten, dass sie gar nichts zu fordern hätten und dass ich ihnen schon geben würde, was ihres Rechtes wäre (d. h. was sie für ihr Recht hielten). Auch meine Leute schienen sich über diese Unverschämtheit der Hallunken zu ärgern, einzelne kamen zu mir und sagten, ich möchte nichts verabfolgen, sie würden nöthigenfalls die

Waaren vertheidigen und Feuer geben! Ich glaubte zwar für mein Theil an ihre Tapferkeit nicht, trotzdem aber belohnte ich sie für diese Aeusserung ihres Muthes mit einigen Flaschen von dem letzten Garafaõ Agoardente.

Meine energische abschlägige Antwort hatte die feindlichen Bangala nur noch mehr aufgebracht; schreiend und lärmend umringten sie das Lager und drohten uns auszuplündern. Um sie uns endlich vom Halse zu schaffen, sammelten Gierow und ich eine Anzahl Träger um uns und stürmten auf sie los; als sie sahen, dass wir Ernst machten, war rasch ihr so oft gepriesener Muth verschwunden und sie ergriffen schleunigst das Hasenpanier.

Nach kurzer Zeit bereits schickte der obengenannte Soba Gesandte zu mir, die erklärten, ihr Herr würde mit dem zufrieden sein, was ich ihm schenken würde. Auch ich war hiermit zufrieden, denn ich gewann in keiner Weise etwas bei den Kämpfen gegen die Neger; was half es mir denn, wenn ich diesen Soba besiegte, dafür aber morgen schon von den umliegenden Häuptlingen angegriffen, geplündert und zum Schluss massacrirt wurde?

Durch einige Ballen Tuch und mehrere Flaschen Branntwein wurde also der Friede wieder hergestellt und wir konnten am nächsten Tage ruhig weiterziehen. Gegen Mittag kamen wir endlich in das ziemlich enge Thal des Quango und in das dort gelegene Dorf des M'Banza Quitamba, wo wir einen Weissen fanden, einen jungen Mann vom Hause Machado Marcus, der uns freundlich empfing. Auch die Bangala zeigten sich gegen uns zuerst wohlwollend, aber bald merkten wir aus ihrem Thun und Treiben, dass sie gegen uns die schlimmsten Absichten hegten, wahrscheinlich Ueberfall und Ermordung.

Der Soba, der sich nach und nach acht Flaschen Branntwein hatte holen lassen und durch diese rasch genossene Quantität sich sammt seinem Hofstaat, der sich an der Vertilgung des Getränkes betheiligt, in der verwegensten Stimmung befand, liess mir mittheilen, er müsse noch die anderen Soba's herholen lassen, dann könnten wir erst verhandeln und vorher könne ich nicht fort; wenn ich übrigens nicht sehr gut bezahlte, dürfe ich überhaupt nicht weiter marschiren. Durch den Dolmetsch antwortete ich ihm, dass er Niemanden holen lassen solle, er würde dafür für Alle bekommen.

N'Zanza, unser uns begleitender Soba, der uns bereits seit dem Morgen verlassen hatte, um den hiesigen Soba, seinen Onkel, zu beruhigen, kam endlich zu uns zurück und theilte uns mit, dass uns nichts Schlimmes weiter passiren würde, dass wir jedoch jedenfalls viele Abgaben entrichten müssten.

Diese Ruhe sollte nicht lange vorhalten; bald erschien ein rothröckiger Kerl, der Bote eines anderen Soba's, der sich an N'Zanza wandte und diesen direkt aufforderte, uns ungehindert bestehlen zu lassen. Selbstverständlich wurde diese liebenswürdige und bescheidene Forderung recht deutlich von uns zurückgewiesen.

Nachts gegen 11 Uhr gelangten auch unsere Verhandlungen mit dem heimischen Soba zu einem Resultat; er erhielt eine ganze Last Facenda, Pulver etc., sowie den Rest Branntwein, den wir noch besassen.

Die Nacht verlief recht unruhig; einen Höllenlärm verursachten die dicht in der Nähe unseres Lagers Batuque tanzenden Bangala, die diesen Tanz jedoch auf andere Weise ausführten als die bisherigen Stämme.

Im Laufe des nächsten Tages erschienen viele Bangala vom anderen Ufer und sagten mir, bei ihnen käme ich sicher nicht vorbei, sie liessen mich auf keinen Fall weiter ins Innere gehen, damit ich dort Handel treiben könne, der ihnen gehöre und den sie sich nicht von mir zerstören lassen wollten.

Ich wusste, dass sie diese Reden in die Wirklichkeit übersetzen würden, sobald ich den Fluss überschritte, und dachte ernstlich daran, umzukehren, damit ich wenigstens unser Leben und einen Theil der noch vorhandenen Waaren rettete.

Die Neger jenseits des Quango, welche in unser Lager gekommen waren, trugen Federbüsche von längeren weissen und kürzeren rothen Papageienfedern auf dem sonst kahlen Kopfe, der nur einen kleinen Knopf Wolle in der Mitte und einen dünnen Kranz Haare von einem Ohr zum andern — die Endhaare am Halse — behalten hatte. Durch den Knopf war eine Nadel gesteckt, die das obige Federbüschel, welches in ein vasenartiges Korbgeflecht gebunden war, aufrechtstehend auf dem Kopfe erhielt. Die bisherigen Bangala trugen den Kopf bis auf einzelne Haarbüschel fast ganz geschoren, einige hatten auch ausser dem nie fehlenden Knopf unter dem Wirbel einen Kamm, je länger, desto besser. Die Weiber trugen bisher Flechten, wie die Bondo und Songo (dort auch Männer, hier nie), hier hatten schon einige hinter den Flechten ein Chignon befestigt.

Am Nachmittage kam aus weiter südlichen Gegenden ein Trupp anderer Neger an, die dasselbe wie ihre Vorgänger erklärten: sie liessen keinen Weissen passiren, im Innern dürfe Niemand ausser den Bangala Handel treiben.

Alles Reden und Ueberzeugen, dass wir ihnen in keiner Weise Concurrenz machen wollten, half natürlich nichts, obwohl sie es ganz gut verstanden.

Unmuthig und verstimmt über diese sich stets wiederholenden Missgeschicke, die sich meiner Reise bisher entgegengesetzt, beschloss ich umzukehren, und schickte mit dieser Botschaft Germano an den Soba Quitamba ab. Nach kurzer Zeit bereits kam unser Dolmetsch freudig erregt zurück und brachte mir hocherwünschte Botschaft; der Soba, erzählte er, hätte seiner Rede zugehört, dann hätte er die Abgesandten der übrigen Soba's, die uns gedroht, uns nicht weiter passiren zu lassen, zusammengerufen und hätte eine erregte Ansprache an sie gehalten. Die Weissen, hätte er gesagt, seien von N'Demba, M'Bumba, Ca N'Ganga, ja sogar vom grossen Calandula durchgelassen worden, also könnten auch sie dieselben ungehindert weitermarschiren lassen. Morgen bereits würden sie über den Quango gesetzt werden. Wehe dem jedoch, der die Weissen angreifen würde, dem würde er, der tapfere, gefürchtete Quitamba, mit den Waffen in der Hand Respect vor seinen Wünschen beibringen.

Wer war hierüber froher wie ich! — Aber der herbe Rückschlag sollte nicht ausbleiben.

Am Abend kamen Boten anderer Soba's, die sagten, wir dürften trotzdem und alledem nicht durch ihr Gebiet ziehen; aus ihren Reden erkannten wir auch den wahren Charakter des uns begleitenden braven, guten Soba N'Zanza. Heuchelei war alles, was er uns gesagt, Heuchelei, dass er uns schützen und auf einen sicheren Weg bringen wolle, Heuchelei, dass wir von seinem Gebiet aus gefahrlos in das Innere marschiren könnten, alles, alles Lug und Trug. Der Schuft wünschte uns nur ganz in seine Gewalt zu bekommen, damit er uns in seinem Dorfe vollständig ausplündern und dann hätte ermorden können. Das also war da Ende vom Liede!

Fest entschlossen war ich nun, den Rückmarsch anzutreten.

Die vierte Morgenstunde des 1. August sah uns reisefertig; ehe wir abmarschiren wollten, liess uns der Soba N'Zanza rufen, um nochmals mit uns Comödie zu spielen. Er liesse uns nicht nur gehen, sagte er, sondern er fordere uns sogar auf, umzukehren, da er uns doch nicht, wie er es sich fest vorgenommen, beschützen könne. Darauf bot er uns einen Theil der uns gestohlenen Waaren an, wohl wissend, dass wir dieselben nicht nehmen könnten, nicht nehmen dürften, da er ja dann einen Grund hätte, uns vollständig auszuplündern. Zum Schluss gab er mir noch einen „portado", einen Führer, damit der mich jedenfalls sicher und gut einem anderen räuberischen Häuptling in die Arme führen sollte.

Um ½9 Uhr kamen wir endlich fort, marschirten eine Strecke und bezogen dann unser früheres Nachtquartier. Damiaô begleitete uns bis

dorthin und ihm verdankten wir es wohl, dass uns die Bewohner der drei hier liegenden Dörfer nicht angriffen, sondern sich nur um uns in hellen Haufen versammelten, die „ausländischen Thiere“, wie sie uns bezeichneten, lachend betrachteten und uns zuriefen, wir könnten fortgehen, wohin und wie weit wir wollten.

Seit drei Tagen lebten wir nur von Reis; Fleisch erhielten wir nirgends und die Träger mussten daher gute Miene zum bösen Spiele machen.

Am Nachmittage kamen nochmals Leute aus den nahen Dörfern, die mir sagten, sie würden mich zum Soba Jinge Aquinguri begleiten, von dort aus könnte ich dann übersetzen; man denke, dieser Soba war der, der Quitamba verhinderte, mich den Fluss überschreiten zu lassen und zwar unter dem Vorwande, dass ich auf meinem bisherigen Marsche bei Calandula vorbei zu ihm hätte kommen müssen, ihm hätte ja der Raub gehört! Und zu diesem schwarzen Schuft sollte ich nun geführt werden, in die Höhle des Löwen!

Dem konnte ich nur entgehen, wenn ich versuchte, so schnell als möglich in ein anderes Gebiet zu gelangen.

Am Abend besuchte uns auch unser biederer Soba N'Zanza, der Sehnsucht nach uns oder unseren Vorräthen zu haben schien; nachdem er uns nochmals seine Freundschaft versichert, trollte er davon.

Ich beschloss nach Rücksprache mit Gierow und den Führern, umzukehren, und, wenn wir das Bangala-Land lebend verliessen, was durchaus noch nicht feststand, von N'Demba am Gebirge entlang bis zum Dorfe Tala Mungongo und von dort bis zu dem weniger kriegerischen Soba Gando Agongo vorzudringen und unter seinem Schutze den Quango zu passiren. Das war allerdings für die Träger eine neue Expedition, da ihre Reise nach dem Landesbrauch durch die Rückkehr, wodurch immer auch dieselbe bewirkt werden mag, beendet war.

Am nächsten Tage, dem 2. August, setzten wir den Rückmarsch weiter fort und kamen in jene zwei Dörfer, deren Bewohner uns, wie im vorigen Kapitel erzählt, überfallen hatten. Es war alles ruhig, das heisst eine Ruhe, die mehr aufregend wie besänftigend war; die Einwohner zeigten in ihren Mienen Spott und Hohn, als ob sie sagen wollten: es wäre für dich besser gewesen, wenn wir dich gleich massacrirt hätten; so hast du erst Entbehrungen und Leiden ertragen müssen und wirst zum Schluss trotz alledem noch ermordet!

Unsere Hütten errichteten wir an unserem ehemaligen Lagerplatze, dem der Beraubung. Die Laubhütten waren damals gleich nach unserem Abmarsch aus Wuth und Rachsucht verbrannt worden und bildete die schwarze öde Fläche für uns ein trauriges Memento mori.

An dieser Stelle erfuhr ich auch von den Trägern sowie von den in unserem Lager sich zum Besuch aufhaltenden Negern der Umgegend noch einiges über die Geschichte der Bangala.

Die Bangala gehören zu dem weitverbreiteten Volke der Lunda und besitzen ihr Territorium erst seit der Zeit, in welcher die Portugiesen mit der Königin von Ginga oder N'Gola um dies Land stritten. Damals war ein fürstlicher Verwandter des Matiamvo, Namens Bangala Quinguri, vor der ihn bedrohenden Rache des Kaisers nach Westen zu geflohen, wo er die Portugiesen im Kampfe mit den Ginga und den angrenzenden Pende, den Bewohnern des linken Quango-Ufers, fand. Er nahm an diesem Kriege auf Seiten der Portugiesen Theil und half den König Pende mit vertreiben; der letztere floh in das Innere, woselbst er sich am linken Ufer des Cassai ansiedelte und dort ein gewaltiges Reich gründete, das heute noch besteht und dem Lunda-Reiche an Macht gleichkommt.

Bangala Quinguri erhielt zum Lohne von den Portugiesen das ehemalige Gebiet der Pende, war jedoch ein so grausamer und blutdürstiger Tyrann, der jeden Tag Menschen schlachten liess, dass er bei einer plötzlich ausgebrochenen Verschwörung ermordet wurde. Seine Neffen — die Söhne sind bekanntlich Sclaven — wurden seine würdigen Nachfolger und ist von ihrer Wildheit ein guter Theil auf das ganze Volk übergegangen. Ueber die Ermordung Quinguri's erzählt man sich, dass seine Leute einst einen neuen Platz für ihr Dorf aussuchten und beschlossen, gelegentlich der Umsiedelung des Häuptlings von der alten in die neue Residenz ihn zu tödten. Das war aber bei Quinguri, der, wie mir erzählt wurde, einen solchen Blutdurst besass, dass er sich nicht niedersetzte und nicht aufstand, ohne je eine rechts und links stehende Person mit zwei Messern zu erstechen (!), nicht leicht. Die Verschworenen bauten daher an dem neuen Platze eine feste Hütte, die sofort verschliessbar war und verbarrikadirt werden konnte, und nöthigten beim Umzuge den Soba, in diese zuerst einzutreten; kaum war dies geschehen, so verschlossen sie alle Oeffnungen und warfen von oben durch ein kleines Loch soviel Fuba hinein, dass der Eingeschlossene ersticken musste.

Zunächst folgte ihm in der Regierung sein Neffe Culachingo, der durch die Heirath mit einigen mächtigen Libollo-Frauen seine Gewalt noch mehr vergrösserte, sich mit dem Soba der Pende befreundete, mit einer der Gattinnen desselben eine Liebschaft anfing und auf deren Anstiften endlich den Soba auf gleiche Weise ermorden liess, wie dies einst mit seinem achtungswerthen Onkel geschehen war. Nachdem dieser edle Spross so sein Reich bedeutend vergrössert hatte, kam das Volk, das dreien grossen Lunda-Stämmen angehört hatte, nach seinem

Tode zu dem Entschluss, dass in der Regierung nicht der Neffe des todten Soba Häuptling werden sollte, sondern zuerst der älteste Soba des zweiten, dann der des dritten Stammes, und darauf erst wieder der berechtigte Nachfolger Culachingo's, sodass die jetzigen Jaga's noch immer aus drei Familien — Culachingo, N'Gonga und Calunga — genommen werden. Dies ist auch der Grund, dass M'Bumba, ein Culachingo, nicht Jaga nach seinem Onkel werden kann, ehe die beiden anderen Stämme ihren Fürsten geliefert haben. Dies passt aber ausser M'Bumba vielen Bangala nicht, und so haben sich im Lande zwei Parteien gebildet, eine conservative und eine Umsturz-Partei, von denen die letztere die Neffen-Erbfolge wieder einführen will.

Um nochmals auf Culachingo selbst zurückzukommen, so hatte sich dieser als junger Mann den Portugiesen gegenüber zu einem gewissen aus Elfenbein etc. bestehenden Tribut verbunden, wofür die Regierung Händler in sein Land schicken und dort Factoreien errichten sollte. Auf diese Weise war mitten in der Wildniss die vorher erwähnte Feira entstanden, in der in den verschiedenen Kriegen die portugiesischen Soldaten von den Negern ausgehungert wurden.

Auf Culachingo folgte N'Gonga, diesem Calunga Camassa und dann kam, wie man sagt, der grosse M'Bumba zur Regierung. Bumba jedoch wurde übermüthig und verlangte von dem durch die Portugiesen eingesetzten Director der Feira einen zweimal jährlich zu entrichtenden Tribut an Schnaps und Tabak. Dies wurde natürlich verweigert. Bumba liess in seiner Residenz die Trommel schlagen und befahl, an die Weissen nichts mehr zu verkaufen.

Um dieselbe Zeit war ein Portugiese in einem Dorfe N'Dalla Quissua's ermordet worden und von Malange aus wurde der Lieutenant Almeida abgeschickt, um den genannten Soba Strafe zahlen zu lassen. Jener zahlte auch eine Anzahl Rinder, die jedoch auf dem Rückwege dem Offizier und seiner Begleitung fortliefen. Sogleich kehrte Almeida um und verlangte die Strafe noch einmal. Man lachte ihn aber aus und mochte ihn auch etwas unzart behandelt haben, denn er beschwerte sich hierüber in Malange. Nun — es war das Jahr 1848 — wurde der Major Salis mit einer Abtheilung Truppen abgeschickt; er umschloss die Dörfer und ruhte nicht eher, als bis er den N'Dalla Quissua gefangen genommen hatte. Der arme Teufel wurde zur Strafe auf eine Kanone gebunden, diese wurde abgeschossen, und der so Gezüchtigte konnte halb lahm und fast taub seiner Wege gehen. Der eine Schuss hatte jedoch das Gute, dass der Soba seitdem um vieles zahmer geworden ist.

Als die Bewohner der Feira hörten, dass Soldaten in der Nähe

wären, liessen sie den Major Salis bitten, den übermüthigen M'Bumba ebenfalls zu züchtigen. Man kam ihrer Bitte nach, die Soldaten requirirten mit Gewalt das Vieh, und M'Bumba floh ins Yongo-Land. Hierauf wurde nun Calunga Caquistanga als Häuptling eingesetzt. Nachdem dieser zwei Jahre in Frieden geherrscht, hielt er es doch in seinem Interesse als Regent für seine Pflicht, den ehemaligen Jaga M'Bumba aufzusuchen und zu ermorden. Zu dieser Expedition forderte er den Director der Feira sowie mehrere andere Weisse auf, die ihn denn auch begleiteten. Es kam jedoch anders, wie man gedacht; nicht M'Bumba wurde niedergemetzelt, sondern der, der dies thun wollte und mit ihm seine ganze Begleitung, also auch die Weissen.

M'Bumba kehrte nun nach Cassange als Herrscher zurück und alle Weissen flohen aus seinem Lande. Aus Loanda requirirte man sofort Hilfe, und von neuem wurde Major Salis mit Truppen abgesandt, um entweder M'Bumba selbst oder wenigstens dessen Kopf nach Malange zurückzubringen. Dies konnte leider nicht erfüllt werden, denn kaum hörte M'Bumba von dem Anmarsch der Soldaten, so floh er auf das eiligste weit über den Quango hinweg und verscholl auf einige Zeit gänzlich.

Zum Jaga wurde jetzt durch die Portugiesen Cambollo Ca N'Ganga gemacht, nach dessen baldigem Tode Cameije an die Herrschaft gelangte; aber auch dieser starb schon nach kurzer Zeit. Plötzlich erschien wieder auf der Bildfläche M'Bumba, der in der Feira um Verzeihung bat, diese auch erhielt und von den Portugiesen nochmals zum Jaga eingesetzt wurde.

Er regierte ganz zufriedenstellend bis zum Jahre 1861; da brach zwischen zwei Soba's, die beide herrschen wollten, in N'Donje ein Krieg aus, in welchen sich die Portugiesen einmischten; M'Bumba wurde von einer Partei um Hilfe gebeten, leistete diese auch, in dem Kampf wurde ein grosser Soba aus der Camungo-Familie Ilunda gefangen genommen und geköpft, und jetzt stand in einem Nu das ganze Land in hellster Empörung. Alle Weissen flohen, die Bangala raubten und plünderten die Factoreien, ermordeten sogar einige Portugiesen und verwüsteten die Gegenden weit und breit.

Zur Wiederherstellung des Friedens wurde Major Casal mit einer 150 Mann starken Abtheilung Soldaten abgeschickt; die Bangala flohen und Casal folgte ihnen, liess aber die Hälfte seiner Truppen auf dem Marsche beim Soba N'Gunza Ca M'Bamba zurück und wurde mit den Uebrigen im Quango-Gebiet durch M'Bumba in eine Falle gelockt, wo sie sämmtlich fielen.

Jetzt griffen die Bangala die andere Truppe an, wurden jedoch

von ihr geschlagen; nach wenigen Tagen kam Major Serra mit Verstärkung an und setzte sich in der Feira fest. Dort wurde er durch die Bangala drei Monate hindurch belagert und musste während dieser Zeit die furchtbarsten Hungerqualen erleiden; da er keinen Succurs erhielt, bat er endlich die Bangala, dass sie ihm den Rückzug erlauben möchten, und diese willfahrten ihm denn auch, hoffend, hierdurch Verzeihung für ihre vielfachen Vergehen zu erlangen.

Mit dem letzteren war jedoch die Regierung nicht einverstanden, sie schickte daher den Oberstlieutenant Borga ab, der sich aber sammt seinem Begleiter Mendes bestechen liess und nur Günstiges über die Bangala berichtete. Mendes, der später zum Richter in Ambacca ernannt wurde, hauste in den ihm untergebenen Districten als ein ganz nichtswürdiger Räuber und Tyrann, und als dies sogar der Regierung zu viel wurde und sie zu seiner Gefangennahme Soldaten abschickte, schlugen ihn jene mit Stöcken todt. Mendes' Sohn aber, der sich an den Erpressungen und Schurkereien seines Vaters betheiligt, harrte zu meiner Zeit noch im Gefängniss zu Loanda der gerechten Strafe.

Wie wir es leider selbst an uns erlebt, zeichnen sich die Bangala auch jetzt noch durch ihre Rauhheit und ihr kriegerisches Wesen aus; Handel treiben sie nur wenig und begnügen sich, wie ich schon weiter oben mitgetheilt, mit dem Salz-Vertrieb und, was für sie noch gewinnbringender ist, mit der Ausplünderung der Händler und Reisenden.

Der Grund, weshalb Bangala Quinguri aus dem Lunda-Reiche fliehen musste, ist eng mit der Geschichte der Matiamvo's (Muata Jamvo's) verknüpft. Der damals in Lunda herrschende König hatte zwei Söhne, von denen der eine Bangala Quinguri war, der jedoch ebenso wie sein Bruder ein so übermüthiges Benehmen hatte, dass der Vater seine Söhne zu enterben beschloss. Da er dies nur durch List bewerkstelligen konnte, gab er vor seinem Tode die Reichs-Insignien, die aus den Zähnen der Ahnen etc. bestanden und deren Besitz jeden Neger zum gottähnlichen Wesen macht, heimlich seiner Tochter Lukokescha und ernannte sie zu seiner Nachfolgerin. Bald darauf starb er und seine Unterthanen erkannten nun auch Lukokescha, die ja die heiligen Zeichen besass, als Königin an; nur einer ihrer Brüder, Bangala Quinguri, lehnte sich gegen sie auf und floh, ihre Rache fürchtend.

Nun geschah es, dass im Reiche der Lukokescha eines Tages ein Jägersmann aus dem Kaffernlande erschien, ein schöner, starker Jüngling, der sich Quibinda Ilungo nannte und in den weiten Waldungen der Lunda, die das edle Weidwerk noch nicht kannten, auf das Jagen

legte. Durch seine Stärke und seine Gewandtheit erlangte er bald einen grossen Ruf und als er einst der Königin ein paar auserlesene Stücke Wildfleisch anbot, zog ihr die Liebe durch den Magen in das Herz, und sie machte den kühnen Fremdling zu ihrem Gemahl.

Während ihrer Schwangerschaft erklärten die Grossen, dass sie jetzt nothwendig bis zu ihrer Entbindung die Reichs-Insignien einem Anderen zur Aufbewahrung übergeben müsse, denn eine schwangere Frau ist bei allen Negern unrein und muss auch allein wohnen. Lukokescha kam diesem Wunsche nach, sie überreichte ihrem Gatten für immer die heiligen Zeichen und er wurde so der Herrscher eines mächtigen Volkes, das ihn von nun an Muata Ilungo nannte. Aus Dankbarkeit gegen seine Gemahlin aber machte er sie zur gleichberechtigten Regentin; als nach langer glücklicher Regierung ihr Sohn, Namens Jamvo, ihnen folgte, behielt die Mutter ihre Würde erst recht bei, und so kamen die heute noch bestehenden Namen Muata Jamvo (Matiamvo) und Lukokescha auf. Die Lukokescha ist stets Königin Mutter, wird aber gewählt und braucht durchaus nicht die richtige Mutter des Regenten zu sein; sie steht zwar in gleicher Höhe mit ihm, aber sie sowohl wie jede andere Frau im Lande, selbst die eigene Mutter, Schwester und Tochter, muss ihm gehorchen und zur geschlechtlichen Verfügung stehen. Der Matiamvo ist eben ein Gott, Verwandte besitzt er nicht und aus diesem Grunde geht auch die Thronfolge durchaus nicht regelrecht vor sich.

Stirbt die Lukokescha, so wird ihr viel Volk zur Begleitung in das Schattenreich mitgegeben, das heisst, die Hof-Henker schlagen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt, Gross und Klein, Reich und Arm. Die würdige Fürstin wird sodann in ganzer Figur auf dem grossen Gräberplatze der Könige bei Cabebe begraben. Stirbt der Matiamvo, so nimmt man — und zwar meistentheils nicht mit Unrecht — an, er habe während seines Lebens schon genug zur Bedienung im Jenseits ermordet, und man lässt daher nur vier Menschen hinrichten; ausserdem aber werden ein Mann und ein Mädchen lebend mit abgeschnittenen Füssen in die Gruft gesetzt, eins zu Kopf und eins zu Füssen des Sarkophages, in dem jedoch nicht der Körper des Todten liegt, sondern nur seine Nägel, Zähne und Haare; der Leib wird in den drei Stunden von Musumba fliessenden Rio Calanyi geworfen, da, wenn dies nicht geschähe, sich der Gestorbene in ein wildes Thier verwandeln würde.

Kehren wir nach dieser kurzen geschichtlichen Abschweifung wieder zu unserer Expedition zurück.

Unsern Rückmarsch setzten wir am 3. August weiter fort. Die

Bangala betrugen sich sehr friedlich gegen uns; sie mochten wohl Furcht haben, dass wir, wie wir angegeben, nach Malange zurückkehren würden, und dass sie für ihre Schandthaten gegen uns von den Portugiesen Revanche zu erwarten hätten. Als ich an diesem Tage in Gegenwart meiner Träger sagte, dass ich beabsichtigte, durch das Gebiet der Hollo und Cari bis zu den Ca M'Bongo oder Ca Muçuco zu ziehen, erhoben sie ein anhaltendes Geschrei und sagten, sie kämen nicht mit, sie wollten nach Hause gehen.

Durch einen Neger erhielt ich auch zu dieser Zeit die Nachricht, dass Saturnino den Weg über Sica genommen habe, dort in ein Gefecht verwickelt und in diesem verwundet worden sei.

Am nächsten Tage passirten wir den Cahafu und M'Balle, ersterer 6, letzterer 10 Meter breit, und bezogen sodann in der Nähe von Chiba ein Lager. Die Leute dort bedauerten unseren Rückzug und sprachen offen ihre Furcht vor der Rache der Portugiesen aus. Meine Träger wurden, wo sie sich nun der Gefahr entrückt glaubten, immer übermüthiger, während sie noch vor einigen Tagen sehr still und bescheiden gewesen waren. Sie spielten jetzt Prügel- und Balgspiele und nahmen Sandbäder, woran sich auch die Bangala, als ob nie etwas vorgefallen wäre, betheiligten. In der Nacht erhob sich ein colossaler Sturm, wie ich ihn noch nie ähnlich erlebt; die Hütte wurde uns fast überm Kopfe zusammengerissen. Kaum hatte sich das Unwetter etwas gelegt, da rauschte es wieder, doch diesmal war es ein anderes Rauschen, es regnete in Strömen. Die Regenzeit war um einen Monat verfrüht eingetreten!

Am Morgen —, der Regen hatte seit einigen Stunden nachgelassen — brachen wir auf und kamen bis zum Dorfe des „Hosen-Soba" am Lui, der den Ueberfall durch die Bangala scharf tadelte. Ich frug ihn, ob ich wohl von hier aus nach Norden weiter kommen könnte, und er sagte mir, dass dies sehr leicht möglich wäre; er könne mich über den Quanza führen lassen und würde ich dann von dort bequem weiter kommen. Drüben am andern Ufer wären die Muçuco wohnhaft, ein noch viel besserer Stamm als die Chinge, die den Weissen nicht abgeneigt wären. Vorher müsse er aber erst den M'Banza N'Demba, seinen Onkel, fragen, ob er unsern Durchmarsch erlaube.

Wieder also einen Tag Aufenthalt!

Um mir die Zeit zu vertreiben, durchwanderte ich das Dorf, ein Dorf wie alle übrigen Negerdörfer. Nirgends fehlen in ihnen die Mulemba oder Incendeiras, klebesäftige Bäume, mit deren aus Schnitten dringendem Saft die Knaben Vögel fangen, während die Weiber aus ihrer Rinde in Lunda Gewebe machen. Die Bäume, die unseren Wei-

den ähneln, wachsen ungemein schnell, in zwei bis drei Jahren bereits besitzen sie weitschattige Kronen.

Gegen Abend fand nahe bei diesem Dorfe eine Gerichtssitzung statt; am vergangenen Tage nämlich war von diversen Negern eines nahe gelegenen Dorfes ein Stück Land abgebrannt worden, um darauf zu jagen; das Jagdergebniss war kein glänzendes gewesen — eine Cizi, eine Baumratte, 7 Zoll ungefähr lang. Der glückliche Schütze hatte diesen ganzen riesigen Braten, ohne auf den Hunger seiner Waidgefährten zu achten, geröstet und allein verspeist. Das war natürlich auf das höchste verdammenswerth, denn in ganz Afrika besteht unter den Negern das Jagdgesetz, dass der Schütze von dem erlegten Wilde dem Herrn der Jagd — also dem betreffenden Soba — einen Hinterschenkel geben muss, der Kopf, die Beine, das Innere, wie Herz, Leber etc. ist sein, während das übrige die Jagdgenossen erhalten.

Dieses Gesetz hatte der kühne Rattenerleger freventlich verletzt und musste dafür die ihm zukommende Strafe erleiden. An sechs Stunden sass oder hockte nun die männliche Bevölkerung des Dorfes in zwei Abtheilungen — Kläger mit Anhang und Verklagter mit Anhang — beisammen und versuchte mit Weisheit und Geduld Recht zu sprechen, — Recht zu sprechen in einer Angelegenheit, die so unendlich einfach war. Den Vorsitz führte der Soba; sprach er ein Wort zu Gunsten einer Abtheilung, so wälzte diese sich im Staube, klatschte vor Vergnügen in die Hände und stiess den bekannten Ruf mit der gespitzten Zunge aus, während die Anderen schimpften, wenn auch nicht etwa vernehmlich oder gar auf den Häuptling. Die Verhandlung dauerte mir zum Zuhören zu lange, jedenfalls wurde der Verklagte nach tausenderlei Hin- und Widerreden zur Zahlung einer Ziege verurtheilt.

Der dicht am Dorfe vorbeifliessende Lui, welcher zu unserer Zeit 40 Meter breit war, enthält so viel Salzgehalt, dass man sein schönes, klares Wasser beim besten Willen nicht trinken kann; wie man mir sagte, münden circa zehn salzhaltige Bäche in ihn, deren bedeutendster der auf der rechten Seite liegende Lutoë ist.

Unterdessen kam auch vom Soba N'Demba die Nachricht, dass wir zu den Muçoco aufbrechen könnten; jetzt aber widersetzten sich die Träger und erklärten nach vielem Hin- und Herreden, ihre Reise sei fertig und sie gingen um keinen Preis weiter, ja, sie würden, wenn ich nicht jedem von ihnen noch zwei Peças zahlte, nicht einmal meine Sachen zurückbringen.

Ganz ohnmächtig, gegen sie etwas zu unternehmen, zog ich es vor, einige Tage hier ruhig liegen zu bleiben und — abzuwarten. Die Zeit verstrich recht langsam, ein wenig Abwechslung besorgte uns unser

„Devinador“, unser Hexenmann, der, wie bereits zu Anfang mitgetheilt, sich unter unseren Trägern befand. In den umliegenden Dörfern hatte man bald von seiner Anwesenheit erfahren und nun kamen die Leute von nah und fern herbei, um sich von ihm „kuriren“ zu lassen.

Eine solche „Beschwörung“ ist für den Weissen ungemein komisch. Der betreffende Hexenmeister richtet unter diversem Hokuspokus in singendem Tone allerhand „Fragen an das Schicksal“, und seine Worte werden von der ganzen Versammlung unter fortwährendem Klingeln mit der Rohr-Kinderklingel eifrig nachgesagt. Das geht so stundenlang, bis er sich nach langem Zaudern zu sagen entschliesst, was ihm der Fetisch verrathen hat.

Im Ganzen giebt es dreierlei Art Hexenmeister, welche die Portugiesen fälschlich unter „Feticeiro“ zusammenfassen. Da ist erstens der Quimbando, ein harmloser Doctor, der den Kranken ihm bekannte und von ihm zubereitete heilsame Wurzel- und Kräutertränke verabfolgt. Dann kommt der „Devinador — Mucua N'Gombo“, dessen Treiben ebenfalls ein harmloses ist und der nichts mit dem verabscheuungswürdigen Juramento zu thun hat. Dies besorgt der Dritte, der „Cassange Ca M'Bambu“, der Beschwörer mit Bambu (Casca). Ist z. B. eine Person leidend und hat auch in der Nacht Schmerzen, so versteht es sich von selbst, dass eine andere Person um das Haus herumschleicht und dem Kranken den schlimmen Fetisch anhext. Nun wendet sich der Kranke zuerst an den N'Gombo und dieser sucht durch Fragen und Erkundigungen zu erforschen, wer wohl der Attentäter sein könnte, dessen Namen er dann angiebt; ist es ein bereits Verstorbener oder auch mehrere zusammen, welche die Krankheit verursachten, so kocht der Kranke ein Huhn und macht Infundi, d. h. er setzt es vor seine Hütte, wirft dem Todten ein Stück hin und ruft, indem er den Namen des Betreffenden nennt: „Da hast du zu essen!“ Den andern Theil des Huhns isst er in Gemeinschaft mit dem Doctor auf; je mehr Todte nun schuldig sind, desto mehr schwillt der Bauch des N'Gombo auf. Hilft das Obige nichts, so denkt der Kranke mit Hilfe des Zauberers nach, wer wohl von den Lebenden „um sein Haus schleichen“ möge. Fällt ihm Jemand ein, den er dessen fähig hält, den er also einst um irgend etwas gebeten und dies nicht erhalten hat, so geht er Nachts vor dessen Thür, bindet an dieselbe einen Grasbüschel und ruft: „Du bist Muloge*), du hast mir Fetisch gemacht!“ Tags darauf holt er den Cassange und der Andere muss nun nolens volens den juramento trinken.

*) Ein Zauberer, ein Fetischmacher.

War der Trank, den der angeblich Schuldige vom Cassange erhalten, so schwach, dass er ihn wieder von sich giebt, so nehmen ihn seine Freunde in die Mitte, bringen ihn nach Hause und lassen ihn schlafen, wobei alle um ihn herum hocken. Dabei darf er sich aber nicht den Kopf zudecken, sonst kommen die Geister der am Bambu-Trank Gestorbenen und heissen ihn mitgehen. Wenn der erste Hahn kräht, springt der Gerettete auf und ruft: „Golambollo riami", („das ist mein Hahn"), und nun geht das Gejuble und Getanze los und der Kläger muss ihm als Entschädigung eine Sklavin, eine Ziege, ein Huhn, eine Peça und viel Fuba bezahlen. Oft bestreicht man ihn auch aus Freude ganz mit Fuba und ruft: „Er ist kein Feticeiro!"

War der Trank jedoch vom Cassange so eingerichtet, dass er die entgegengesetzte Wirkung hatte, so fällt der Trinker in Zuckungen und man lässt ihn darin sterben; dann stösst ihm der Cassange einen spitzen Pfahl durch den Körper, man schleppt ihn in den Busch und verbrennt ihn; auch sein ganzes Eigenthum fällt dem Feuer zum Raub mit Ausnahme dessen, was der Cassange gebrauchen kann, und das ist gewöhnlich fast alles. Das Andenken des auf diese Weise Gestorbenen wird aber verflucht.

Am Zaire schlagen sie den Bambu-Trinker, sobald er in das Zittern geräth, sofort in Stücke und werfen ihn in das Wasser.

Eine leichtere Probe ist die, dass dem Angeklagten vom Cassange die Bambu-Pasta auf die Schulter gelegt und zu ihm gesagt wird: „Jetzt fange diese Heuschrecke und lege sie auf die Bambu." Thut er das und war er schuldig, so fällt er sofort um und ist todt; im Falle der Unschuld hat es keine weiteren Folgen!

Wie ich während meines Aufenthalts bemerkte, sehen hier die Neger, besonders die Weiber, wilder aus als die weiter im Innern wohnenden Bangala; das kommt wohl daher, dass sie sich hier die Haare so lang wie möglich wachsen lassen und sie noch obendrein mit Fett beschmieren.

Aus Erkundigungen erfuhr ich, dass rechts vom Lui auch Bangala wohnen, doch giebt es noch nicht weit von der Mündung des Flusses am Quango eine kleine Nation, die Mucari, die wahrscheinlich Ureinwohner sind; ich selbst bekam leider keinen dieser Neger zu Gesicht. Rechts vom und am Lui wohnen ferner die N'Dongo; es sind dies tüchtige Leute, nicht so wild wie die Bangala, und besitzt ihr Häuptling Muene Matambe weithin einen guten Ruf. Wie ich hörte, war er früher Ginga oder vielleicht auch nur mit den anderen N'Dongo der Ginga-Königin unterthan; soviel steht fest, dass er sich erst an der Lui-Müdung seine jetzige Macht begründet hat. Die Hollo grenzen

nördlich an die N'Dongo, gehen aber weiter im Osten bis zum Luhanda hinauf. Die Ginga wohnen nördlich von den Bondo und Hollo, aber theilweise auch östlich von letzteren; sie besitzen das grösste Territorium und eine bedeutende Macht, weshalb sie überall gefürchtet sind und man den Weissen, jedenfalls nicht ohne Grund, abräth, ihr Gebiet zu betreten.

Am Abend des 9. August stattete mir der Soba N'Demba einen Besuch ab und brachte mir als herzlich unbedeutendes Geschenk ein mageres Schweinchen und einen kleinen Kürbis mit; ein desto grösseres Exemplar der letzteren Frucht musste er schon zu Hause ausgetrunken haben, denn schon anfangs gleich sehr fidel, wurde er nach dem Genuss von drei Schnapsgläschen Genever so wacklig auf seinen Füssen, dass er auf einem seiner Diener Huckepack nach Hause reiten musste. Vorher aber hatten wir uns „Freundschaft" geschworen und er hatte mir heilig versprochen, einen Führer zu senden, der uns über das Gebirge nach Sanza bringen sollte.

Siebentes Kapitel.

Aufbruch nach dem Quiongoa-Bach. Die Mulongo-Sitte. Sittlichkeits-Verhältnisse unter den Negern. Die Bereitung des Palmweins. Saturnino's Ankunft. Weigerung der Neger, den Marsch fortzusetzen. Verlust meiner Pflanzensammlung. Besuch des Soba Maquiha. Ankunft in Cafutchi und Reise-Routen. Eine Visite beim „Alten vom Berge." Aufbruch und erneute Weigerung der Neger. Nachricht von Joaõ. Im Songo-Land. Neue Widerwärtigkeiten. Man macht mir Cabala. Fortsetzung der Expedition und kurze Ruhe in Capembe.

Am 10. August, nachdem die Nacht sehr stürmisch, wenn auch regenlos, verlaufen war, brachen wir auf und und marschirten auf dem alten Wege bis zum Quiongoa-Bach, woselbst wir unsere Hütten aufschlugen. Die Träger entdeckten hierbei ein ca. 1 Meter breites und ¾ Meter hohes Scopus-Nest, an welchen Vogel sich bei den Negern der Aberglaube knüpft, dass derjenige, der das angeblich wunderthätige Nest des Vogels zerstört, sofort stirbt; nur wenn ein Soba krank ist, darf die Zerstörung vor sich gehen, damit der Häuptling mit den Theilen des Nestes wieder geheilt werde.

Der M'Bango, über dessen Hänge wir an diesem Tage wanderten, besteht anscheinend aus Kalkgeröll; die Hänge selbst sind mit dem Gewürfel von rothen Kieseln und Thonschiefern bedeckt, wie sie der Abhang des linken Lui-Ufers ebenfalls zeigt. Die Leute in jener Gegend sind von wildem und dabei schmutzigem Aussehen und scheinen sehr arm zu sein; sie tragen Ziegenbärte und Einzelne von ihnen haben ihre Bärte sogar in Zöpfe geflochten.

Den nächsten Tag mussten wir leider noch an demselben Fleck verbleiben, da mir ein Träger mit verschiedenen Sachen ausgerissen war; ich schickte ihm vier Leute nach, die gegen Abend mit der Meldung zurückkamen, dass der Spitzbube sich bei einem benachbarten Soba aufhalte, der jedoch seine Auslieferung verweigere. Da war freilich nichts weiter zu machen und die Zögerung war umsonst gewesen; die Rast gebrauchte ich dazu, einzelne in den letzten Tagen gemachte

Erfahrungen in mein Tagebuch zu schreiben und mögen dieselben in ziemlich bunter Reihenfolge sich hier anschliessen.

Mulongo, auch Quituch und Cabala genannt, ist bei den Negern ein eigenthümlicher Brauch, der ihren angeborenen Diebessinn und ihre Gier zum Uebervortheilen mit dem Anschein des Rechtes in helles Licht stellt. Ein Beispiel sollte mir dies am klarsten zeigen. An dem zuletzt genannten Tage kam einer meiner Leute, Namens Antonio Cuzineiro, zu mir, um mich wegen einer Quituch-Angelegenheit um Rath zu fragen. Sein Junge, natürlich ein Sklave, hatte sich beim Feuer der Hembe-Leute, die ebenfalls zu meinen Trägern gehörten, sich aber von den anderen abgesondert hielten, einige Kohlen geholt und dabei aus Versehen und ohne es zu bemerken, ein Stückchen auf das alte schäbige panno des einen der Hembe fallen gelassen; wodurch zwei kleine Löcher hineingebrannt waren. Der Hembe war sofort zu Antonio gekommen, hatte ihn des Quituch beschuldigt und von ihm eine ziemlich bedeutende Entschädigung gefordert. Ich rieth Antonio, ihm nur ein kleines Geschenk für das Zunähen der Löcher zu geben, aber Germano erzählte mir nachher, dass die Forderung des Hembe eine ganz gerechte gewesen wäre. Stösst z. B. Einer den Anderen aus Versehen, oder speit aus und ein Stäubchen trifft hierbei einen Anderen, oder es giesst Jemand ein Gefäss mit Wasser aus und dasselbe berührt die Füsse eines Vorübergehenden, und in ähnlicher Weise ad infinitum, so macht der Betroffene Quituch und verlangt von dem Anderen den zehnfachen, ja hundertfachen Werth der geschädigten Sache und zwar unter den barocksten Vorwänden, so z. B. bei dem Wasser: „Das Wasser hattest Du dazu bestimmt, dass es in die Erde gegossen würde, Du hast aber, indem Du mich betropft, mich mit ihm in die Erde gewünscht!“ Von derselben sonderbaren Logik zeigt ein ähnlicher Fall; wenn ein Neger z. B. zu einem zweiten Neger sagt: „Du siehst einer Person ähnlich, die ich früher gekannt,“ so antwortet der Angeredete: „Wo ist der Mann, der wie ich aussieht? Er ist nicht hier, sagst Du? — Bringe ihn! Unmöglich, sagst Du? — Also ist er todt und Du wünschest, dass ich sterbe! Dafür musst Du mir so und so viel zahlen!“

Zahlt der Betreffende nicht, so mischen sich die Verwandten hinein und die Angelegenheit kommt zur öffentlichen Verhandlung, die Forderung wächst mehr und mehr und endigt oft mit der Sklaverei des „Schuldigen.“ Das Beste dabei ist, dass Derjenige, der gezahlt hat, dann zu seinem Ankläger sagt: „Du hast mir so und so viel abgenommen, dadurch hast Du mir Quituch gemacht, jetzt musst Du mir das Doppelte zahlen, denn Du wolltest mich verhungern lassen, hast also meinen Tod herbeigewünscht,“ und nun beginnt die Geschichte von neuem.

Wie ich später erfuhr, wurde unter meinen Leuten die Quituch-Angelegenheit friedlich beigelegt.

Um auch auf die Sittlichkeits-Verhältnisse der dortigen Negerstämme ein Streiflicht zu werfen, will ich nur erwähnen, dass aus den umliegenden Ortschaften die Männer ihre eigenen Frauen während der Nacht in unser Lager schickten, damit sie mit den Trägern tändelten und sich „alte Geschichten" erzählten. Am nächsten Morgen kommen dann die Männer, denen ihre Frauen alles wiedererzählt haben, und verlangen „Quituch", wobei dann oft ganz exorbitante Forderungen gestellt werden, die auch meistentheils bezahlt werden müssen. Ein Mädchen oder eine Frau, die sich nicht mit den Trägern einlässt, gilt als ein „unnützes schlechtes Ding" und muss Hohn und Verachtung erdulden.

Bei den Songo und Bondo ist es noch schlimmer; da nehmen die Frauen die Fremden mit in ihr Haus und machen aus der Unsittlichkeit ein in ihren Augen freilich vollständig ehrliches Gewerbe.

Aehnliche oder auch dieselben Gebräuche herrschen wohl bei allen Wilden in dieser westlichen Zone, sicher aber bei den bis zum Zaire wohnenden Stämmen.

Ueber die Bereitung des Palmenweins erfuhr ich, dass die Neger an jedem Baume nur ein Auge abschneiden und auf diese Weise täglich etwa zwei Wassergläser voll erhalten; sie lassen den Saft so lange ausströmen, bis der Baum nichts mehr giebt, erst im nächsten Jahre bohren sie ihn dann von neuem an. Wenn man den Wein frisch trinkt, so ist er süss und wohlschmeckend, aber am selben Abend ist er sauer und am nächsten Tage mundet er uns durchaus nicht mehr; die Neger trinken ihn dann freilich desto lieber, da er in dem gegohrenen Zustande nur um so berauschender wirkt.

Am 13. August wichen wir von unserem alten Wege ab und marschirten am rechten Ufer des Luhanda entlang; dicht am Wasser bezogen wir zu Mittag unser Lager. Nicht lange dauerte es, so stiegen am jenseitigen Ufer mächtige Rauchwolken empor; der Qualm näherte sich mehr und mehr und endlich schlugen auch die Flammen lodernd durch, uns ein schönes Schauspiel darbietend. Hin und wieder fallende Schüsse bewiesen uns, dass die Wilden die bedeutende Dimensionen umfassenden Grasflächen in Brand gesteckt hatten, um erfolgreicher jagen zu können. Auch wir erhielten dadurch einige Beute, da sich verschiedenes Wild über den Fluss zu retten suchte und dann unseren sicheren Kugeln zum Opfer fiel.

Gegen Abend kam ein Mann zu mir, der vorgab, einer von Saturnino's Trägern zu sein und mir erzählte, dass Saturnino krank in Catala darniederläge; er hätte ihn und verschiedene Leute vorausge-

schickt, damit sie in ihren Dörfern noch einige Zeit zubringen könnten. Wie sich später herausstellte, war diese Meldung wahr gewesen.

Der nächste Morgen weckte mich durch einen im Lager ausgebrochenen Lärm; mein Reitstier Macaco hatte sich losgerissen, wüthete zwischen den Hütten umher und warf einen Neger hoch in die Luft, der sich hierbei den Fuss nicht ungefährlich verletzte. Bald darauf begann der Aufbruch und wir marschirten zwei Tage durch eine ziemlich angenehme Gegend, ohne jedoch einen bewohnten Flecken zu berühren.

Als wir uns am Abend des zweiten Tages im Walde gelagert hatten, hörten wir plötzlich aus der Ferne Stimmen und es dauerte nicht lange, so erschien ein Trupp Neger, die sich als den Vormarsch der Saturnino'schen Karawane zu erkennen gaben. Kurze Zeit darauf hatten wir auch die Freude, den würdigen Saturnino begrüssen zu können, der mit 120 Trägern und mehreren Dienern und Mädchen langsam herankam.

Als ich ihm meine Erlebnisse erzählte, lachte er in einer Weise, die ausdrücken sollte, so etwas könne auch mir nur geschehen; er selbst renommirte entsetzlich und versicherte mir stolz, er würde mitten durch das Bangala-Land hindurchgehen. Nach und nach aber kam er von diesem kühnen Gedanken ab und acceptirte meinen Vorschlag, bei Muene Matamba unser gemeinsames Heil zu versuchen.

Als dies die Träger hörten, erklärten sie sich mit der neuen Expedition einverstanden, wenn sie neue Bezahlung erhielten, was ihnen denn auch versprochen wurde. Saturnino beabsichtigte, vom Luhanda aus, zu dem wir zurückkehren wollten, wenige Pombeiros nach Malange zu senden, um für mich neue Waaren zu holen; hierdurch würde ein ungefähr vierzehntägiger Aufenthalt bedingt werden.

Der nächste Morgen schien unsere Tags vorher gefassten Pläne wieder zerstören zu wollen. Die Träger, welche in der Nacht eine grosse Versammlung abgehalten, weigerten sich einfach, weiter vorzugehen und auch Saturnino's Leute kündigten ihm den Dienst auf. Das war mir eine ordentliche Beruhigung, da ich sah, dass er ebenfalls nichts mit diesen stumpfen, trägen Menschen anfangen konnte, obwohl er mir vorher oft das Gegentheil versichert.

Trotzdem beschloss ich, nicht nachzugeben, bestieg meinen Reitstier und ritt, gefolgt von Gierow und einigen Dienern, den gestern gemachten Weg zurück; als ich dann Rast machte, kamen auch bald die ersten Träger in Sicht, denen in kurzer Zeit die übrigen folgten. Auf diese Weise errang ich einen kleinen Triumph über den prahlerischen Saturnino, der mir, wie ich hier gleich anfügen will, einen Brief von Dr. Pogge überbrachte.

Unseren Aufenthalt hatten wir an einem schönen Platz gewählt; das Cahange-Gebirge lag wie ein Riese vor uns und an seinem Fusse streckte sich das grüne Palmen- und Bananen-Thal des Rio Cahange aus.

Durch die Rückreise lernte ich erst das Land ordentlich topographisch kennen; dasselbe Plateau, das zwischen Calundo und Malange beginnt, ist schon die zweite Stufe; Talla Mungongo ist nur eine Erhöhung desselben. Dieses grosse Plateau ist durch den Cuige, den Luhanda sowie den Cambo und deren Nebenflüsse nur geschlitzt, sie sind gewissermassen Spalten im Klotze; das Plateau endet in der Linie von N'Dalla Quissua südlich mit dem M'Balama bei N'Dalla Maquita. Der Lui ist nur mit dem oberen Laufe in ihm eine Spalte mehr, so auch der Luhanda; letzterer geht bei N'Dalla Quissua in's Quango-Becken, ersterer weiter südlich. Zwischen diesen beiden Brüdern, die beim Eintritt in den Quango gurgelnd und rauschend um den Vortritt kämpfen, da sie fast an einem Punkte in den Strom münden, und zwischen Lui und Quango sind dann wieder sekundäre Ketten, und solche, wenn auch respektable, mögen ebenfalls den Quango, den Cassai und deren Parallelflüsse trennen.

Meine Hinneigung zur Ornithologie konnte ich in dieser Gegend genugsam befriedigen, da ich verschiedene seltene Vögel erlegte, so u. a. einen schwarzen Prionops; als ich ihn aufheben wollte, lebte er noch und schnappte nach mir. In demselben Augenblick hörte ich ein eigenthümliches Kreischen über meinem Haupte und als ich emporsah, flatterten fünf andere dieser Vögel schreiend um meinen Kopf und schienen einen ordentlichen Angriff auf mich unternehmen zu wollen; namentlich einer der Vögel, wahrscheinlich das Männchen oder Weibchen des geschossenen Prionops, flog mir wiederholt in's Gesicht, bis ich ihn durch eine Kugel niederstreckte.

An dem obengenannten Tage gingen uns auch die Vorräthe fast ganz aus und nur ein wenig Reis bildete unsere Mahlzeit, eine Mahlzeit, die uns allerdings schon mehr wie überdrüssig war, die wir aber aus leicht ersichtlichem Grunde nicht verschmähen durften.

Während der letztvergangenen Nächte drohte fortwährend Regen, der auch bald eintrat. Am Tage war die Hitze wahrhaft backofenartig, aber mit der Dunkelheit wurde die Kälte sehr unangenehm fühlbar.

Am Abend des 18. August kam die vertrauensvolle Nachricht zu uns, dass im Laufe der Nacht die Träger ausreissen wollten; wir glaubten zwar nicht recht daran, trotzdem waren wir auf unserer Hut und beschlossen, am nächsten Tage zum Cafutchi weiter zurückzumarschiren, da wir dort bessere Nahrung und besseres Wasser finden würden. Dies führten wir denn aus und konnte ich an unserem alten

Lagerplatze meine ehemalige, noch stehende Hütte wieder beziehen. Als ich in derselben an meine Arbeit gehen wollte, sah ich, dass mit mir viele tausend und aber tausend unliebsame Gäste den Raum theilten, denn der ganze Erdboden wimmelte von Quissonde, den schrecklichen Beissameisen, die du Chaillu ganz ohne Uebertreibung beschrieben hat. Die Neger selbst zünden alles an, wo diese nichts weniger wie angenehmen Thiere sich einfinden und schlafen lieber in dem Aschenhaufen als in jener Hütte. Der Ruf eines Einzigen: „Quissonde!" genügt, um Alle in einem Nu zu versammeln.

Um die Ameisen zu vernichten, brannte ich den Boden aus; es war keine Gefahr, da meine Hütte ziemlich gross war, und schon war fast alles gelöscht, da flog ein Funken in's Trockene des Daches und sofort flammte alles hell empor, während ich allein in dem Raume war. Rasch wollte ich noch meine Instrumente, mein Buch, meine Tasche und meinen Revolver retten und hatte auch bereits alles glücklich in Händen, da zog ein unglückseliger Kluger den Hauptpfosten weg und plötzlich fiel die ganze Geschichte brennend über mich Armen. Glücklicher Weise hatte ich vorher schon die Direction zur Thür genommen, ich brach und riss die brennenden Zweige bei Seite und es gelang mir trotz der knisternden Flammen und des erstickenden Qualmes noch das Freie zu gewinnen. Bald sah ich, dass nichts für meine Studien Unersetzliches verbrannt war, nur die Pflanzensammlung und die Relation dazu waren dem Feuer zum Opfer gefallen.

Meinen Leuten musste das Feuer gefallen haben, denn sie gingen bald darauf „Jagd machen", d. h. sie steckten in gehöriger Entfernung vom Lager eine grosse Grasfläche an und bald stiegen so mächtige Rauchwolken empor, dass sich eine Zeitlang vor die Sonne sogar ein dichter Schleier schob.

An demselben Tage kam an unserem Lager eine Karawane von circa fünfzig Yongo-Leuten vorüber; obwohl sie selbst auf fremdem Gebiet und viel weniger wie wir waren, durften uns die Lumpenkerle drohen und uns zurufen, dass wir nie, auch nicht bei den N'Dongo, über den Quango kommen würden. Sie konnten sich diese Frechheit erlauben, sie kannten ja die Tapferkeit unserer Leute; Saturnino, der edle Kämpe, verlor über dieser Drohung natürlich sofort seinen Muth.

Die augenblickliche Lage war aber auch dazu angethan, dass man, wenn auch nicht den Muth, so doch die Lust und die Zufriedenheit verlieren konnte; in „Hangen und Bangen und schwebender Pein" brachten wir die Zeit zu, da wir nicht wussten, ob wir vorwärts oder rückwärts sollten, da alles dies und noch so manches Andere dunkel und trübe vor uns lag.

Gegen Abend kam der Soba Maquita zu uns, der eine Flasche Branntwein verlangte, die ich ihm auch gnädig bewilligte.

In der Nacht hörte ich in unserem Lager verschiedene aufrührerische Reden, dieselben mussten aber ihren Zweck verfehlt haben, denn die Leute brachen am nächsten Morgen gutwillig auf und gelangten wir wieder nach Cafutchi, bis zum Fusse der hochgelegenen Residenz des „Alten vom Berge“, und schlugen dort unsere Hütten auf.

Am Abend, die Dunkelheit war vollständig hereingebrochen, erhob sich ein colossaler Wirbelwind. Es pfiff, heulte und schrie in den Lüften, als ob die wilde Jagd in den oberen Regionen umhertoste und ihre Opfer suchte; als Opfer fielen denn auch unsere Hütten, oder vielmehr fielen nicht, sondern wurden in die Höhe gehoben und der Sturm trieb mit den belaubten Aesten und Stämmen sein lustiges Spiel. Ebenso rasch, wie der Wirbelwind gekommen war, verschwand er wieder.

Mehrere Tage blieben wir an diesem Orte liegen und warteten auf die Leute, die wir nach Malange gesandt hatten, um für uns neue Vorräthe zu holen. Unterdessen desertirte eine grössere Anzahl der Träger, die wir aber rasch wieder ersetzen konnten. Auch der Dieb wurde mir durch den Soba, freilich ohne das Gestohlene, geschickt und ferner liess mir der Soba Calandula sagen, ich könnte auf dem alten Wege jetzt den Quango unbesorgt passiren.

Saturnino schickte immer seine Leute mit den Waaren, von denen er mir einen Theil zur Bezahlung für meine Träger abgelassen, unter der Führung seines Reisebegleiters Joaõ zum Soba Mulolo voraus, er selbst blieb bei uns. Ich verkürzte mir die Zeit, die mir oft herzlich langweilig wurde, durch Arbeiten und durch Jagen; erlegt wurden neben vielen Vögeln einige Antilopen, mehrere kleine Nachtaffen und verschiedene Hasen, die sich von unseren heimischen durch eine dunklere Farbe, durch schwarze Streifen an den Seiten und einen weissen Fleck an der Stirn unterscheiden.

Von Gomez liess ich mir die Route vom Quango bis zum Cahungula sagen und gab er mir die folgende an: N'Guina Muzuma — Lucola — Milundo — Meço Acapalanca — Huanapamba — Sequeja — Muene Ca Yanvo — Zumbi — Funda Dahuengue — Camaxillo (von hier ab Lunda-Reich) — Quengo (Urwald) — Cudungula — Quingongo — Cabunha — Quimuanga — Cabombo — Camahonjo (?) — Casamba — Caboco — Soana Cábua — Huamba — Cahungula.

Sechs Tagereisen ungefähr östlich ist Maio (Luba), ebensoweit, aber nördlicher, Pende, eine Art Republik von Dieben, ähnlich den Bangala; beide, Maio wie Pende, liegen noch diesseits am Cassaï. Jenseits be-

finden sich die Cachilanga, welche mir als Menschenfresser bezeichnet wurden. Vom Cassaï kommt man in etwa zwanzig Tagereisen an den Lulua, von dem Niemand hier wusste, ob er in den Cassaï oder Lualaba fliesst; an seinen Ufern wohnen die Lubuco, Spottwort für Cachilanga, in deren Lande sich noch viel Elfenbein befinden soll, das sonst schon aufgehört hat, Handelsartikel zu sein. Sklaven kauft man bei den Luba, während bei den nördlicheren Völkern der Sklavenhandel nur gering sein soll.

Nach einem sehr heftigen Gewitter, welches die ganze Natur in Aufregung zu versetzen schien, brach die Regenperiode mit einem förmlichen Wolkenbruch herein, der in den nächsten Nächten sich weiter fortsetzte. Wunderbar waren die Folgen des Regens; hier oben floss zwar das Wasser rasch ab und drang nicht in den Boden ein, aber unten im Thale grünte und blühte alles von neuem frisch auf.

Unsere Träger vertrieben sich die Zeit natürlich mit Faullenzen; einige Abwechslung in ihr Stilleben brachten verschiedene Quituch's und Devinamento's (Zaubereien).

Saturnino erhielt am Abend des 28. August eine betrübende Nachricht; ein Bote theilte ihm mit, dass Joaõ bei dem Soba Mulolo Quingangoa festgehalten würde und dass die Bangala entschlossen wären, uns mit den Waffen in der Hand, auch ausserhalb ihres Landes, den Uebergang über den Quango zu wehren. In Folge dieser Mittheilung machte sich in der Frühe des 29sten Saturnino nur in Begleitung eines Jungen, nicht „hoch zu Rosse", sondern auf dem Rücken eines Ochsen, auf den Weg, um an der Quelle die Wahrheit selbst zu erforschen. Spät Abends kam er zurück und meldete, dass die Sache wirklich wahr wäre; die Bangala hatten Mulolo mit Krieg und Untergang gedroht, wenn er uns den Weg zu den N'Dongo oder den Bamba offen gäbe; wir dürften nirgends durch! Mulolo konnte wegen seiner Machtlosigkeit nichts gegen diesen Befehl thun und so marschirte denn Joaõ weiter südlich zu Cambollo Ca N'Gonga, um diesen grossen Räuberhauptmann zu bewegen, ein anderes Urtheil über uns zu fällen und uns durchzulassen. Wir freilich setzten in diesen Versuch nur geringe Hoffnung.

Am 30. August entstand in dem Dorfe grosses Halloh, denn der „Alte vom Berge" war in seiner Tipoya herabgekommen, um in einer Diebstahls-Angelegenheit selbst Recht zu sprechen; er kehrte beim Cafutchi, dicht in unserer Nähe, ein und liess mich sofort um eine Flasche Agoardente anbetteln. Im Dorfe war alles ziemlich still, denn wenn ein Jaga aus seiner Residenz in die Dörfer seiner Unterthanen kommt, müssen ihm dieselben — schenken, viel schenken. Rasch sperren die

Dorfbewohner ihr Vieh, die Hunde ausgenommen, ein, denn was frei umherläuft, schlachtet die Garde des Herrschers; begegnet der liebenswürdigen Truppe z. B. eine Person, die irgend etwas trägt, so wird ihr der grösste Theil der Last abgenommen, und die Unterthanen sehen deshalb dem Besuch des Regenten mehr mit Besorgniss und Schrecken als mit Liebe entgegen. Ausserdem muss Derjenige, der den Jaga gerufen hat, die ganze Reise desselben bezahlen, und oft erhält er dann obendrein nicht einmal Recht!

Ich selbst war neugierig, den Alten kennen zu lernen, und suchte ihn beim Urtheilsprechen auf. Er sass in der Hütte des M'Banza etwas erhöht in der dunkelsten Ecke, ein alter, stark gebauter, grauhaariger und graubärtiger Neger; da er schlecht oder fast gar nicht hören kann, achtete er überhaupt nicht auf die ihm gegebenen Antworten, sondern sprach ruhig weiter. Kaum erblickte er mich, so machte er mir fortwährend, obwohl er bereits die verlangte Flasche Branntwein erhalten, das Zeichen des Trinkens, ohne jedoch bei mir vorläufig auf Verständniss zu stossen; später erhielt er allerdings eine zweite Flasche. Seine Kleidung bildete ein Rock von schwarzem Calico, mit zwei breiten Goldborten besetzt; auf dem Kopf trug er eine Reisemütze, so alt und schäbig wie er selbst. Seine Garde bestand aus vierzig mit ganz guten Gewehren bewaffneten Negern, die sich im Falle der Noth bei den Unterthanen ihres Fürsten schon Respect verschaffen können.

Die Zeit verstrich im ewigen Einerlei und immer mehr wurde in mir die Sehnsucht rege, endlich aufbrechen und weitermarschiren zu können. Glücklicher Weise kamen Anfang September die nach Malange gesandten Leute zurück und brachten einige Vorräthe, wenn auch nicht so viele, wie wir haben wollten, mit. So beschlossen denn Saturnino und ich, aufzubrechen und zwar in Begleitung eines Händlers Hembe, der sich mit seinen Trägern zu uns gesellt; auf Nachricht von Joaõ warteten wir noch immer vergeblich und wussten daher nicht, wie seine Tour zu Cambollo Ca N'Gonga abgelaufen war, und ob dieser hohe Herr uns den Weitermarsch gestatten würde.

Zur Bezahlung versammelten wir am Morgen des 2. September unsere Träger; ich merkte gleich ihren Mienen und ihrem Wesen an, dass ihnen irgend etwas nicht passte, und richtig — die Kerle weigerten sich, für zwei Peças, wie wir es ausgemacht, den Weitermarsch bis zum Quango anzutreten, sie verlangten hierfür nicht weniger wie sechs Peças. — Ich drohte ihnen, dass wir morgen nach Malange zurückgehen würden, aber gab ihnen auch zugleich die Versicherung, dass ich sie für ihre Streiche alle miteinander nach S. Thomé transportiren lassen würde. Das schien etwas zu wirken, denn nach einer Stunde

erboten sie sich, für drei Peças zu marschiren — und ich, nun, ich musste zufrieden sein und zahlen.

Gegen Abend erhielten wir Nachricht von Joaõ; er hatte sich dem Cambollo Ca N'Gonga als Neffe des verstorbenen Chefe Carvalhe, der den Onkel Cambollo's zum Jaga hatte machen helfen, vorgestellt, und war ihm deshalb erlaubt worden, den Quango zu überschreiten. Uns dagegen, liess uns der Jaga sagen, würde sich das ganze Land bewaffnet entgegensetzen.

Unser Führer versprach uns nun, er wolle uns einen Weg zeigen, der weder das Bangala- noch das Hollo-Land berühren würde und drohe uns auf diesem Wege keinerlei Gefahr; ich glaubte ihm nicht recht, aber was konnte ich weiter machen? — Weigerte ich mich oder hätte ich den etwa 30 bis 35 Tagereisen weiteren Weg, der südlich durch das Songo-Land führt und den auch Pogge gegangen war, eingeschlagen, so wäre ich für feig verschrieen worden — das konnte, das durfte ich nicht, und wer bürgte mir übrigens dafür, dass auch jener Weg so ganz gefahrlos war?

Aber auch hier hatte das Schicksal seinen letzten Spruch noch nicht gethan und die Nothwendigkeit trat als gewaltige Macht an uns heran, die Nothwendigkeit, die uns zwang, nun doch noch einen anderen Weg einzuschlagen, da wir von allen Seiten hörten, dass die obige Route uns dem sicheren Verderben überliefern würde.

So beschlossen wir denn, von unserem Lager aus das Gebirge entlang bis Talla Mungongo und über Bungo an den Quango zu marschiren; gelang es mir dann, von ihm aus bis zum König Mai hinaufzukommen, so hatte ich „das Meinige gethan."

Bei den Trägern und unserer ganzen Begleitung erregte dieser Entschluss helle Freude, und willig traten sie am Morgen des 5. September den Marsch an. Wir passirten Maquita und rasteten an einem Zuflusse des M'Balle; am nächsten Tage schlugen wir unser Lager an einem Nebenflusse des Cambo auf und gelangten erst, weil uns zuweilen der Regen, der auch manchmal Morgens fiel, an einem schnelleren Vorwärtskommen hinderte, am 9ten in das Songo-Gebiet. Das Land dort ist fruchtbar und bewohnt und passirten wir wiederholt grössere Dörfer, deren Bewohner jedoch arm und liederlich scheinen; die Frauen, welche wir trafen und die fast ganz nackt gingen, waren ziemlich hübsch.

Am 11. September, nachdem wir einen Tag der Herren Träger wegen hatten rasten müssen, drangen wir auf einem längst nicht mehr betretenen Pfade in einen Urwald ein, der uns ein wenig vor den versengenden Strahlen der Sonne in Schutz nahm. Auch am folgenden Tage marschirten wir durch einzelne Waldungen, ja, mussten sogar

durch einige Sümpfe hindurch, welche die letzten Regenschauer gebildet hatten, bis wir am 13ten den Cuige überschritten und, nach einem längeren Marsch, am rechten Ufer des Cahulumbo, nahe bei dem kleinen Dorfe Seculo Quitombe Quiabanga, unser Lager bezogen. Nach kurzer Zeit stellte sich uns denn Seculo Muene Bumba oder Pande, der Soba des Dörfchens vor, gab sich als einen „grossen König" aus und stellte ganz unverschämte Forderungen, war aber zuletzt mit einer Flasche Schnaps und mit einigen Fetzen Zeug zufrieden.

Bei meiner bisherigen Wanderung durch das Songo-Land sah ich erst, wie schmutzig und wie verwahrlost die Bewohner desselben waren; die Männer sind gut gebaut, die Frauen, wie schon gesagt, recht hübsch; die letzteren tragen die Haare oben kurz, mit einem Flechtenbande rings um den Kopf, d. h. kurze herunterhängende Flechten, eine dicht neben der anderen. Die Männer tragen die Haare entweder ebenfalls in einem ordentlichen Flechtengewirr oder gleichmässig abgeschnitten. Sie bauen ziemlich viel Mandioca und haben einiges Vieh, fischen auch in den Lagunen und in dem Cuige. Ihr Charakter scheint diebisch, aber dabei feige zu sein, trotzdem fürchteten unserer Träger ihre langen Finger, wenigstens bauten sie, seitdem wir das Songo-Gebiet betreten, ihre Quilombo's geschlossen, d. h. sie errichteten die Strohhütten im Kreise und verbanden sie in den Zwischenräumen durch Büsche und Dornen, so dass Niemand unbemerkt eindringen konnte.

Der Aufbruch am 14ten musste unterbleiben, da einige der Träger erkrankt waren; zur Abwechslung erhielten wir den Besuch eines entfernter wohnenden Soba, der uns einen Ziegenbock zum Geschenk brachte, den Bock aber, da ihm unser Gegengeschenk nicht genügte, wieder mitnahm! — Ich schickte ihm aber sogleich einen Boten nach und liess ihm mittheilen, dass ich den ganzen Vorgang beobachtet hätte; der edle Fürst gab darauf seinem Ehrgefühl einen Stoss und sandte mir den Bock zurück mit der Entschuldigung, dass sich das Thier losgerissen hätte und wieder zu ihm geeilt wäre. — Diese allerliebste Naivetät!

Den nächsten Morgen brachen wir auf und mussten an diesem Tage mehrmals den Cuige überschreiten; allmälig stiegen wir auf die Höhe des Talla Mungongo-Plateaus und lagerten im alten Fundo-Platze bei Cungue. In dieser Gegend wohnen zwar noch Songo, da aber der Abhang gegen das Lui-Thal die Grenze ist, so waren uns auch wieder unsere alten Freunde, die Bangala, nahe.

Im Laufe des Nachmittags schenkte uns der Seculo Cungue, ein altes Männchen, der noch nie in seinem Leben Ingles gesehen hatte, die Ehre seines Besuches. Später gingen wir noch auf die Jagd und

191048A

erlegte ich neben einigen Vögeln eine über 4 Meter lange Riesenschlange.

Den nächsten Tag mussten wir leider ebenfalls liegen bleiben, das war ja nichts Seltenes.

Saturnino erzählte mir, dass in dieser Gegend früher verschiedene Ansiedelungen von Weissen gewesen wären, ja, dass sogar vor fünfzehn Jahren ein Militärposten hier stationirt war und dass auf einer etwas südlicher liegenden Erhöhung des Plateau's eine kleine Festung mit mehreren Kanonen errichtet gewesen wäre. Von all' dem sieht man nichts mehr, alles ist vernichtet, alles fort, und an den Stellen, wo einst das thätige Leben und Treiben der kühnen Ansiedler geherrscht, ziehen jetzt langsam und schweigend die wenigen Karawanen vorüber.

Der Fundo lag hier auf einer grossen Lichtung des ziemlich struppigen Busches, der bis zum Becken von Cassange geht und in den Thalfurchen manch' schönes Stück Holz aufzuweisen hat.

Ueber die Träger hatten wir neuen Aerger; dieselben waren bekanntlich in Cafutchi mit dem Marsch durch das Songo-Land vollständig einverstanden gewesen; jetzt erklärten sie, sie gingen von hier aus nur auf dem alten Wege nach Bungo, während wir doch bereits vom Seculo Cungue zwei Führer erbeten und bezahlt hatten, welche uns mit Umgehung des gefürchteten Soba Cassua einen stilleren, noch drei Tage durch das Songo-Land gehenden Weg führen sollten. Ausserdem hatten die Träger trotz unseres Befehlens und unseres Bittens und trotz der guten Bezahlung in allen Dörfern, die wir bisher passirt, erzählt, dass wir bereits im Norden überall versucht hätten durchzukommen, aber ohne Erfolg; die Songo hatten hiervon keine Notiz genommen, da sie die Reisenden nicht hindern, sondern nur bestehlen, wie aber sollte es bei Cassua werden, wenn wir wirklich zu ihm kämen? — Wenn er hörte, dass uns die Bangala ausgeraubt, würde er dasselbe thun, und wir konnten dann ohne Gepäck, ohne Waaren zurückgehen; das freilich war ja die alleinige Absicht der Träger, und auf diese Menschen sollte man sich verlassen können, sie sollten unser Schutz und Schirm sein?

Beim Austheilen der Ration wollten die Träger dieselbe nur unter der Garantie annehmen, dass wir in drei Tagen hier wieder an dieser Stelle auf dem Heimmarsche wären; ich lachte sie aus und sie hatten wohl ihre Forderung kaum ernstlich gestellt, denn am kommenden Morgen, dem 17ten, ging der Aufbruch ohne Zögerung vor sich und zwar marschirten wir immer südlich bis zum Dorfe Bungo Atembo, dann etwas mehr südöstlich bis zum Thale des Cabinuca, der in den Muhexi geht, welch' letzterer in den Cubango, dieser in den Luari und der in

den Lui fliesst. Wir waren also wiederum im Flussgebiet des Quango. Die Leute hier hatten noch nie einen Weissen gesehen, denn soweit man denken kann, hat noch nie ein Reisender die Strecke durchforscht; die Einwohner dort bebauen wenig Feld und leben grösstentheils von Raub — schöne Aussichten für uns.

In dem Dorfe, wo wir unser Lager aufgeschlagen, hockten natürlich sämmtliche Leute um uns herum und staunten uns an; ich imponirte ihnen durch einige gutgezielte Schüsse auf mehrere in den höchsten Zweigen der riesenhaften gradstämmigen Bäume sitzende Vögel, und schien ihnen das Treffen derselben kaum glaublich.

Während meiner Schiessübungen kamen Boten vom Seculo Bungo, der uns sagen liess, wir müssten am nächsten Tage noch liegen bleiben, damit er uns sprechen könnte; er sei ebenso gross als Cungue und müsse ebenso beachtet werden.

Jetzt fing also die alte Litanei von neuem an; ein Häuptling gönnte dem anderen den Raub nicht und wir, nun, wir wurden sicher ausgeraubt; von wem, das konnte uns ja schliesslich ziemlich gleich sein.

Gegen Abend erschienen noch zwei Bangala, die vorgaben, Boten vom Bumba zu sein, was ich ihnen aber nicht glaubte; sie führten im Lager und im Dorfe wüste Reden und stiessen Drohungen gegen uns aus, hetzten auch die Dorfleute gegen uns, indem sie ihnen vorredeten, wir wären Soldaten und wollten die Bewohner des Dorfes zu Sklaven machen!

Den nächsten Tag blieben wir liegen, brachen aber am 20sten früh ungestört auf, passirten, im Ganzen südöstlich gehend, den Muhezi und lagerten, nach sehr kurzem Marsche, in einem dem Seculo Mulondo gehörigen Dorfe am Caçuana. Der Marsch ging ungemein langsam vor sich, da die Leute in dieser Gegend sehr räuberisch sind und, wenn auch nicht ganze Karawanen, so doch einzelne Nachzügler ihrer Waaren berauben. Trotzdem dies unsere Träger wussten, waren sie nicht zu bestimmen, geschlossen zu gehen; in jedem Dorfe mussten wir also warten, bis die letzten ankamen, und wenn dies geschah, hatten sich bereits die ersten gelagert und wollten nicht wieder aufbrechen.

An dem letztgenannten Lagerplatze erzählten unsere Muyeba-Träger, dass N'Dalla Quissua an Bumba Nachricht gesandt und ihn aufgefordert hätte, uns alles abzunehmen; darauf sollte er uns zu ihm hinschicken, weil unsere Träger ihm eine Sklavin geraubt, er würde hierfür die Bestrafung selbst übernehmen. — Schöne Aussichten, aber ich schrieb diese Nachricht der Furcht unserer Leute zu; vielleicht fühlten sie sich auch schuldig.

An demselben Tage passirte mir das Unglaubliche, nämlich dass

mir Cabala gemacht wurde! Im Lager entstand plötzlich Lärm und ein Kerl vom Dorfe stürzte auf mich zu und erzählte mir erregt, dass einer unserer Reitochsen seinen Bombo-Ständer (wo die genässte Mandioca getrocknet wird) umgestossen und die Mandioca gefressen hätte. Es wäre ja klar wie das Sonnenlicht, dass wir ihn den Hungertod sterben lassen wollten. Nun war aber durch Zeugen festgestellt worden, dass der Ochse den Ständer zwar umgeworfen, das Mandioca aber nicht berührt hatte; das half jedoch alles nichts, der Kerl und sein Anhang waren nicht davon zu überzeugen und als Sühne verlangte der so schrecklich Beleidigte und dem Hungertode Preisgegebene, man staune, — einen ganzen Ochsen. Mit grösster Noth und Mühe gelang es mir, die unerhörte Forderung in zehn Peças umzuwandeln, die ich dann freilich, so leid es mir that, bezahlen musste.

Im Lager herrschte eine dumpfe Stimmung, ohne Widerrede gingen die Träger an das Aufrichten der Hütten, als ob sie wüssten, dass sie bald heimkehren könnten. Gegen Abend kamen vier Boten vom Bumba und baten um Geschenke; sie wandten sich zuerst an Saturnino, sagten ihm allerlei Schmeicheleien, dass sie ihn kennen und auch schätzen, aber fügten hinzu, dass sie gegen uns, die Ingles, Misstrauen und Feindschaft empfänden. Saturnino, statt zu sagen, jene Leute sind meine Freunde und was ihr ihnen thut, thut ihr auch mir, stimmte ihnen im Grossen und Ganzen bei. Und mit diesem Saturnino sollte ich in das Innere weiterreisen!

Die Bumba-Leute waren durch die von uns reichlich genug gegebenen Geschenke nicht befriedigt, sondern spectakelten und lärmten umher und stellten höhere Forderungen, die des lieben Friedens wegen auch bewilligt wurden.

Der Aufbruch am kommenden Morgen geschah von Seiten der Träger ebenfalls ohne das hergebrachte Schimpfen und Schelten; wir wandten uns erst über den Funzi, in den der Caçuana geht, bis an's Dorf Gola M'Bolle, verliessen dann den Weg, kehrten quasi um und nahmen südwestliche Richtung, passirten den Funzi wieder, die grosse wirklich reiche Sanzala des N'Guengo und blieben am Muhezi, einem 7—8 Meter breiten, wasserreichen Bache, liegen; der ganze Tagesmarsch war nicht unangenehm gewesen, da er stets durch den Busch geführt hatte.

Selbstverständlich wurden wir sogleich von einer Schaar Songo's umlagert, die uns neugierig anstierten und denen unsere Träger unaufgefordert unsere Schicksale und Leiden mittheilten. Zugleich erfuhr ich, dass in der vergangenen Nacht unsere Träger die im Dorfe versteckt gewesenen Bangala aufgefordert hätten, von uns Packete und Waaren

zu fordern, wir hätten sie bisher überall herausgegeben und würden sie auch ihnen nicht verweigern können.

Wer hätte geglaubt, dass all' die beschriebenen Leiden der Afrikareisenden so wahr sind.

Der Soba Riama, der uns seinen Besuch abstattete, war natürlich wieder nach seiner Aussage der mächtigste der ganzen Umgegend und musste deshalb auch zahlreiche Geschenke haben; er bat uns, noch den nächsten Tag liegen zu bleiben, da sein Sohn gestorben wäre. Wir sahen diesen Grund nicht ein, trotzdem konnten wir am 21ten nicht fort, da sich einige der Träger krank gemeldet hatten. Ausser der Sorge, die mir das fortwährende Desertiren der Leute machte, hatte ich auch noch genug Aergerniss mit Saturnino, der nie wusste, was er wollte, stets kritisirte und schalt und mir, wenn ich seinen Plänen und Rathschlüssen nachgab, alle etwaigen Folgen in die Schuhe schob.

Obwohl die Träger grosse Lust zeigten, auch noch den nächsten Tag liegen zu bleiben, wurde doch aufgebrochen; wir wollten an diesem Tage noch zu der früheren grossen Strasse, Pogge's Weg zu Seculo Candumbo, kommen, aber wir mussten nahe davor etwa auf dem zehnten Breitengrade dicht am Bache Catunda rasten. Auf dem Marsche passirten wir zwei grosse Sanzala's, die des Riama und die des Calunga, sowie eine kleinere, die seitwärts blieb. Die Landschaft machte einen ganz ungewohnten Eindruck; der Blick fiel in die fruchtbaren Thäler des Muhezi und Cubango, die ziemlich bebaut und stark bevölkert sind. Die Frauen sind recht hübsch und verschmähen selbst die primitivsten Kleidungsstücke als etwas Unnützes, die Männer stehlen sehr listig und sind deshalb weit und breit gefürchtet. Von der Viehzucht war nur sehr wenig zu bemerken, dagegen treiben sie ziemlich fleissig die Fischerei und vernachlässigen auch nicht die Jagd. Trotz ihres Schutzes und trotz ihrer mehr wie geringen Kleidung stehen die Songo doch noch weit höher wie die Bondo-Neger, da letztere stets hungrig und trotzdem zu faul sind, irgend etwas zu pflanzen und zu bearbeiten. Aus diesem Grunde sind selbsverständlich auch die Preise für Lebensmittel etc. bei den Songo bei weitem geringer als bei den Bondo.

In unserem Lager entfaltete sich bald ein bewegtes Leben. Aus den umliegenden Dörfern kam eine grosse Anzahl von Männern und Frauen herbei; von den letzteren trug jede auf dem Kopfe eine quinta, einen Korb von der Grösse eines Waschbeckens, der mit Fuba gefüllt war; auch der Soba, ein Sohn Candumbo's, des ungefähr vor 10 Jahren gestorbenen alten und sehr guten Seculo, beglückte uns mit seiner Anwesenheit und war natürlich mit seinen Geschenken — einer

Flasche Branntwein und vier Yards — unzufrieden, wozu er umsoweniger Grund hatte, da er ja als der Sohn des ehemaligen Soba gar nicht das Recht zum Häuptling besass. Der eigentliche richtige Soba, der Neffe Candumbo's, ein komisch aufgeputztes possirliches Kerlchen, erschien ebenfalls und schenkte uns eine Ziege; wie ich hörte, wohnt er am grossen Wege, der in Cayongo von der „Regierungs-Strasse" abzweigt.

Am 24. September, nachdem wir den vergangenen Tag noch gerastet, brachen wir auf und marschirten, grösstentheils durch Busch, nach einem Waldlager im Districte Camutondo. Obwohl wir auf dem ganzen Wege kein grösseres Dorf berührt hatten, umlagerten uns trotzdem gegen Abend an achtzig junge Kerle, alle fast nackt, aber alle bewaffnet; sie brüllten, schrieen und drohten — die richtigen Strassenräuber. Kein Tag ohne Soba — und so erschien denn auch diese tägliche Plage wiederum in Gestalt eines würdigen Häuptlings, dessen hauptsächliche Kleidung — in einem gescheckten Sonnenschirm bestand. Da wir nur noch sehr wenig Branntwein besassen und diesen kleinen Vorrath für den grossen Pati, zwei Fundo's von hier, aufheben mussten, konnte unser edler Freund nichts davon erhalten. Er lamenirte deshalb zwar ganz entsetzlich, rief wiederholt, er könne ohne Schnaps nicht leben und entbehre statt seiner viel lieber die Mandioca — es half alles nichts, wir gaben ihm nichts und er ist hoffentlich am Leben geblieben.

Die Nacht verging ruhiger wie wir gedacht hatten, und der nächste Morgen sah uns schon wieder früh auf den Beinen. Der Weg ging durch einen anmuthigen grünen Busch, was natürlich auch den Trägern nicht unangenehm war; einen Aufenthalt erlitten wir bei dem Soba Mutua N'Guengo, der Geschenke haben wollte, sie aber nicht erhielt. In der Nähe seines Dorfes warfen unsere Leute ihre Lasten fort und wollten rasten; davon konnte noch keine Rede sein und ohne Zögern ritt ich allein weiter; bald folgten sie mir, brachten mir aber die Nachricht, dass drei Nachzügler ihrer Waaren beraubt worden wären. Ich liess mir die drei kommen und befahl ihnen in scharfen Worten, da ich den Sachverhalt durchspähte, sofort die ihnen genommenen Sachen wiederzubringen, und richtig, sie schleppten sie nach kurzer Frist wieder herbei, hatten sie also jedenfalls selbst fortgegeben oder ausgetauscht.

Der Weg, den wir gingen, war ein von der Natur vorgezeichneter; er geht über die Wasserscheide des Plateau's und erspart manche Unbequemlichkeiten beim Marsche.

Die Masongo, in deren Gebiet wir uns befanden, sind wild und nicht ohne Muth; die Frauen haben einen zutraulichen Ausdruck im

Gesicht und einige grüssten mich auch beim Vorbeireiten durch Winken und ferner, indem sie mit der Hand an die linke Schulter schlugen. Es war dies das erste Mal, dass ich von den Eingeborenen so freundlich gegrüsst wurde, sonst kannte ich nur einen scheuen sklavischen Gruss von den „civilisirten“ und ein rohes Anstieren, Schreien, Lachen und bei einer beliebigen plötzlichen Bewegung feiges Weglaufen von den „wilden“ Negern.

Ueber das seit Cungue durchreiste Terrain lässt sich geologisch nur wenig sagen, da die Construction des ganzen Plateau's eine ziemlich gleiche ist. Wiederholt trifft man die glasige Eisenschlacke, während ich an den schroffen Abhängen (Cafutchi, Cahange, Talla Mungongo etc.) sowie im Quango-Becken und am Quanza beim Cambambe den rothen eisenhaltigen Thonschiefer und den Thoneisenstein bemerkte.

Unser Lager hatten wir etwas südlich von dem in den Loando fliessenden Logi aufgeschlagen und zwar unter einer Gruppe von Gummibäumen. Dieselben sind nicht gross, noch weniger hoch oder dicht und lehnen sich schmarotzerhaft an andere Bäume an. Die Rinde ist grau-weiss, auch am unteren Stamme, und unter dieser sehr fest sitzenden Rinde befindet sich eine dünne braune; ritzt man in den Baum, so quillt ein der Schierlingsmilch ähnlicher Saft heraus, der erkaltet grauer Gummi elasticum wird. Dieser Saft entströmt selbst der feinsten Ritze eines Blattes; das letztere ähnelt an Form und Glanz dem des Orangebaumes.

In den letzten Tagen hatten wir auch viel unter Platzregen und Gewittern zu leiden, die uns verschiedene Male ganz plötzlich überraschten und bis auf die Haut durchnässten. Solchen Durchweichungen hatte ich dann regelmässig einen Fieberanfall oder einen ebenso unangenehmen Rheumatismus zu verdanken, der mich während halber oder auch ganzer Tage auf das Schmerzenslager warf, so u. a. am 26sten. Am Tage darauf befand ich mich etwas wohler und brachen wir deshalb, und zwar in südöstlicher Richtung, auf, gelangten aber, indem wir das Dorf Muhongo bei Seite liessen, bis zum Soba Cambunge, dessen Macht nicht unbedeutend ist; links von uns lagen auf diesem Marsche die Quellen des Lusundo, Camçagele, Quinaô und rechts des Catombe mit kleinen Nebenflüssen.

Saturnino hatte eigentlich wenig Veranlassung, die Gegend zu lieben, denn der ehemalige Soba hier hatte ihm einst eine ganze Karawanenlast abgenommen und zwar mit dem „Recht“, weil Saturnino vierzehn Tage vor dem Tode des vorhergegangenen Soba hier vorbeigekommen war, dem Häuptling, wie natürlich, Agoardente gegeben hatte und, wie man darauf sagte, den Soba durch den Branntwein vergiftet hätte!

In dieser Sanzala gab es auch diverse Leute die von früher dorthin gegangenen Lunda abstammten, die ich aber, obwohl ich nur sehr wenig Lunda gesehen, doch sofort von den Uebrigen herauskannte.

Der Soba selbst sass natürlich einige Zeit in unserer Hütte, auch sein Bruder, ein abstossender hundertjähriger Greis, kam nicht angegangen, sondern auf allen Vieren angekrochen, und selten habe ich etwas Widerwärtigeres als diesen verwachsenen, zerlumpten und vollständig zusammengesunkenen Menschen gesehen. Einen anderen Besuch erhielten wir gegen Abend in einem M'Quichi, der mit einem Tricot, bemalt mit braunen und gelben Linien, bekleidet war und vor dem Gesicht eine aus Binda geschnitzte, roth und braun angestrichene Larve trug; sein Kopfputz bestand aus vielen hohen, geradeauf stehenden Federn und einem Gestell von Aesten, reifartig getragen; um den Leib trug er einen Bast, von dem die einzelnen Strähnen herabhingen und so einen Schurz bildeten. Es war ein Hanswurst, der auf Geschenke speculirte, und die Leute lachten über ihn. Saturnino sagte mir, es wäre ein Divindada, der bei der Aundanda, der Beschneidung präsidire, nach welcher die etwa zehnjährigen Knaben drei Monate, die Cacibo-Dauer, in dem Walde, wo die Beschneidung stattgefunden, ohne einen ihrer Verwandten zu sehen verweilen müssten. Nach dieser Frist wird wiederum ein grosses Fest veranstaltet und wirkt an diesem der lächerlich aufgeputzte Divindada ebenfalls mit, indem er solo tanzt. Die Jungen werden bei diesem Fest mit neuen Fellen, die sie vom Leib vorn und hinten herunterhängend tragen, bekleidet und gehen dann voll Stolz und Selbstbewusstsein in die Dörfer ihrer Eltern zurück, da sie ja von jetzt an courfähig sind.

In der Nacht packte mich wiederum das Fieber, aber es half nichts, am Morgen wurde aufgebrochen und marschirten wir unbehelligt durch das Dorf Pati's, welches auf dem beginnenden Hange zum weiten, breiten und tiefen Logi-Becken liegt. Unser Weg war ziemlich steil, links zur Seite lagen zwei sanftere Quellthäler des Luari, von denen sich das eine durch seinen prachtvollen Urwald auszeichnete. Wir hatten unterdessen das Gebiet Cambunge's, welches Mitanga genannt wird, betreten; Cambunge ist sehr angesehen und beherrscht das Land bis zum Lui. Einen Vetter von ihm, also seinen dereinstigen Erben, lernten wir am 29sten in dem Soba Miongo kennen, der ebenfalls schon ein altes, zusammengeschrumpftes Männchen von neunzig Jahren war. Weit und breit kennt man ihn als abgefeimten Dieb und Betrüger. Dass er nicht unbescheiden war, sollten wir bald selbst kennen lernen, denn als ihn Germano begrüsste und sagte, dass wir nur noch sehr wenig Waaren

hätten, erwiderte er: das könne wohl nicht wahr sein, er hätte das Gegentheil davon gehört und dass wir ferner überall mit offenen Händen gegeben hätten; er verlange für sich nur ein Garofaõ Branntwein, zwei Gewehre, feines Zeug, einen Santo (ein Kreuz, der höchste Schmuck der Soba's im Innern) und dann als Zugabe die Fazenda.

Wünschen und Erhalten ist aber zweierlei, und so bekam auch unser Soba nur zwei Peças Zeug und zwei Chicra's (Tassen) voll Pulver, womit er sich beschied und uns am 30. September ruhig aufbrechen liess. Das „ruhig" konnten wir freilich auf den Aufbruch unserer Träger nicht anwenden, sie schrieen, zeterten und geberdeten sich wie Unsinnige, da sie gerne noch einen Tag Rast machen wollten. Ich bekümmerte mich um ihren Lärm gar nicht, bestieg meinen Reitstier, ritt voraus und sie — sie folgten, folgten sogar bis Capembe, das ziemlich weit von dem letzten Lagerplatze lag. Der Weg ging vollkommen auf der Wasserscheide des Luari und Logi hin, führte uns auch grösstentheils durch einen nicht allzudichten Busch. Capembe liegt recht romantisch, nicht weit davon fliessen die beiden ebengenannten Flüsse, von denen der eine zum Congo-Livingstone fliesst, der andere zum Systeme des Quanza gehört.

Die Leute hier gingen fast nackt und schienen sehr verarmt zu sein; sie hockten in einiger Entfernung um uns herum und wir bekümmerten uns durchaus nicht um sie, trotzdem rief uns einer von ihnen zu: weshalb wir sie so anstaunten, wir hielten sie wohl für Affen? — Ueber diesen „Witz" erscholl ein langes wahnsinniges Lachen oder vielmehr schon Brüllen.

Den Soba bedachten wir nur mit sehr geringen Geschenken, er ging zwar tief beleidigt fort, liess uns aber an diesem, wie am folgenden Tage, wo wir noch liegen blieben und an die Träger Ration vertheilten, in Frieden.

Achtes Kapitel.

Passage des Lui. Unsere Führer. Die Songo-Sprache. Germano's Milonga. Im Minungo-Land. Die Fetische. Begräbniss-Gebräuche. Die Jaga-Wahl. Neue Besuche. Die Thronfolge der Bangala. Am Quango. Nachträge zum Bangalakriege. Verschiedene Trachten und Sitten. Ankunft Saturnino's aus der Feira. Die portugiesischen Reisenden Brito Capello, Jvens und Joã Norte. Drohungen der Träger. Ueberbrückung des Cacumbi. Im Quioco-Gebiet. Die Eisen-Industrie der Quioco. Ein Besuch der Schmelzöfen. Ankunft in Quimbundo.

Der 2. October sah uns am Ufer des Lui, der hier ungefähr 20 Meter breit ist und rauschend in Cascaden über die Felsen springt. Unser Führer hatte den Weg verloren, viel Zeit zum Suchen war uns nicht mehr übrig und so überschritten wir denn tollkühn den Strom, indem wir von einem Felsstück zum andern sprangen und da, wo die Entfernung zu gross war, die Verbindung durch einige Baumstämme herstellten. In der Nähe eines sehr kleinen Dorfes lagerten wir in einem anmuthigen Wäldchen.

Der Charakter der Landschaft wechselt mit Capembe vollkommen; die Quelle des Lui liegt ungefähr 38 Kilometer weiter südlich im Lande des Cabita Catembo, folglich muss man sein Flussgebiet überschreiten und das beginnt just bei Capembe. Die Landschaft ist im Ganzen schön und romantisch und übt auf den Reisenden einen erfrischenden Eindruck aus. Auch die Hitze (das Thermometer differirte zwischen 18 und 30 Grad) war in den letzten Tagen nicht mehr so sehr drückend gewesen, dafür hatten wir aber öfter unter heftigen Gewittern und Regengüssen zu leiden gehabt.

Der Pogge-Lux'sche Weg ging von Capembe aus südlicher und führte nur noch zwei Tagereisen durch Songo-Gebiet; unser Weg war entschieden schwieriger als jener und wird deshalb auch nur sehr wenig betreten.

Der Abend brachte uns ein tüchtiges Donnerwetter, endlich trat Ruhe ein und auch ich legte mich nieder, aber grade als ich die Augen schliessen wollte, erhob sich dicht in der Nähe meines Zeltes ein orator nocturno, ein nächtlicher Redner, der durch laute Reden seinem bedrängten Herzen Luft machte. Es ist dies eine abscheuliche Mode der Neger, Abends, wenn alles schläft oder schweigt, ihre Speeches zu halten, leider nur im Bösen, denn in den Reden wird meistentheils offene Aufwiegelung oder schleunige Flucht gepredigt, zuweilen betreffen sie auch die persönlichen Angelegenheiten der Neger. Diesmal war der nächtliche Redner Cha Muhanda, ein neu engagirter Führer, der sich beklagte, dass die Träger ihm Fetisch angethan hätten, denn er fühle seit einiger Zeit Schmerzen in einer Zehe; sie hätten ihn deshalb verhext, weil er sie zu so grossen Märschen geführt, er wäre aber nicht Schuld daran, denn wir zwängen ihn u. s. w.

Dass er so klagte, konnte man ihm eigentlich in Anbetracht seines Aberglaubens nicht verargen, denn jeden neuen Träger, den wir nahmen, verschüchterten die Träger mit Androhung von Fetisch und wünschten ihm somit Krankheit und Tod, denn kein Neger stirbt, wie schon einmal gesagt, eines natürlichen Todes, selbst nicht aus Altersschwäche; er ist stets irgendwie und von irgendwem verhext worden.

Da die Führer selbstverständlich fest an die Fetisch-Macht der Träger glauben und sie nicht gerne krank werden oder sterben wollen, so bleibt keiner länger als einige Tage und wir, nun wir mussten am meisten darunter leiden.

Am frühen Morgen des 3. October wurden unsere Hütten abgebrochen und der Marsch angetreten, der diesmal ziemlich weit war und uns über mehrere Flüsse, z. B. über den Capemba, einen munter rauschenden Zufluss des Lui, führte; natürlich raisonnirten die Träger wieder entsetzlich über den langen beschwerlichen Marsch. Es half ihnen wenig und erst bei dem Dorfe des Cangonze wurde Halt gemacht.

Ueber die Sprache der Songo habe ich bisher wenig gesagt, es möge daher hier eingeschalten werden, dass sie der ursprünglichen Ginga-Sprache fast ganz gleich ist, also dem M'Bundu-Dialect angehört. Die Songo haben in ihrer Redeweise einen singenden, eigenthümlichen Ausdruck, nicht etwa wie die Sachsen das Deutsch, auch nicht wie die Schweden, sondern vielleicht wie die Chioten und Andrioten ihr Griechisch sprechen, immer wie mit einem verwunderten Ausdruck am Ende einer Satzabtheilung; dennoch klingt's zwar grob, aber nicht übel.

Der nächste Abend sah uns nicht weit von unserem alten Lagerplatze beim Soba Quimbungo, der sich speciell durch seine hübsche

junge Tochter auszeichnete. Das war aber auch das einzige Sehenswerthe im Dorfe, denn die Männer waren faul und schmutzig und die Frauen schmutzig und faul; erwähnen will ich noch, dass die letzteren vollständig im adamitischen Costüm gingen.

Hier erfuhr ich auch, dass es von Cangonze aus einen ganz graden Weg giebt; unser Führer hatte uns aber in der Runde herumgeführt, wahrscheinlich aus Furcht vor den Trägern und um uns mürbe und müde zu machen. Er wurde deshalb sofort seines Ehrenpostens enthoben und ein anderer an seine Stelle gesetzt, der uns am 5ten bis nach Cha-Murimba brachte. Kurz vor der Ankunft, wir hatten grade einen Bach überschritten, stürzten mir, der ich voranritt, fünf bewaffnete Kerle so plötzlich aus dem Busch entgegen, dass ich meinen Reitstier parirte und zu den Waffen griff. Das war aber unnöthig, denn als die Burschen sahen, dass es ein Weisser war, stutzten sie und machten dann den Zambi- (Gott-) Gruss, indem sie mit der Hand auf die Schulter schlugen; sie hatten das Schreien der Träger gehört und geglaubt, es wären Bangala.

Abends erschienen in unserem Lager mehrere Strolche, um Germano Milonga zu machen; Germano war vor einer Reihe von Jahren in der Nähe einen Weg gegangen und war ihm dabei ein Zelt abgebrannt; er hatte den Schaden ersetzt bekommen und dachte wohl gar nicht mehr an den kleinen Vorfall. Jetzt kam nun ein frecher Bursche in Begleitung mehrerer Gesinnungsgenossen an, sagte, in jenem Zelt wären auch Sachen von ihm gewesen, die er noch nicht bezahlt bekommen hätte, Germano müsse sie ihm noch nachträglich bezahlen. Das Beste dabei war, dass unsere Träger die Sache ganz ernsthaft behandeln wollten, ich aber machte kurzen Prozess und warf die Unverschämten zum Lager hinaus; später kamen sie noch einmal wieder, um Pulver zu kaufen, sie wurden jedoch nochmals exmittirt.

Am Sonntag, 5. October, kamen wir in das Minungo-Land; ich wusste nicht, dass wir die Grenze überschritten hatten, aber sogleich fiel mir die eigenthümliche Frische des Landes im Gegensatze zu dem struppigen schmutzigen Busche des Songo-Landes, das ich bisher durchreist, auf. Der Boden ist fast Wiese, reichlich mit Bäumen bestanden, die zahlreichen Bäche rieseln lustig über den rothen Felsen und kein Gestrüpp umzäunt sie. Die Thäler und Schluchten sind flacher und ebenfalls bewaldet, aber doch nicht so gestrüppig wie bisher.

Im Walde passirten wir noch den Luzanguila und Canzole, welche vereint in den Luale gehen, im freien Lande trafen wir dagegen auf mehrere Bäche, deren grösster der Uege war. Bei einem kleinen sehr

schwach bewohnten Dorfe machten wir Halt, und liessen die Hütten aufschlagen. Gewundert hatte ich mich, dass in den letzten Tagen kein Regen oder doch nur sehr wenig gefallen war, aber hier erfuhr ich, dass dies das Natürlichste von der Welt wäre, da wir ja so glücklich waren, einen Träger unter unseren Leuten zu haben, der einen Fetisch gegen den Regen besass! Solche Dinger fabriciren diverse Hexenmeister, unter denen der angesehenste der grosse Bangala-Soba Canga Michinda, der Beherrscher des Sâha-Districts, an dem wir noch vorbeikommen sollten, ist.

Der Besitzer des Regen-Fetisch kam selbstverständlich nun alle Tage zu mir und bot mir an, er wolle es bis Quimbundo nicht regnen lassen, wenn ich ihm so und soviel zahlen würde. Wenn er seinen Dibulo, seinen Fetisch, in Palmöl tränke, bewirke er sofortigen Regen, fügte er trotzig hinzu. Ich setzte aber in die Wirksamkeit seines Zaubers nur wenig Glauben und wies ihn stets mit seinen Betteleien ab.

Wie ich hörte, giebt es auch Kugel-Fetische (Chilo), welche wieder von aparten Meistern gemacht werden und die Glück beim Schiessen bringen sollen; der Käufer kann denn auch die Wirksamkeit dieser Fetische gleich auf dem Hofe des Verkäufers probiren. Der letztere befestigt einen Hahn so geschickt zwischen den Aesten eines Baumes, dass der Schütze, der den Hahn tödten will, diesem durch die Flügel schiesst. Nun ist er natürlich von dem grossen Erfolge des Fetisches, der sogar Thiere vor Verwundungen beschützt, überzeugt. Fetische, die das Jagdglück zur Folge haben, giebt es und bestehen diese sowohl wie die obigen aus den kleinen Soco-Hörnern, die mit irgend einer beliebigen Schmiererei gefüllt sind.

Ein Diebs-Fetisch und der feste Glaube an seine Wirkung machte bis vor kurzer Zeit einen nahe wohnenden Soba-Sohn zum fürchterlichsten Räuber und Tyrannen des ganzen Minungo- und Candembe-Distrikts. Seine Raubsucht nahm endlich so überhand, dass der Soba M'Balla ihn überfiel und ihm einen Theil der geraubten Güter abnahm. Bei der Verfolgung durch den Räuber wurde er von einem Knaben, der für einen Anderen das Gewehr trug, tödtlich verwundet und starb bald darauf. Diese Mordthat geschah vor zwei Jahren nahe dem M'Banza des M'Balla, der ebenfalls in der Rangstufe der Diebe mit obenan steht.

Die am vergangenen Tage berührte Sanzala, Cha-Murimba, gehört sonderbarer Weise zu Songo-Grande, d. h. dem eigentlichen reinen Songo, und zwar zum Musumbo Cafuxi-District, einem ausgestorbenen mächtigen Geschlecht, dessen Ahn als Musumbo (Redner) mit Bangala Quinguri von Lunda gekommen war. Songo, Minungo und Quioco

wanderten damals sämmtlich von Lunda ein, die früheren Bewohner wurden von dort über den Quanza gedrängt, wo sich ihnen Niemand widersetzte und zwar wegen der wasserlosen Wüste; im Norden wurden sie bekanntlich den Cachilanga's in die Hände getrieben.

Bald nach unserem Aufbruch am 7. October überschritten wir den Luale, ein reissendes, circa 25 Meter breites Gebirgswasser, und campirten sodann bei einem kleinen Dorfe des Canguya oder Cha-Cahocco, woselbst wir auch wegen der Herren Träger den nächsten Tag liegen bleiben mussten. Komisch war es, dass der im Besitze eines Regen-Fetisches befindliche Neger hier wieder zu mir kam und mir androhte, er würde es, wenn wir ihm nichts schenkten, sofort regnen lassen. Ich lachte ihn aus und wüthend lief der Kerl in seine Hütte, steckte den Dibulo in Palmöl — und binnen einer Stunde hatten wir den schönsten Regen. Natürlich glaubte ich nun steif und fest an die Wirksamkeit eines Fetisch!

Am Morgen dieses Tages ersch en in unserem Lager ein Mann von Quioco, der 4 Meter lange Zöpfe v on eigenem (angewachsenem) Haar am Kopfe und einen fusslangen am Kinn hatte. Ich hätte dies bei Negerwolle nicht für möglich gehalten. Auch der Nachmittag sollte nicht ohne Besuch verstreichen, denn der „grosse" Bangala-Fürst Cunga Michinda, Herr der Sâha, sandte einige Boten, die von mir Tribut fordern sollten; ich erwiderte ihnen, dass ich durchaus keinen Grund hätte, die Bangala zu lieben, sollte ich noch einmal durch ihr Gebiet kommen, würde ich ihnen auch Geschenke geben. Schimpfend und scheltend zogen die Burschen ab, mir mit der Rache ihres Herrn drohend.

Am frühen Morgen des 9. October brachen wir auf und Saturnino nahm Abschied von uns; mit sechs ziemlich zuverlässigen Trägern, die wir durch Leute aus dem Dorfe ersetzten, marschirte er endlich nach der Feira. Wir passirten zuerst einen Zufluss des Luale, der sich oberhalb des letztgenannten Dorfes ergiesst; das Thal des Flusses zeigte wiederum den öden, tristen Busch; dann gelangten wir jedoch, südwärts dem Luale-Lauf von ferne folgend, in ein offenes Plateau, dessen Boden junges grünes Gras deckte, ohne dass ihm jedoch die Bäume gänzlich fehlten. Ein solches Land kann man sich schon eher gefallen lassen; das hübsche Roth des bekannten Gesteins bricht stellenweise, an Rissen und Hängen, manchmal auch auf ebenem Boden, durch und giebt der Gegend einen Charakter, auf dem das durch die Steppen des Songo-Gebietes ermüdete Auge gern einen Augenblick verweilt. Wir setzten über den Moma und einen zweiten kleinen Felsbach, die vereint erst nach langem Lauf nach O. sich mit dem Luale

vereinen, und erklommen dann den ziemlich hohen Sattel des Berges Temba, hinter welchem unser nächstes Ziel, Mona Mussongo, lag. Auf unserem Wege, der ziemlich wild und verworren war, trafen wir kein Dorf an. So reich bevölkert das Songo-Land ist, so arm ist Minungo und seine Bewohner. Von den Negern, die uns heute begegneten, war nicht ein einziger mit Zeug bekleidet — zwei Fellchen, etwas Glasperlen und ein kleines Rohr durch die Nasenwand, dies war ihre ganze Bekleidung. Ihre Haartracht bestand aus stärkeren und feineren Flechtchen, je nach dem Fleiss und der Dosis Liebe, welche die Amiga für ihren theueren Erwählten gehabt hatte; diese Flechten hingen nach egyptischer Tracht um den ganzen Hinterkopf und waren oben und unten, jede einzeln, mit rothem Thon- und Oelbrei beschmiert, während unten noch ausserdem ein verhärteter Tropfen hing; über der Stirn befand sich ebenfalls noch eine dichte Reihe derselben Zöpfchen mit rothen Tropfen verziert. Gestalt und Physiognomie der Minungo-Neger sind gewöhnlich und charakterlos, die Nasen meist ein wenig jüdisch gebogen, die Flügel der Nase, wahrscheinlich durch das Tragen der Holzstäbchen, breit und aufgeklappt.

Man musste in dieser Gegend lange keine Fremden gesehen haben, denn man staunte uns unaufhörlich an, und alles, was wir hatten und was wir trugen, war ihnen unbekannt.

Wie ich hier gleich nachtragen will, essen die Bangala mit Vorliebe Hunde in gebratenem, respective geschwältem Zustande; auch Bihe thun dies; Songo und Minungo aber nicht. Dagegen begraben die Bangala und Songo ihre Fürsten civilisirter, wie die Minungo, Chinge und Quioco, welche die Leichen verfaulen lassen und dann fortwerfen.

In Cassange sah ich mehrere Quibinda's oder Begräbnissplätze, die um das Grab, das gewölbt von Lehm gebaut war, Buschwerk mit ordentlich angelegten Wegen hatten; um die Anpflanzung herum zog sich eine wohl 20 Meter breite Strasse, welche dazu angelegt war, die vielfachen Prairiebrände abzuhalten. In diesem Grabe wird der ganze Leichnam untergebracht, und nicht nur die Nägel etc., wie bei den Lunda, die sodann den Körper in den Fluss warfen, dem ja auch die Leichen der vom Matiamvo Gemordeten überliefert werden.

Ein solches Grab ist dann sehr luxuriös mit Fazenda ausgestattet; leider werden bei den Grossen in Lunda zwei Sklaven, ein männlicher und ein weiblicher, mit gebrochenen Beinen und oft auch gebrochenen Armen lebend hineingesetzt und mit eingemauert; auf dem Grabe selbst aber werden dann vierzig bis fünfzig Sklaven geschlachtet. Dies thun die Bangala aber schon seit langer Zeit nicht mehr. Als

Wächter des Grabes wird ein dem Verstorbenen verwandter Soba hingesetzt und gilt dies als eine so grosse Ehre, dass es einem kleineren Soba Maquita-Rang giebt. Maquita's heissen die grösseren, mächtigeren Soba's, die im Range gleich nach dem Oberhaupte kommen; dies sind z. B. Cassange Ca N'Ginge, ferner Cassua Ca M'Bumba, mit einem Wort solche, die Fürsten werden können. Bei den Bondo führen sie denselben Namen, bei den Lunda heissen sie Mona Uta.

In Cassange giebt es noch ausserdem vier grosse M'Banza's, die keiner der drei Familien angehören, aus denen die Jaga's (Cassange's) gewählt werden können, die aber dennoch fast ebenso mächtig sind wie der Jaga selbst; es sind dies Calandula, ferner Quilamba-quia-Moando Anzanguele, der grosse Muen' Nech in Yongo und Cunga Michinda, Herr des Sâha. Ohne diese vier gilt keine Jagawahl und von ihnen bekommt der gewählte Cassange die Weihe, die sehr mysteriös ist und bei der er höchstwahrscheinlich ein schleichendes Gift erhält, da die drei Jaga-Familien zahlreich sind und möglichst viele Mitglieder den Estado bekommen sollen. Aus diesem Grunde ist es erwünscht, dass die Jaga nicht länger wie drei Jahre regieren; bei der Zählebigkeit der Neger nimmt man deshalb das obige Mittel der Vergiftung zu Hilfe. Seit Menschengedenken hat ausser dem grossen Bumba kein Jaga länger wie drei Jahre regiert; Bumba bekleidete diese Würde schon seit 20 Jahren und hat man ihn in dieser langen Frist nicht bewegen können, die Weihen zu empfangen; er verschob dieselben von Jahr zu Jahr und begnügte sich mit der effectiven Gewalt eines Jaga, während er die Glorie desselben gern vermisste. Zuerst hatte man ihm nämlich den Estado — die Kroninsignien —, denen jeder Neger anhängt, gegeben, und hierdurch hatte er die Macht erhalten und keiner konnte ihn zwingen, die übrigen Weihen anzunehmen. So hat jetzt sein Neffe, Bumba Ca N'Ginga, die Insignien und doch waren seit dem Tode des Alten mehrere Jaga's ohne Estado; dieser Bumba kann bei wahrscheinlicher Lebensdauer nie an die Reihe kommen, aber er ist im Besitze des Estado der mächtigste, d. h. grösste Dieb. Als der alte Bumba vor den Portugiesen geflohen war, ernannten diese Calunga Ca Quissange; dieser wurde jedoch bald durch Bumba's Anhänger ermordet. Darauf kam Cambollo Ca N'Gonga, der ältere Bruder des jetzigen Maquita, zur Herrschaft; er starb nach einem Jahre und ihm folgte Camoëge, der Neffe des Ersteren, des Calunga. Dieser wurde ebenfalls noch von den Portugiesen gewählt, also mit Beachtung seines Erbrechtes, aber auch er starb bereits nach 1½ Jahren. Jetzt kam Bumba an die Reihe und wurde auch von den Portugiesen bestätigt. Nach seinem Tode kämpften Malengue und Muhungo um den

Thron, beide beherrschten das Land und bestahlen es; in dieser Zeit war nichts sicher und seitdem haben sich die Bangala das Berauben der Reisenden angewöhnt und die Wege durch ihr Land sind nur mit Gefahr zu passiren.

Zur Thronfolge in der Herrschaft der Bangala will ich hier noch bemerken: „Cassange" tal fulan ist stets der Erbe eines Cassange oder Jaga, ein Quitungoa; wenn nämlich ein Jaga stirbt, so erhält sein Erbe, sein ältester Neffe von Schwesterseite, seinen ganzen Namen mit seinem Gut, aber nicht die Regierung; er selbst kann niemals Jaga werden, sondern vererbt nur den Namen weiter.

Muhungo, der am Einfluss des Calombe in den Caçanza wohnte, starb an den Pocken und Malengue gleich darauf an einer anderen Krankheit. Zur Zeit meiner Anwesenheit war im Lande jeder Maquita Cassange und raubte auf eigene Faust. Sie sagten stets, dass sie den Jaga wählen wollten, aber gewiss gefiel es ihnen so viel besser, denn sie schoben die Wahlzeit von einem Termin zum anderen auf.

Bei den Lunda besteigt sofort nach dem Tode des alten Matiamvo der neue den Thron.

Die Tributäre Matiamvo's, wie Mai, Mona Quimbundo etc., also die grossen Fürsten anderer Länder, die zu Lunda gehören, werden auch mit Begleitung begraben. Der Letztgenannte war kürzlich gestorben und erzählte uns ein Neger, Namens Lenda, ganz ernst, dass die zugleich mit dem Todten mit gebrochenen Beinen und Armen begrabenen Männer und Frauen durch einen Zauber aus dem Grabe ganz heil fortgekommen wären und sich jetzt im Besitze des Bruders des Fürsten befänden!

Bei den Chinge, Quioco und Minungo legt man die Fürstenleichen offen in ein Haus, sämmtliche Einwohner verlassen dann das Dorf und gehen zu oder mit dem Nachfolger. Nur drei Sklaven bleiben bei dem Todten, wohnen mit ihm in demselben Hause und sammeln sorgfältig Tag für Tag die vom Fleische fallenden Würmer. Diese anmuthige Beschäftigung üben sie wohl drei Jahre hindurch aus, bis nur noch das Skelett vorhanden ist. Dann werden die in einem Gefäss aufbewahrten Würmer, die das Fleisch des Gestorbenen repräsentiren, sammt den Knochen in irgend einen dichten Busch geworfen!

In allen Theilen Westafrikas aber wird beim Absterben eines Soba die Zeit, bis er begraben und ersetzt ist, benutzt, um die Vorbeireisenden vollständig auszuplündern.

Was den Matiamvo anbetrifft, so soll er schön und ohne Gebrechen sein, er ist ja ein Gott. Getödtet kann der Matiamvo nicht werden, das ist nach der Meinung der Neger unmöglich. Treibt er es jedoch

einmal gar zu toll, so fangen, wie mir erzählt wurde, die Lunda mit den Uanda, mit denen sie oft in Fehde liegen, Krieg an. Nach alter Tradition muss der Herrscher ebenso wie auf die Jagd auch mit ins Feld. Wenn sie nun vor dem Feinde stehen, so laufen sie insgesammt auf ein verabredetes Zeichen fort und lassen den Herrscher auf seinem Thronsessel allein; natürlich fällt er auf diese Weise den Speeren und Schwertern der Gegner zum Opfer.

Bei den Lunda gehen die Weiber mit ins Feld und sollen auch manchmal mitkämpfen.

Mona Quimbundo schafft sich auf bequeme Weise einen ansehnlichen Harem und eine grosse Dienerschaar. Von jedem seiner hundert Dörfer bekommt er nämlich ein Mädchen und einen Knaben geliefert, die bei etwaigem Todesfall abermals gegeben werden müssen.

Doch nun nach dieser Abschweifung wieder zurück zu unserem Marsche.

Kaum hatten wir Rast gemacht, so erschien der nahewohnende Häuptling Mona Mussongo, ein kleiner alter Neger mit gelbgrauer Wolle am Kinn und bekleidet mit einem abgetragenen Hemde; nachdem er uns seine Genugthuung ausgesprochen, dass wir da wären, und nachdem er sein Geschenk an Facenda erhalten, entfernte er sich wieder. Bald nach ihm kamen unter grossem Jubel unserer Leute zwei M'Quichi, die ich schon weiter oben beschrieben, an; diese tanzen recht phantastisch und geschickt und zeigten uns denn auch sogleich ihre Kunst. In langer Reihe standen unsere Leute dabei, sangen mit zur Trommel und gaben reiche Gaben an Perlen, Pulver, Zeug u. s. w. Unaufhörlich führten denn auch die beiden ihre tollen Sprünge aus, dabei bittend die Hände ausstreckend, und immer von neuem rannten unsere Leute vor und gaben ihnen, was sie nur entbehren konnten. Zuletzt zeigte sich der eine M'Quichi gar als Zauberer. Er hielt sich fern von den Leuten am Rande der Lichtung auf, wo er im Rücken ein kleines Gebüsch hatte, und warf mit grotesken Geberden Blätter vor sich auf den Boden. „Plötzlich" lag dort ein nackter „Leichnam", der natürlich schon geraume Zeit unbeachtet im Grase gelegen hat; dieser — bei 600 Meter Entfernung war er nicht genau zu erkennen — richtet sich auf und legt sich wieder. Alle Zuschauer fühlten sich durch dieses wunderbare Experiment auf das tiefste bewegt und juchzen, mit der Hand auf den Mund schlagend. Der eine M'Quichi tanzt nun wieder vor, kehrt dann um und nachdem er Blätter auf den angeblichen Todten gestreut, erhebt sich dieser als Schaf und kriecht sehr unschafartig in den Wald. Die ganz gut erkennbaren, hinten vorstehenden Beine störten die tiefe Ueberzeugung der staunenden und verwunderten

Neger keineswegs und niemand von ihnen hätte sich getraut, das Wunder näher zu untersuchen. Später setzte der M'Quichi seine Zaubereien fort, indem er in dem Gebüsch Todte storchartig auf Stelzen herumsteigen liess und auch das Schaffell noch einige Male zum Vorscheine brachte.

Am Nachmittage hatte sich eine Ziege verlaufen und als endlich ein Kerl mit ihr attrapirt und ins Lager gebracht wurde, wollte ihm Germano die Hälfte des Werthes und noch mehr bezahlen. Nur mit Noth und Mühe hinderte ich ihn daran und erzürnte ihn dadurch fast ernstlich. Ich nahm mir jedoch vor, von nun an ähnliche Forderungen nur mit Gewalt durchzusetzen.

Erwähnen will ich hier gleich, dass wir deshalb nicht nach N'Donge (am Quango) gegangen sind, weil Camassa, Culaxingo und selbst Cassange Ca N'Ginge uns sicher auch im Gebiete der Grenz-Minungo, die ja nichts weiter als Sklaven der Bangala sind, ausgeplündert hätten. Ferner aber, weil N'Donge selbst ein nichtswürdiger Räuber sein soll, obgleich er der grösste Soba dieses Theiles des Minungo-Landes ist.

Früh am 10ten gings weiter und zwar durch öden Busch, süd-südöstlich über verschiedene Schluchten, den Miége, einen ziemlich grossen Bach, und den Cahunguege, seinen Zufluss passirend, bis zu einem grossen Dorfe nackter Wilder, die als besonderen Schmuck Holzstäbe durch die Nasenwand trugen und an den Haaren die bewussten Thontropfen hatten. Hier wohnte auch ein Weisser, Ant. Ribeiro, und ein fast Weisser, Joaquim, der schon ein wenig nach Norden hinaufgekommen war und sich mir als Begleiter antrug; zu diesen Beiden gesellten sich noch mehrere fast Schwarze, Ambaquistas, ganz nette Leute. Alle hatten natürlich ihre Amigas bei sich. Wie sie hier mitten unter den Wilden und stets von ihnen bedrückt, leben können, begreife ich nicht; sie müssen doch stets Angst vor Milonga's haben, und dabei verdienen sie nicht einmal etwas, d. h. sie arbeiten nicht.

Den nächsten Tag blieb ich noch liegen und wurde derselbe von den Einwohnern dazu benutzt, meinen Leuten Milonga zu machen. Zwei Träger nämlich, einer von Saturnino und einer von mir, sollten Verwandte eines nicht Anwesenden sein, der einem hiesigen Manne, nach Abschluss eines Freundschaftsbündnisses und Empfang von etwa hundert Kugeln Boraxa, den grössten Theil des aus Facenda und Pulver bestehenden Gegengeschenkes nicht bezahlt hatte. Diese „Freundschaftsbündnisse" sind natürlich Geschäftssache, die richtigen Diebesfreundschaften. Der eine bietet nach Abschluss dem anderen ein Geschenk in beliebiger Höhe; der andere verpflichtet sich durch die Annahme stillschweigend zu einem Gegengeschenk in wenigstens gleicher

Höhe; zahlt er dies nicht, so ist's Milonga und er schuldet, wie hier, den zehn- oder zwanzigfachen Betrag, der dann einem beliebigen Anderen abgenommen wird.

So nennen ja die Soba's auch uns Durchreisende „Freunde", schenken uns eine Ziege und erhalten dafür den doppelten oder dreifachen Werth. Was nun meine beiden Leute anbetraf, so erklärten sie, nicht mit dem betreffenden Abwesenden verwandt zu sein und dass sie, obwohl bei dem Freundschaftsbunde, doch nicht bei der Uebergabe der Boraxa zugegen gewesen wären.

Der Soba liess mir hierauf antworten, ich müsse die Träger zur Zahlung bewegen, d. h. mit anderen Worten, selbst zahlen, sonst müssten sie Juramento trinken. Selbstverständlich entgegnete ich, dass mich die ganze Sache nichts anginge und dass ich unter keinen Umständen meinen Trägern erlauben würde, durch Juramento-Trinken ihr Leben auf's Spiel zu setzen, da ich sie im Voraus für ihre Arbeit bezahlt hätte. Am nächsten Morgen liess er mir dann mittheilen, dass ich mich nicht weiter um die Milonga zu kümmern brauchte, die Sache würde schon beigelegt werden. In Anerkennung dieser vernünftigen Idee sandte ich ihm einige kleinere Geschenke.

In diesen Tagen hatten wir viel unter Sturm und Regen zu leiden und das Marschiren war oft sehr beschwerlich. Auch in der Nacht trug ich häufig Besorgniss, dass durch die vom Blitz getroffenen oder vom heftigen Sturm entwurzelten niederfallenden Bäume ein Unglück angerichtet werden könnte. Zu all' diesem Ungemach gesellte sich noch der Hunger, denn weit und breit erhielten wir nichts zu kaufen.

Gern trennten wir uns deshalb am 13. October von dieser unwirthlichen Gegend, die sich von N. bis NNO. auf gute zwölf Wegestunden erstreckt und trotz ihres Wildreichthums unbewohnt ist, und gelangten bald auf freundliches Hügelland, mit feinem Grase bewachsen. Nachdem wir den 12 Meter breiten Wildbach M'Senvo und den Micungue passirt, schlugen wir auf grünem Wiesenteppich unter schattigen Maquengue-Akazien unser Lager auf. Leider erreichten wir den Quango heute noch nicht, sondern blieben durch eine neidische niedrige Serra von seinem Thale geschieden.

Auch am heutigen Tage mussten wir Hunger leiden, da wir wohl einige wenige Fische zum Kauf erhielten, jedoch keine Ziege. In der Nacht prasselten fürchterliche Regengüsse hernieder und hielten bis früh Morgens an; trotzdem brachen wir auf und erreichten um 8 Uhr früh endlich den langersehnten und langerhofften Quango.

Der Strom fliesst hier direct am Fuss der Berge und zwar von WSW. nach O., ist 20 Meter breit und enthält in der Mitte einen

6 Meter breiten Kanal von grosser Tiefe; an beiden Ufern und bis zum Kanal hin liegt der Thonschiefer glatt theils zu Tage, theils bis Knietiefe unterm Wasser.

Einige der muthigeren unter meinen Leuten stürzten sich sofort in die Fluth und schwammen hinüber, die übrigen bauten mit Hilfe von Baumstämmen einen schmalen Steg. Um 12 Uhr war in der bekannten Weise der Uebergang bewerkstelligt, selbstverständlich ging es nur unter vielem und lautem Geschrei ab. Einige der Ochsen fielen von der schwankenden Brücke in das Wasser und konnten nur mit Mühe vom Ertrinken errettet werden. Am rechten Ufer schlugen wir unser Lager auf; wenig oberhalb von uns lag ein Dörfchen, dessen „Herr", Mona Luembe, gleich nach unserer Ankunft in unserem Lager herumlumpte und bettelte.

Was die Temperatur hier anbelangte, so notirte ich am nächsten Tage, dem 15. October, um ¼8 Uhr früh 34, um ¼10 Uhr 29 und um 12 Uhr ebenfalls noch 29° R.

Von den Minungo lässt sich nur wenig sagen; dumm, diebisch, schmierig, hässlich und ohne einen Typus, der werth wäre, so genannt zu werden. Sofort erkennt man einen Minungo als solchen, auch wenn er die Haare nicht mit Oel-Lehm-Tropfen beschmiert und kein Loch resp. Rohr in der Nasenwand haben sollte, man erkennt ihn nämlich an dem Mangel eines Nationaltypus. Die durch das Rohr aufgequollenen Nasenflügel könnte ja wohl der kühnste Ethnologe nicht einen Typus nennen.

Ich hatte mir vorgenommen, einige Ausflüge unter- und oberhalb des Stromes zu machen, liess diesen Gedanken aber wieder fallen, da ich hörte, dass vor kurzem die portugiesische Expedition unter Brito Capello und R. Ivens von der Quango-Quelle, acht Tagereisen von hier, nach der Feira marschirt wäre. Von der Arbeit derselben wird ja wohl eine Ergänzung des von mir nicht Gesehenen zu erwarten sein.

Etwa 60 Kilometer oberhalb ist nach der Aussage Germano's der Quango nur 3 Meter breit; die Quelle liegt, wie eben erwähnt, acht Tagereisen von hier, also etwa 120 Kilometer oberhalb. Das Land dort gehört Mona Quimbao (auf Capello's und Ivens' Karte Muene Quiban geschrieben), der schon Quioco ist. Der letzte Minungo-Soba von hier flussaufwärts ist Dumba Apeizo. Nach Saturnino's Angaben wohnt an der Quelle Dumba Achiquila. Die Geschwindigkeit des Quango hier war an den Stellen, wo er die nöthige Tiefe in ganzer Breite zur Disposition hatte, 68,5 Meter in der Minute.

Der nächste Tag verging ziemlich rasch beim Arbeiten an der Karte. Germano erzählte mir, resp. bestätigte das, was ich schon

wusste, dass in den Jahren 1844 bis 46 zwei Portugiesen hintereinander bei einem früheren Matiamvo, dem Grossvater des jetzigen, gewesen wären, Graça und Romaõ. Den Ersteren hatte Germano noch bei der Rückkehr in Loanda gesehen; beinahe wäre er durch eine Unklugheit ums Leben gekommen, weil er, als Matiamvo sein Haar anfasste, um es zu befühlen, dem Matiamvo in den Bart griff. Das Volk verlangte sofort seinen Tod, aber Matiamvo sagte, der Weisse habe Recht gehabt und nur Vergeltung geübt. Der Matiamvo, der zu meiner Zeit regierte, sollte Nauëge heissen und sagte man mir später, dass er gestorben wäre.

Zwei Leute, die von Quihelu kamen, erzählten mir, dass Saturnino schon in Mussongo angekommen wäre und mich am nächsten Tage erreichen würde. Obgleich dies nach meiner Berechnung richtig war, beschloss ich trotzdem am kommenden Morgen aufzubrechen, hauptsächlich deshalb, weil sich im Lager schon Gesindel gezeigt hatte und weil leicht der Cassange Ca N'Ginge auf die Idee hätte kommen können, uns zu besuchen; dann wäre aber die Ausrauberei von neuem losgegangen. Der andere Grund zum Weitermarsch war der, dass es in dieser Gegend nur wenig Lebensmittel gab und diese wenigen kauften mir meine Träger, die Ration erhalten hatten, vor der Nase fort. Dass sie auf mich Rücksicht genommen und mir, von dem sie doch den hohen Sold erhielten, etwas abgegeben hätten, durfte ich natürlich nicht hoffen. Im Laufe des Nachmittages erhielt ich Besuch von einem Bruder des Mona Candala, der mir versprach, einen Hammel zu bringen. Am nächsten Tage löste er sein Wort ein und brachte mir das blökende Geschenk, für welches er natürlich Facenda erhielt, nach.

Aus den obigen Gründen brachen wir am 18ten auf und marschirten nach Ost, passirten den Ca Imbunze und Ca N'Duige und nachdem wir noch durch Wald gekommen waren und zwei bis drei Sanzala's Mona Candala's im Rücken gelassen hatten, lagerten wir nahe am Fusse der Moenha-Berge, des Wiederaufstieges auf das Plateau des Talla-Mungongo-Gebirges.

Heute berichtete wiederum ein Neger, der in einem näheliegenden Ort wohnte, dass die portugiesische Expedition wirklich dicht bei uns über den Quango gegangen wäre und dass einer der beiden Weissen (Brito Capello und Ivens) am linken Ufer des Quango hinuntergegangen sei, während der andere einen Abstecher nach der Feira gemacht hätte, wahrscheinlich um neue Waaren anzuschaffen. Wenn jene also ebenso topographirten wie ich, so muss es, da wir uns kreuzten, eine gute Karte jener Gegend geben. Wie ich hörte, hatten jene eine bei weitem grössere Anzahl Leute bei sich, als ich, und zwar waren

ihre Träger grösstentheils Bailunda und Bihe, die bei weitem tapferer und muthiger sind als meine Memmen.

In der nächsten Nacht herrschte ein Sturm, wie ich ihn nie für möglich gehalten. Es pfiff, sauste und brauste in den Lüften, als ob die ganzen Höllenschaaren losgelassen wären; dabei rüttelte der Wind so an meinem Zelt, dass ich mich, obwohl mich das Fieber hin und herschüttelte, von meinem Lager erheben und die Zeltpfosten befestigen musste.

Die gestörte Nachtruhe hielt uns nicht ab, am 19ten früh unseren Marsch fortzusetzen; nach kurzer Wanderung erstiegen wir eine äusserst steile Wand von 104 Meter Höhe und errichteten auf einem Plateau nahe bei dem Schwager Candala's, Mona Cha-Cafamba, unsere Fundos. Die Hitze hatte merklich abgenommen, ich beobachtete um ¼7 Uhr Morgens 20°, um ¼9 Uhr 24 und um ¼5 Uhr Nachmittags ebenfalls noch 24° R.

Da Saturnino einen Boten schickte, dass er bald uns erreichen würde, blieben wir diesen und auch noch den nächsten Tag liegen.

Der hiesige Waldbestand war sehr verschieden von dem des vorherigen Plateau's und auch von dem der Minungo-Hänge. Dort die niedrigen breitkronigen Akazien, wie ein Tisch oben, hier lauter korkzieherartig gewundene, hochstämmige Bäume, mit dicken Lianen umgeben, die das Korkzieherartige noch greller erscheinen liessen; beide fast unbelaubt und nur oben etwas grün. Das wüste und dichte Gewirr des Songo-Waldes fehlte hier, trotzdem soll es viele Raubthiere geben. Ich selbst traf auf einer meiner kleineren Wanderungen eine Unze; ich hatte nur Schrot No. 3 in meinem Gewehr, schoss aber ohne Besinnen, verwundete jedoch das Thier nur, das, den Hinterleib fast seitlings am Boden schleifend, in den Busch kroch. Als ich rasch nachsprang, blieb es stehen und fauchte mich so bedenklich an, dass ich wegen der zu grossen Dunkelheit — es war Abend — die Verfolgung lieber aussetzte. Am nächsten Morgen fand ich nur einiges Blut, die Spur führte zu weit, als dass ich sie verfolgen mochte.

Wir tranken jetzt manchmal in Ermangelung von etwas Besserem auch Meth, in der Songo-Sprache Quingundo, in dem Milungo- und Quioco-Dialect Cassol geheissen; den Gährungsstoff dazu bilden Rinde und Blätter des Muchi-Baumes, etwas Antilopenfleisch kommt meistens ebenfalls hinein, um dem Getränk den den Negern so lieblichen Fäulniss-Geruch nicht fehlen zu lassen; sie freilich sagen, um dem Gebräu „Kraft zu geben.“

Dem Mona, in dessen Nähe wir wohnten, machte ich verschiedene Geschenke; er versorgte uns dafür reichlich mit Lebensmitteln und war

so klug, dafür nichts zu verlangen, weil er wusste, dass er so noch mehr erhielt. Seine Gattin, die Mona N'Gana, empfing ein Panno, desgleichen ihre Nichte, die Tochter des grossen Mona N'Dumba, die ebenso nackt ging wie die übrigen Negerinnen.

Hier wurde mir ein Stückchen des Matiamvo erzählt. Als 1877 nämlich der Mataba-Stamm am Luembe rebellisch geworden war, zog Matiamvo mit seinen Truppen in ihr Land. Die Bewohner entflohen sämmtlich und bargen sich auf einer Insel des Cassai; bald jedoch kamen einige Häuptlinge freiwillig zurück und Matiamvo wusste sie durch scheinbare Freundlichkeit zu bewegen, die Insel zu verrathen.

Er hungerte sie hierauf aus und als sie sich endlich ergaben, liess er Alle, Gross und Klein, Männer und Weiber, niedermetzeln. —

Die Weiber diesseits des Quango hatten Tragkörbe, die von einem breiten gewebten Bastbande um die Stirn, am Rücken hängend, getragen wurden. Nur in N'Demba sah ich dies bei einigen Frauen, doch waren es dort vasenartige Körbe von Käfig-Geflecht und hier waren sie dicht; sie hatten hier einen viereckigen Boden und oben einen runden Rand. Auf dem Kopfe trugen sie flache runde Quinta's, wie Teller, auch viereckige von der Form der Tragekörbe (Muchico). Da sie mit einem solchen das Kind, das nie fehlt, nicht auf dem Kreuz tragen können, sitzt es meistentheils rittlings an der linken Hüfte.

Die Häuser der Minungo unterscheiden sich sehr von denen der anderen Neger, sie sind kreisförmig, mit feinstem Capim sehr dicht bedeckt, also meistens regendicht, und sehr sauber von aussen. Innen sieht es allerdings etwas anders, d. h. sehr schmutzig, aus, und fehlt auch be dem kleinen und unbequemen Raume jegliche Ventilation.

Die Neger hatten hier einen Aberglauben, an den jeder fest glaubte, nämlich an die Heilkraft resp. die gute und schlechte Wirkung des Pemba und Lundo, der weissen und der rothen Thonerde, von der durch Vermischung mit Oel die Minungo ihre rothe Coiffure herstellen. Bei jeder Krankheit nehmen sie dies Medicament, indem sie das Trinkgefäss an einer Seite mit Oel, an der anderen mit Thonerde beschmieren; steigen dann die Bläschen an der Seite der Pemba auf, so nimmt die Krankheit einen guten Verlauf, im anderen Falle wird sie hartnäckig; das aus heimischen Kräutern bestehende Getränk trinken sie auch stets von der Pembaseite.

Aus Pemba geformte Kugeln bringen Glück im Handel sowie bei beabsichtigten Diebstählen und Räubereien; solche aus Lundo schützen gegen das Böse, daher tragen die Neger von beiden bei sich.

Was das Beten betrifft, so beten die Minungo zu einem Fetisch, einem Zambi und Hamba, die sie sich selbst aus Holz schnitzen; ersterer

hat Kreuzform und ist entweder von Kupfer gegossen oder ein Kruzifix, von Portugiesen gekauft, oder auch nur von Holz. Der zweitgenannte Fetisch ist ein roh geschnitzter Adler oder ein Ochse mit einem Reiter, oft auch nur ein alter Topf mit Pemba und Lundo. Die Gebete sagen sie nur, um Vortheil von einer bestimmten Sache zu ziehen; wenn der betreffende Neger in jener Angelegenheit, wegen welcher er gebetet, Glück hat, so hat er dies nur dem Zambi oder Hamba zu verdanken. Quizaô nennen sie ferner einen Topf mit Wasser und sonstigen Ingredienzen, und wenn sich Jemand darin wäscht, freut sich der Hamba. Quisuculo betiteln sie einen Topf mit verschiedenen Heilmitteln, die sie, wenn sie einem Kranken geholfen, fortwerfen.

Obgleich wir Saturnino bestimmt am 22sten October erwarteten, brachen wir doch auf, hauptsächlich weil ich nicht mehr wegen der fortwährenden furchtbaren Gewitter unter den hohen Bäumen, die unser letztes Lager beschattet hatten, bleiben wollte. Nach 2¼ stündigem Wege über die Wasserscheide des Covo und Ca Ungûige machten wir bei einem alten Quilombo Halt. Hier stürzte einer von den Muyeba-Leuten, die mit fabelhafter Affen-Geschwindigkeit klettern konnten, von einem sehr hohen Baume herab und ihm nach der schwere Ast, den er gerade fällen wollte. Wunderbarer Weise kam der Neger unter einer Biegung des Astes zu liegen, sonst wären ihm unfehlbar beide Beine zerschmettert worden; so kam er mit dem Schreck und einigen Kreuzschmerzen davon. Possierlich war es, wie seine Gefährten ihn zu heilen versuchten. Sie gruben ihn in die Erde, nur mit Zweigen gegen den Druck geschützt und so, dass sein Kopf und seine Füsse frei waren; dann zündeten sie über der ihn bedeckenden Erdschicht ein Feuer an, damit er schwitzen solle, und in dieser Lage blieb er von Mittag bis zum Abend. Hierauf rieb ihm der Cabo den Rücken mit einigen Blättern so derb ab, dass der Kranke laut aufschrie. Da dies nichts helfen wollte, erbarmte sich Gierow seiner und machte ihm Spiritus-Einreibungen.

Obgleich der Hunger uns peinigte und wir in dieser Gegend nichts zum Kaufen erhielten, mussten wir doch noch die vier nächsten Tage liegen bleiben, weil die Träger vorgaben, auf den Kranken Rücksicht nehmen zu müssen. Mir war's recht, denn erstens wartete ich auf Saturnino und zweitens hatte mich schon wieder das Fieber gepackt und auch der Rheumatismus bereitete mir heftige Schmerzen.

In dieser Gegend machen sich Männer und Weiber keine Pannos von der gekauften Facenda, selbst wenn das Stück dazu ausreichend ist, sondern legen es so oft zusammen, bis es einen Theil des Rückens deckt; das genügt für ihre Bekleidung vollkommen.

Am 25. October langte endlich Saturnino bei uns an und erzählte, dass er in der Feira den Brito Capello und Ivens getroffen habe. Ersterer war schon seit drei Monaten da und hatte sich schon am Quango von Ivens getrennt; letzterer wollte nun die trockene Zeit abwarten und dann den Quango abwärts zu kommen suchen. Ihre Mittel waren fast ganz erschöpft und Ivens war sehr krank. Der dritte der drei portugiesischen Afrikareisenden, Joã Norte, hatte sich ebenfalls aus dem Songo-Gebiet nach der Feira gewandt, wahrscheinlich war ihm durch unsere Erlebnisse Besorgniss für die Zukunft eingeflösst worden.

Durch mein Unwohlsein kam ich um einen hübschen Jagdausflug. Gierow schoss dabei ein Potamochoerus, ein Wildschwein, welches zuweilen, auch ohne angeschossen zu sein, Menschen anfällt. Zur Berichtigung einiger in Deutschland verbreiteter Irrthümer theile ich mit, dass dieses Potamochoerus den ihm beigelegten Namen „Flussschwein" nicht verdient; es lebt wie unsere Wildschweine auch in bewaldeten Kesseln und verlässt sie nur zum Trinken. Die Thiere wurden hier Quiombo genannt; die Warzenschweine, N'Galla geheissen, findet man hier ebenfalls sehr häufig.

Obwohl ich mich noch recht krank fühlte, brachen wir trotzdem am 27. October auf; ich bestieg meinen Ochsen und erhielt mich auf ihm mit vieler Mühe. Am Rio Cagina befiel mich jedoch das Fieber wieder so heftig, dass ich bald liegen geblieben wäre, und Gierow mich fast tragen musste; das Lager schlugen wir nach dem Passieren mehrerer kleiner Bäche am Covo in der Nähe des Mona Quinguimbo auf. Das aus dem Covo geschöpfte Wasser war kaum zu trinken, obgleich die Zuflüsse desselben schönes, reines und kühles Wasser enthalten.

In der folgenden Nacht wurden wir von einem Theil der Träger förmlich bedroht; sie erklärten ganz offen, dass sie für uns einen hübschen Haufen Patronen fertig hätten. Wir erfuhren dies von ihnen selbst, aber ich glaubte der Sache keinen Werth als den der Lächerlichkeit beilegen zu brauchen. Ich war jedoch noch nicht lange eingeschlafen, da wurde ich durch Schreien und Lärmen geweckt. Sofort sprang ich von meinem Lager auf, zog mich an, ergriff meine Waffen und stürzte hinaus. Gierow erwartete mich bereits und wir beide stürmten nun in das Lager, um die Schreier, die uns laut den Tod angedroht hatten, niederzuschiessen. Kaum hörte man uns jedoch kommen, so war das feige Gesindel mäuschenstill und auch am nächsten Morgen waren diejenigen, welche während der Nacht den meisten Spectakel gemacht hatten, die bescheidensten. Einige kamen sogar zu mir und suchten mir vorzureden, dass ihnen der Krawall leid

thäte etc. Ohne Zögern ging der Aufbruch vor sich und wir wanderten nach Ost auf dem Plateau weiter bis nach einer Stelle, die Camiçamba heisst und zwar führt sie diesen Namen nach der von mir schon vorher erwähnten niederen Akazienart. Parallel mit uns lief ein kleiner Höhenzug, hinter welchem der Muiza floss.

Am nächsten Tage marschirten wir gen SO. bis zum Camitundo, dessen Quelle wir wegen des Sumpfes umgehen mussten; dann ging es südöstlicher weiter zur Calembe-Quelle, die in den 10 Meter breiten und 1 Meter tiefen Lusanguêge geht, darauf wieder hinauf und endlich machten wir an einem Orte Halt, wo Saturnino, der mit dem dortigen Soba bekannt war, früher ein „Haus" gehabt hatte. Dort fand man schon neben den Minungo's Quioco's wohnen, die an ihrem reinlicheren Aussehen zu erkennen waren.

Am Morgen des 30sten brachen wir, obwohl Saturnino noch bei seinem Soba blieb, auf und erreichten nach dreistündigem Marsche den Cucumbi, einen Strom, fast ebenso gross wie der Quango und nicht passirbar, wenn nicht für Krokodile, die in ziemlicher Anzahl vorhanden waren. Vorläufig musste ich warten, bis Saturnino und Germano nachkamen, um an das Ueberschreiten des Flusses gehen zu können. Der Tag verstrich jedoch und die sehnsüchtig Erwarteten kamen nicht. Endlich erfuhr ich am nächsten Tage durch Neger, die uns Sachen zum Verkauf brachten, dass der „befreundete" Soba Saturnino sowohl wie Germano zurückbehalten hätte und zwar weil er mit uns eine — Milonga hätte. In der vergangenen Nacht sollte nämlich ein Muyeba-Mann eine Jungfrau entehrt haben. — Kaum war es bekannt geworden, dass Saturnino und Germano von dem Soba zurückbehalten würden, als auch schon sämmtliche Pombeiros des ersteren sowie eine grössere Anzahl meiner Träger in jenes Dorf zurückliefen; Gierow folgte ihnen, um die Angelegenheit aufzuklären. Seit seinem Fortgange war noch nicht einmal eine Stunde verflossen, als plötzlich Saturnino ankam oder vielmehr anwankte, denn er war total betrunken. Von Anderen erfuhr ich nun, dass die ganze Milonga-Geschichte erfunden gewesen wäre und dass sich Saturnino und Germano mit dem Soba in Negerbier betrunken hätten. In seiner Trunkenheit richtete er die tollsten Geschichten an, u. a. fiel er auch in das Wasser, ohne dadurch ernüchtert zu werden.

Am vorangegangen Tage waren unter unseren Leuten zwei Milonga's gewesen, von denen ich nichts erfahren hatte; die eine erledigte ich durch einige Peça's, um die andere, die eine Liebesaffaire betraf, bekümmerte ich mich nicht weiter und wird dieselbe wohl die nächste Karawane, die uns folgt, bezahlen müssen.

Am 31. October bauten wir uns eine Brücke über den circa 25 Meter breiten und circa 8—9 Meter tiefen und schon recht geschwollenen Cucumbi; meine Leute bedienten sich hierzu der rohen Baumstämme und des Bastes der Rinde derselben. Natürlich befand sich die Brücke wieder circa zwei Fuss unter dem Wasserspiegel des Flusses, der hier an 60 Meter Geschwindigkeit pro Minute besass. Der Cucumbi ist im Allgemeinen ziemlich breit und auch sein Thal, durch welches er sich in unglaublichen Windungen schlängelt, ist ausgedehnt und gewährt einen erfrischenden Anblick.

Der Terrainbestand in den letzten drei Tagen war hübscher Wald; ich fand, dass die Bäume an den Flüssen nur eine gewisse Höhe erreichten. Ferner machte ich die eigenthümliche Entdeckung, dass auf dem am gestrigen Tage passirten Hange die rothe Erde aufhörte, zu Tage zu treten, und dass mit ihr auch die Termitenhaufen nicht mehr zu bemerken waren. Im Thale des Cucumbi fand ich von neuem rothe Erde und auch von neuem die Termiten; drüben auf der Moenga senkt sich der Boden wieder und dem entsprechend fallen auch die unausstehlichen Plagegeister fort.

Der 1. November überraschte uns mit heftigen Regengüssen und ich beschränkte mich daher an diesem Tage nur auf den Uebergang über die problematische Brücke; bei den Leuten ging es ganz gut, die Thiere jedoch, die durchschwimmen mussten, verursachten uns sehr viele Schwierigkeiten.

Die Formation des Cucumbi-Thales ist der des Quango-Thales ganz unähnlich. Das Moenga-Gebirge, das uns wieder auf das Plateau zu bringen hatte, dessen Absturz es vorstellt, ist mehr Gebirge als Talla-Mungongo und Cahange; es hat auch einen beträchtlicheren Fall nach rückwärts (Osten), d. h. vom Plateau aus gesehen ist eine Kette zu erkennen, was bei dem Pendant selten vorkommt. Die Kuppen dieses „Zuges" gehen aber nicht in der Richtung des Zuges, sie liegen mit der Langseite schief gegen den Cucumbi, während zwischen zweien mehr oder weniger grosse Zuflüsse aus dem Plateau herabkommen. Die von uns passirte Wasserscheide, der Stock zwischen Quango und Cucumbi, ist ganz unabhängig und andersartig, er ist auch regelloser gebaut, wie man ja aus den auslaufenden Wässern Muiza, Lusanguêge etc. ersehen kann.

In der Nähe unseres Lagerplatzes befand sich ein kleines Dorf, über welches ein gewisser Camba die Oberherrschaft führte; kaum hatten die wenigen Einwohner von unserem Nahen gehört, als sie sofort ihre Weiber im Walde versteckten, sich selbst aber als Wache dicht bei ihrem Dorfe in vollem Kriegsschmuck aufstellten. Ich liess sie beruhigen

und zum Dank dafür kam am nächsten Tage der ebenerwähnte Camba und drohte uns in einiger Entfernung Milonga an: wir hätten, sagte er, gegen ihn und seine Complicen Drohungen ausgestossen und fühlten sich deshalb ihre Weiber beunruhigt. Dafür müssten wir bezahlen. — Das ist wohl doch das frechste, was man sich denken kann. Wir lachten ihn natürlich aus, aber unsere Nachfolger werden sicherlich diese Milonga berichtigen müssen.

Am 2. November, nachdem wir vorher sehr unter wolkenbruchartigen Regengüssen hatten leiden müssen, marschirten wir weiter und berührten einen Fundo, Cagimbia genannt, d. h. das Topf-Dorf, weil dort viele Töpfe zum Verkauf angeboten werden; es liegt auf der wahren Moenga-Plateau-Kette und ist ein öder Platz, von wüstem Wald umgeben. Das Dorf gehört dem Mona Boanga, der etwas entfernt davon wohnt; übrigens ist es das letzte Minungo-Dorf, denn am kommenden Tage betraten wir bereits Quioco-Gebiet.

Der nächste Tag erfreute uns während unseres vierstündigen Marsches fortwährend mit Regen, der beim Lagern so zunahm, dass wir mehrere Stunden hindurch absolut kein Feuer anmachen konnten und kaum die Zelte aufzustellen vermochten. Der Weg selbst bot wenig Interessantes; er ist genau so wie das Songo-Plateau, mit Wald bestanden, öde, wüst, kurz ohne jeglichen Reiz. Links von uns floss in seinem Thale der Cuchinga, der an jener Stelle, wo wir ihn überbrückten, in den Cucumbi fliesst, und rechts der Cacollo, ein ziemlich breiter Fluss, der bei Quicaco's Porto in den Cucumbi geht.

Unterhalb unseres Lagers wohnte der Soba Navunha oder Mona Muchaêla, der uns, in eine sogenannte Eisenbahndecke eingehüllt, sofort begrüsste und uns mit einem Corsa beschenkte; weiter oben, am anderen Ufer des Cacollo, hielt sich der Soba Cha-Quihuila auf. Beide sind Quioco; einige ihrer Leute, die fast sämmtlich einen intelligenteren Gesichtszug besitzen, trugen Zöpfe.

Trotzdem es den ganzen Tag über und auch die Nacht hindurch geregnet hatte, brachen wir am 4ten früh auf; der Weg ging vom Cacollo, dessen Quelle nicht fern war, bald aus dem bewaldeten Thale heraus und auf fast unbewachsener Ebene hin. Das Land war hier nur mit spärlichem Gras bewachsen, nur an den ziemlich zahlreichen Bächen zeigten sich stets dicht verwachsene Busch- und Wald-Linien. Wir gingen mehr südlich nach Ost, als gestern; auf dem halben Marsche kamen wir an einen circa 3 Meter breiten Fluss, der, von Süd kommend, uns bis zum Quicundo begleitete. Auf einer Lichtung lagerten wir uns und zwar befanden wir uns hier auf der Wasserscheide des Cassai und Quango. Der Quicundo war schon an dieser Stelle ein breiter und

tiefer Bach, der, obgleich nur drei Tage von seiner Quelle entfernt, schon eine rasche Strömung besass und durch seine Wasserfälle auffiel.

Den nächsten Tag waren wir nur etwas über zwei Stunden unterwegs. Bei einer am Cavemba-Bach gelegenen und dem Camba Humbo gehörigen Sanzala lagerten wir uns. Das Dorf besass eine grössere Anzahl Einwohner, die sich von Raub und — Eisenindustrie ernähren. Ein weiter nach Osten zu gezogener Camba, der noch während Pogge's Reise hier wohnte, erfreute sich eines gewissen Rufes als Hüttenmann und Messerschmied. Leider hatten die Dorfbewohner nichts weiter vorräthig als zwei Hacken, die ich kaufte. Das Eisenerz liefert das Thal des Cavemba, dessen Quelle wir an diesem Tage passirten und dessen Thal hier schon ziemlich tief eingeschnitten ist. Ein dem Dorfe gegenüber einmündender Riss enthält die Gruben, wahrlich Gruben in des Wortes wirklicher Bedeutung. Die Neger nehmen nur die aus dem Boden ragenden Blöcke oder die fast zu Tage liegenden Stücke; jegliche Arbeit, die durch Nachsuchen oder Ausgrabungen verursacht würde, verschmähen sie. Die „Hütte“ selbst besteht aus mehr wie primitiven Schmelz- und Frischöfen. Das fertige Eisen wird dann in's Dorf geschafft, um bearbeitet zu werden. Ein Dach, wie alle Minungo-Hütten es haben, jedoch ohne Wände, sondern nur auf Stämmchen aufgestellt, so niedrig, dass man unterkriechen muss, befindet sich in der Mitte des Dorfes, und dies ist der Ort, wo die Schmiede ihr Werk vereint verrichten. Leider wurde an dem Tage, wo wir die sonderbare Werkstätte besuchten, nicht gearbeitet; es war ja für die Leute viel interessanter, zuzusehen, was wir machten, und stets umlagerte uns ein sehr grosser Schwarm Neugieriger, die lachend und kichernd jede unserer Bewegungen verfolgten.

Die Quioco sind fast so dreist wie die Bangala, jedoch ähneln sie jenen weder im Typus noch im Körperbau. Sie sind klein, mager, sehr schlank und sehr gut gebaut und wie von Sehnen und Knochen zusammengesetzt; die Farbe kann man dunkel sammetbraun nennen, die Haut ist weich. Ihre Wolle ist rein gehalten und wird höchstens mit Oel geschmeidig gemacht; sie tragen das Haar lang und ohne Wulst aufgebauscht und dann in vier breite Zöpfe geflochten, die offenbar manchmal aufgelöst und neu zusammengebunden werden.

Einer der Schmiedemeister hatte uns zu Ehren ein neues Baumwollenhemd angezogen, die übrigen trugen Felle. Die Weiber sahen geradezu entsetzlich aus und gingen noch dazu mit Ausnahme eines Läppchens nackt.

Das Land ist eigentlich gar kein Quioco-Land; vor 20 Jahren sind sie erst dorthin gekommen und zwar aus der südlicheren Hochebene,

der Quellebene der verschiedenen grossen Flüsse. Dort waren sie seit 300 Jahren ansässig gewesen; ob sie dahin von Süd-West oder vom oberen Quanza hingezogen sind, also von den Luxage oder den Ganguela, denen sie sehr gleichen, abstammen, wie dies Saturnino behauptete, oder ob sie von den Lunda mit Quinguri — wie Viele sagen — gekommen sind, oder wahrscheinlich von beiden, als Eroberer mit den Bewohnern des Landes gemischt, muss dahingestellt bleiben. Genug, sie dringen immer weiter nach Norden vor und sollen bereits tief hinein in das Gebiet zwischen den grossen Flüssen, denen ich zustrebte, gedrungen sein und dort als selbstständige Nation wohnen und ihre Nachbarn beherrschen.

Wie die Bangala reisen sie in kleineren Trupps in das tiefste unbekannte Innere und treiben dort mit den Negern, natürlich nur in geringem Maassstabe, Handel, den sie bis ins Cachilanga-Reich, das Gebiet derjenigen Neger, welche mit Vorliebe Menschenfleiss essen, ausgedehnt haben sollen.

Den nächsten Tag blieben wir liegen, weil ein Träger, auf Bitten oder Befehl der anderen, krank geworden war. Gegen Mittag kam ein junges Mädchen in unser Lager, um uns einen Korb Mehl zum Kauf anzubieten. Wir willigten ein und sie empfing den geforderten Preis; als wir aber das Maismehl ausschütteten, das oben ganz rein gewesen, lag nur eine Schicht darauf, das andere war Schmutz. Die jugendliche, ganz hübsche Verkäuferin sass währenddessen ruhig dabei und lachte über unseren Aerger; sie hatte die Sachen verkauft und bezahlt bekommen, das Uebrige ging sie ja nichts mehr an.

Ich glaubte auf dem Moenga-Plateau dieselben Vögel zu finden, wie auf dem von Songo, mir schien es jedoch, als wären es viel weniger. Die blaue N'Dua gab es allerdings, ferner fand ich mehrere Trompetenvögel, einige Samenfresser und zwei weissbäuchige Schwalben.

Ein abscheulicher Reisetag für mich und uns Alle war der 7. November. Die vorhergehende Nacht hatte es geregnet und wir mussten sogleich drei Stunden durch einen monotonen Wald marschiren, wobei wir bis an die Kniee nass wurden. Dann ging es über den 30 Meter breiten Cuilu und am jenseitigen Ufer mussten wir unsere Fundo's aufschlagen, da Gierow heftig am Fieber und Saturnino an einem Geschwür am Arm erkrankt war.

Der Fluss ist ein in engem Thale, aber breitem, mitteltiefem Bette fliessender, vom nördlichen Plateau kommender Zufluss des Cassai. Bei niederem Wasserstande lässt er sich leicht durchwaten, bei hohem helfen Canoës hinüber, welche die an den Ufern wohnenden Quioco im Besitz haben. Da er zu unserer Zeit nicht sehr ange-

schwollen war, konnten wir auf die Hilfe von Kähnen und einer Brücke verzichten. Nachdem sich die Träger versichert, dass keine Krokodile zu fürchten wären, stürzten sie jubelnd und singend in die ihnen nur bis zur Hüfte gehende Fluth und durchwateten sie unter Lachen und Scherzen. Am komischsten war der Transport der Ziegen, die entschiedene Abneigung gegen das Wasser hatten und von den Negern hinübergetragen werden mussten. Den grössten Spass machte ein starker Bock, den die Neger kurz vor dem jenseitigen Ufer kopfüber in den Fluss hineinwarfen; während seines Transportes hatte er schon jämmerlich geschrieen, jetzt aber sprang er vom Grunde aus so hoch, dass seine vier Füsse über dem Wasser waren. Er irrte sich aber in der Direction und gerieth wieder 5 Meter weit in den Fluss hinein, wo er, da er an eine tiefe Stelle gekommen war, versank und erst wieder durch die rasch hinzueilenden Schwarzen herausgezogen und an das Land gebracht wurde. Dort stiess er nun hustend und fauchend auf alles los, was ihm in den Weg kam.

Das Land war recht dürftig und zum grössten Theil mit niedrigem Buschwerk bestanden. Einige Träger sagten mir, der Cuilu gehe in den Quicapa, von Quioco's hörte ich jedoch, dass er in der Richtung, als wolle er in den Quango gehen, fliesse, dann sich aber nach rechts wende und in den Cassai münde, in den ja auch der Quicapa und der Luachimo gehen; wieder andere behaupteten mit aller Bestimmtheit, er münde in den Zaire oder gar in das Meer. Seine Quelle, meinten sie, sei weit von hier entfernt, in der Lobale-Ebene, und zwar komme er von der Seite des Cassai her, nicht von SW., sondern von SO.

In dem Dörfchen, in dessen Nähe wir lagerten, wohnte noch vor drei Jahren ein grosser Mona N'Gana, Muchico des Quicange, der jedoch weiter flussabwärts gezogen ist.

Die Quioco sind passionirte Jäger; sie folgen der Spur, deren Alter sie erkennen, bis sie das Wild haben, nichts kann sie von dem Nachspüren ableiten. Grösseres Wild erlegen sie mit Feuergewehren, die kleinere Jagd treiben sie daneben mit Saço und mit Fallen. Sie jagen so leidenschaftlich, dass sie selbst die letzte Ratte, den letzten Vogel erlegen, und deshalb sind ihre Wälder und Felder an Wild öde und leer.

Am 8. November brachen wir schon früh auf und marschirten in südöstlicher Richtung bis zu dem Fundo am Catangala, einem kleinen Bache, der auf dem Wege selbst entsteht. Dann gingen wir weiter durch einen tristen Busch und schlugen an dem in den Cuilu gehenden Bache Camizenza unser Lager auf. Dicht vor uns bemerkten wir die

Ueberreste mehrerer früherer Dörfer, überhaupt wurde es allmälig lebendiger und man merkte, dass Quimbundo nicht mehr sehr fern sein konnte. In dem dicht in unserer Nähe befindlichen Orte wurde ebenfalls die Schmiedekunst betrieben und waren selbst die sogenannten „Honoratioren" Schmiede. Da jedoch drei Jahre hindurch die Händler nicht in jene Gegend gekommen sind, haben sie keine Käufer mehr gehabt und das Fein-Arbeiten aufgegeben; nur Spaten hatten sie vorräthig.

Der 9. November brachte uns in die Nähe der Eisenerzlager, aus denen die Quioco auf so bequeme Weise ihr prachtvolles Eisen gewinnen. Auf dem Marsche mussten wir den M'Sunege, Camaua, Caçollo und den Loangue passiren; der letztere Fluss war circa 20 Meter breit und ziemlich tief, zum Ueberfluss zogen sich an seinen beiden Ufern noch Moräste hin, die nur mit grösster Schwierigkeit passirbar waren, namentlich was den Transport der Thiere anbelangte. Dazu kam noch, dass Gierow in unserem Fundo von den heftigsten Fieberanfällen geschüttelt ankam.

An diesem Lagerplatze kaufte ich verschiedene Waaren, so u. a. von einem Quioco, der gerade aus dem Cachilanga-Lande, wo wir hinstrebten, kam, einen gut geschnitzten Fetisch. Unser Verkäufer führte zwei Cachilanga mit sich, die er wahrscheinlich irgendwo geraubt hatte, denn Menschenhandel findet dort nicht mehr statt. An den beiden Sclaven sah ich zum ersten Male die Cachilanga-Raçe; es waren kleine, schmächtige Burschen mit etwas hellerer, bräunlicher Gesichtsfarbe. Auffallend waren mir an ihnen sehr zierliche, auf beide Gesichtshälften und die Stirn tätowirte Arabesken in äusserst feinen, dichten Linien. Der Händler erzählte uns mit unglaublicher Frechheit von den Abenteuern und Gefahren, die eine Reise nach dem Cachilanga-Gebiete im Gefolge hätte. Ueberzeugt war ich jedoch hierdurch, dass dies nicht so schlimm wäre, sonst würde uns der Quioco gewiss von unserer Reise nicht abgerathen, sondern zu derselben ermuthigt haben, damit wir dort zu Grunde gingen und seinem Handel, wie er glaubte, keine Concurrenz mehr machen könnten.

Das ganze Land, vom Cassai-Gebiet an gerechnet, gehört schon dem Mona Quimbundo, ist also Lunda-Land. Vor etwa 60-70 Jahren gehörte es einem Lunda-Fürsten, Mona Luanda, der am Quihumbue wohnte. Mona Quimbundo, der vom Süden, von der Lobale-Ebene her, einwanderte, kaufte es von ihm und siedelte sich an. Dadurch wurde die Lunda-Sprache schon stark in die südlicheren Idiome: Macosa, Catema, Chinde etc. hinüber gezogen, so dass sie letztgenannter jetzt fast ganz gleicht. In den letzten 20 Jahren haben die

Quioco das Land wahrhaft überschwemmt und sie zahlen ja auch dem Mona Quimbundo Tribut. Als Livingstone hier vorbeikam, befand sich noch kein einziger Quioco im Lande, woraus sich erklärt, dass er alle Namen, die mit dem K-Laut beginnen, mit tsch geschrieben hat. Die Leute, die ihm die Namen nannten, waren Lunda, und diese können kein reines K aussprechen, sie sagen z. B. Tchikapa statt Kikapa. Dass es jedoch nicht Tschikapa und Tschihumbue heisst, ersah ich daraus, dass die Lunda den Laut Tsch auch haben und zwar sehr deutlich; sie sagen nicht Tchinsche, sondern Tschinsche, nicht Luatchimo, sondern Luatschimo.

Da wir auch den nächsten Tag wegen des fortwährenden Regens liegen blieben, gewannen wir Zeit, die vielgenannten Oefen der Quioco zu besehen. Ich war recht enttäuscht. Es waren kleine, aus der weissen Erde des Landes gemachte Maulwurfshaufen; im Innern ging ein geneigter Kanal nach abwärts. Oben legen sie nun eine kleine Quantität des Rohmaterials und daneben einige Kohlen hin. Das Eisen frischt nun langsam durch, während sie das Eisenerz und die Holzkohle immer von neuem auflegen. Von Tagesanbruch bis 4 Uhr Nachmittags etwa dauert die Schicht, dann brechen sie ein unten befindliches Loch, das während des Prozesses leicht mit Erde bedeckt war, auf und nehmen ihr fertiges Eisen fort. Die Gebläsevorrichtung ist die schon oft beschriebene, wie sie beim Schmieden selbst auch verwendet wird, d. h. sie tragen sie einmal von der Schmiede zum Ofen und dann wieder zur Schmiede. Das Eisen wird warm in Stücke geeigneter Grösse zerschnitten und in die Schmiede gebracht, woselbst es mit den klöppelartig geformten Hämmern durchgeschmiedet wird, bis alle Schlacke heraus ist.

Die Kohle wird ebenso einfach gewonnen. Sie zünden unter einem Baumklotz ein Feuer an, lassen denselben anbrennen und hindern seinen vollen Brand durch Aufwerfen der ersten sich bildenden Kohlen. Haben sie von den letzteren genug für die einmalige Schicht, so nehmen sie dieselben und lassen das Holz ruhig weiterbrennen. Auf Vorrath bereiten sie weder Eisenwaaren, noch Eisen oder Kohlen. Diese Art Hüttenprozess ist eben nur mit diesem Erze möglich, welches die Quellenmoore des Cavemba und noch mehr die des Caçollo bei ihrem Eintritte in den Loangue so mühelos liefern; es ist eigentlich schon reines Metall und kein Erz mehr.

Obwohl der 11. November mit Regenschauern anfing, hellte sich der Himmel doch allmälig etwas auf und wir konnten um 10 Uhr unseren Marsch beginnen. Der Weg war bis zum Peizô erträglich, dort begannen jedoch unsere Qualen von neuem. Der Fluss selbst war nicht

tief, aber an beiden Ufern zogen sich die schlammigsten Moräste entlang. Unsere Träger legten über dieselben die einfachste Brücke der Welt, mehrere Baumstämme, die aber beim Hinübertragen der ersten Lasten so tief einsanken, dass die Passanten fast bis zu den Armen im Schmutz und Wasser waten mussten. Am gefährlichsten waren wieder die Ochsen hinüberzubringen und zwar nur mit Hilfe eines wandelnden Knüppeldammes: ein Theil der Aeste, auf welchen sie schritten, wurde hinter ihnen fortgenommen und wieder vornehin gelegt.

Die Nacht verlief zur Zufriedenheit und der nächste Tag sah uns erwartungsvoll aufbrechen, wir sollten ja noch heute nach der Hauptstadt, nach Quimbundo, gelangen. Nach dem Passiren des Luchinga langten wir gegen Mittag vor unserem langersehnten Ziel an.

Neuntes Kapitel.

Quimbundo. Beim Mona Quimbundo. Die Cacuata. Genealogische Aufzeichnungen. Der See Mucamba. Aufbruch von Quimbundo. Etwas von den Cachilanga und dem Zwerg-Volke. Neues Abkommen mit den Trägern. Ueberfahrt über den Quicapa und Entdeckung einiger Wasserfälle desselben. Zum Kapitel der Negersprachen. Einige Mittheilungen über die Cachilanga und die Diamba-Religion. Auf der Büffeljagd. In Hungersnoth. Am Luaximo und der Uebergang über denselben. Bei König Mai. Neue Gefahren und drohende Ueberfälle. Musevo's Ankunft. Die Hilfe der Sonnenfinsterniss. Aufbruch in Begleitung Musevo's. Notizen über den Cassai. In Musevo's Residenz. Tauschsachen.

Zum Empfang in Quimbundo öffnete der Himmel seine Schleusen und wir mussten im strömenden Regen, da Saturnino uns nicht einlud, in seinem geräumigen Hause zu wohnen, unsere Laubhütten und Zelte im Walde aufschlagen; am nächsten Tage bauten wir für uns und zur Unterbringung der Waaren ein sehr primitives Häuschen. Von der Stadt selbst sah ich zuerst nur wenig, d. h. nur 8 bis 9 Quintal's, die von einigen der portugiesischen Regierung unterthänigen Negern bewohnt wurden. Dicht dabei stand Saturnino's Behausung, die sogar früher mit einem weissen Anstrich versehen gewesen war. Die Stadt oder das Dorf der Eingeborenen, welches nach dem Tode des Mona stets verlegt wird, liegt etwas abseits und schob ich den Besuch desselben auf.

Noch zu Pogge's Zeit, von dem wir noch im Saturnino'schen Magazin etwas Pulver und einige Raketen fanden, war Quimbundo wirklich ein Knotenpunkt für den Handel gewesen, jetzt ist er es nicht mehr. Saturnino giebt ihn auf und die wenigen Anderen folgen seinem Beispiel. Bei unserer Anwesenheit war nur noch ein Portugiese, Manoel Antaõ, der früher in Culamuxito Beamter war, anwesend, ferner noch der alte Bizerra. Die Uebrigen waren Quimbarî.

Der Aufenthalt wurde uns so unbehaglich wie möglich gemacht. Der Mona Quimbundo verbot in Folge der Einflüsterungen des Cacuata

Pogge's, der ihm vorredete, wir wollten im Norden Handel treiben, seinen Leuten, uns Lebensmittel zu verkaufen, jedenfalls aus dem Grunde, um von uns zahlreiche Geschenke zu erhalten. Dazu kam noch der Aerger über die bei der Revision der Waaren entdeckten Diebstähle, die sich auf weit über sechsig beliefen. Die Diebe konnte man durchaus nicht bestrafen, sie versicherten, ihre Schuld bei der Heimreise „abtragen" zu wollen. Zwei von ihnen, die bei ihren Unterschlagungen gar zu unverschämt gewesen waren, wurden in Ketten gelegt.

Als Saturnino mir am 16. November sagte, dass der Mona meine Geschenke als zu gering zurückgewiesen hätte, machte ich mich mit ihm noch am selbigen Tage zu der Hoheit auf den Weg. Eine Stunde hatten wir zu marschiren, ehe wir in das Dorf kamen, ein Negerdorf gewöhnlichsten Schlages. Nachdem wir längere Zeit gewartet, wurden wir endlich vor den Mona geführt. Er sass im Freien auf einem wackeligen Stuhle, den rothen Mantel hatte er majestätisch umgeschlagen und die vom Matiamvo verliehenen Miluina-Hörner, die auf einer Art Perrücke befestigt waren, trug er stolz auf dem Haupte. Die Würdenträger umgaben ihn und wir erhielten die Aufforderung, uns an seiner Seite auf einigen lebensmüden Sesseln niederzulassen. Lange und feierliche Reden wurden nun gehalten, ihr kurzer Sinn war, dass Mona die Geschenke nicht annehmen könnte.

Verstimmt und niedergeschlagen kehrte ich nach unserem Lager zurück und blieb mir weiter nichts übrig, als dem edlen Greise noch eine Anzahl Geschenke hinzusenden, die er endlich anzunehmen geruhte.

Als ein Beitrag zur afrikanischen Dankbarkeit diene, dass der Cacuata, welcher den Mona gegen uns aufgereizt hatte, derselbe war, den wir in Malange reich beschenkt hatten und der namentlich durch Pogge's Fürsprache beim Matiamvo vom Tode durch Henkershand befreit worden war.

Die Cacuata sind eine Art wilder Ambassadeurs des Matiamvo, durch welche er die Lehnsfürsten der Grenzländer seines grossen Reiches controliren lässt. Sie haben gewöhnlich 150 bis 200 streitbare Leute bei sich, also eine kleine Armee, die der Nimbus schon fürchterlich macht. Unsere Bekannten hier hatten nur an 20 Mann mit. Meistens stehlen und unterschlagen diese Cacuata so viel und liefern so wenig ab, dass sie nicht mehr ohne Risico ihres Halses nach der Hauptstadt Musumba zurückkehren können. Sie siedeln sich dann in dem Cachilanga-Lande, welches wir noch passiren sollten, an und treiben dort fast offene Räuberei. Dabei sind sie von der Bevölkerung noch immer respectirt und gefürchtet.

Die Tage verstrichen in einförmigem Einerlei; unter dem Regen

hatten wir viel zu leiden, und wenn er einmal ausblieb, durchstreiften wir die nähere Umgebung, um vielleicht etwas zum Schuss zu bekommen, aber nur in den seltensten Fällen gelang uns dies. Auch die Ballen wurden auf's Neue verpackt und die Karten weitergezeichnet; einige freie Stunden benutzte ich ferner zu genealogischen Aufzeichnungen, die hier folgen mögen.

Der Vater des Quibinda Ilungo war Mutombo Mucalla, ein Kaffernfürst im SO. Afrikas. Zwei ältere Brüder waren: Muene Canchica, dessen Namens- und Thronerben heute noch ein grosses Reich am Lualaba beherrschen sollen, und Muata Cassongo, der ebenfalls ein grösseres Reich am Lualaba regiert. Beide sind älter als der Ilungo. Der dritte und jüngste Bruder war Mai, welcher das Luba-Reich beherrscht. Die Söhne Matiamvo's waren 1) Cassongo Mane Patta, 2) Cazequita Mane Cambana, 3) Muquelengue Mulanda. Diese drei waren herzlich unbedeutend und trugen während der Zeit ihrer Regierung nur wenig zur Vergrösserung des Reiches bei. Ein vierter Sohn, Nanêge Yamvo, fiel im Kriege und kam überhaupt nicht zur Herrschaft, es folgte aber, gleichermassen zum Ersatz, sein Sohn, wie der Vater Yamvo Nanêge genannt, der die Kriege fortsetzte und viele Muata's, die damals mit im Lunda-Reiche regierten, zu Vasallen machte. Den Thron nahm nach seinem Tode sein Sohn Mutteba ein, und diesem folgte sein Bruder Mucanza. Durch verwandtschaftliche Grade verbunden, folgten nun Mulage, M'Balla Nanêge, Mucuaquengo, Nanêge Yamvo, Mulage II., Quia Cassaquina, Mutteba II., und Mutteba III., der jetzige Regent, welcher sehr raubsüchtig und hinterlistig sein soll. Zwischen dem vorigen und dem jetzigen Muata Yamvo war der Sohn des Mutteba, M'Balla Nanêge II., einige Tage hindurch Kaiser, aber die Lukokescha, die noch heute regiert, feindete ihn an und in Folge ihres mächtigen Einflusses musste er flüchten. Einige sagen, er lebe noch bei Canhica, tief im Innern NO., andere sagen, er sei todt. Dies geschah 1873 oder 1874. Alle Lunda zählen den zu meiner Zeit und wahrscheinlich noch jetzt regierenden Matiamvo als den 13ten der Dynastie, obwohl er der 16te ist. Das kommt daher, dass die ersten drei genannten nicht mitgerechnet werden, da sie nichts für das Reich thaten. Der Bruder des kriegerischen Nanêge, der noch kriegerischere und von Sagen umgebene Yamvo Nanêge, wird als zweiter Matiamvo bezeichnet und ihn darf man auch als eigentlichen Gründer des Reiches ansehen. —

Regen, nichts als Regen, das war die Signatur der nächsten Tage. Zu bemerken ist auch noch, dass Saturnino mehrere Träger entwischten; bald darauf stürzte ein Mädchen in unser Lager, welches uns die Nachricht brachte, dass vier der Entflohenen von einem Löwen zerrissen

worden seien, die anderen fünf seien glücklich entkommen. Das war ein heilsamer Schreckschuss für diejenigen, welche vielleicht die Absicht hatten, ihren Collegen bei günstiger Gelegenheit nachzufolgen.

Energisch dachte ich Ende November an den Aufbruch und die Träger erhielten ihre Lasten zuertheilt sowie ihre Ration ausbezahlt. Der See, nach dem ich strebte, heisst Mucamba, oder Lufua-Jimba, wörtlich übersetzt: sterben — Vogel; die Bezeichnung hat er daher, dass kein Vogel lebend über ihn hinwegfliegen kann, so gross ist er. Ich hoffte, dass der See sich schliesslich als Stanley's, an einzelnen Stellen mehrere Meilen breiter Zaire herausstellen würde, denn „Zaire" heisst in der Sprache der Cachilanga: See.

Mona Quimbundo stellte sich allmälig etwas freundlicher zu uns, er schickte einige Abgesandte, und für mehrere passende Geschenke offerirte er uns auch einige Schweine, die wir nach kurzer Ueberlegung, denn meine Waaren-Vorräthe waren sehr gering, ankauften. Auch einige benachbarte Soba's besuchten uns und als wir ihnen vorwarfen, sie liessen sich durch Mona gegen uns beeinflussen, läugneten sie dies und schimpften weidlich auf den Herrscher. Mona selbst liess uns die Versicherung zukommen, dass er nicht mehr feindlich gegen uns gesinnt wäre und dass wir ruhig die Weiterreise antreten könnten.

Nach einigen heftigen Scenen mit Saturnino, der bald mitgehen, bald wieder bleiben wollte, brachen wir endlich am 1. December allein auf und errichteten nach einem mehrstündigen Marsche unser Lager am rechten Ufer des Luvo. Die ganze Gegend war mit äusserst feinem, weissem Sand bedeckt und nur spärlich, aber gleichmässig bewachsen. Den nächsten Tag goss es wieder in solchem Grade, dass wir liegen bleiben mussten und unseren Marsch erst am 3ten December in nordwestlicher Richtung über das Sandbusch-Land und die Quellen des M'Bunze und Cazepo bis zum Ufer des ersteren antreten konnten.

Die Gegend hier schien mir nur wenig bewohnt oder doch nur sehr unbesucht zu sein. Die paar Bewohner der beiden Dörfchen am anderen Ufer kamen beim Anblick der Träger bewaffnet aus dem Walde heraus, auf mehr als 1200 Meter Entfernung parirend. Erst als sie den M'Pungo erkannten, vertauschten sie ihre Waffen gegen Körbe, angefüllt mit Mandioca, und suchten uns in unserem Lager auf. Die Leute gehören hier zu den Macoza, die sich alle durch ihre grenzenlose Faulheit auszeichnen. Auf unseren nächsten Marschtagen hatten wir deshalb wenig Lebensmittel zu erwarten, und 100 Leute, so stark war ungefähr unsere Karawane, gebrauchten doch immerhin ganz tüchtige Quantitäten Fuba.

Als kleiner Ersatz kam von nun an eine Misère der letzten Monate

unserer Reise in Wegfall, der Capimmangel. Auf der ersten Tour bis zum Quango fehlte er uns nie, dann jedoch, als die Regenperiode begann, konnten wir den alten nicht gebrauchen und der neue sprosste erst hervor. Wir mussten daher den alten faulen Capim von den Eingeborenen, die ihn von ihren eigenen Dächern nahmen, für Pulver kaufen, damit unsere nächtlichen Laubhütten eine Bedeckung erhielten. Jetzt war das frische Gras schon tüchtig in die Höhe geschossen und überall reichlich zu finden.

Am 4. December brachen wir bei gutem Wetter auf und zogen über die sandige Ebene, erst NO. am M'Bunze hinunter, dann mehr östlich über die Quellen des Mucanda, Mona Luele und Mona Luchico, an letzterem herunter bis zum Camba Quimvanda. Heftige erneute Regengüsse nöthigten uns dazu, unser Lager aufzuschlagen und zwar wieder in der Nähe des ersten Quioco-Dorfes.

Der nächste Abend sah uns nicht viel weiter. Nur ein Stück am Bach entlang waren wir gegangen, hatten ihn überschritten und mussten dann eilen, unsere Fundo's zu machen, da sich in schnellstem Tempo die regenschwangeren dunklen Wolken über uns entluden.

Das sichere Zeichen des Regens und zwar eines tüchtigen, dauernden, ist in dieser Jahreszeit am Tage stets ein Donnerschlag; mag der Himmel auch noch nicht ganz bewölkt sein, die Sonne noch scheinen — in höchstens einer halben Stunde giesst es los. Die Regenbogen, die ich hier in Westafrika gesehen, waren alle samt und sonders doppelte.

Den Luele erreichten wir am nächsten Tage und mussten dort auch wegen einiger erkrankter Neger am 7ten liegen bleiben. Wie mir versichert wurde, sind die Cachilanga grösstentheils noch Menschenfresser, nur die diesseits des Lulua wohnenden sollen es nicht mehr sein. Freilich erzählt man auch von ihnen Fälle, dass sie zuweilen zu ihrem alten Geschmack zurückgekehrt wären. So z. B. hatte sich nicht weit von unserem Lager vor einiger Zeit ein Bangala, um Handel zu treiben, aufgehalten. Von einem Cachilanga kaufte er einen Elephantenzahn, aber ersterer will noch etwas zur Kaufsumme hinzugelegt haben. Der Bangala versichert, er hätte nichts mehr, endlich holt er doch noch aus dem Munde einige kleine Muscheln, die er dort aus Spielerei vielleicht versteckt gehalten hatte. Der Verkäufer glaubt jedoch, jener hätte die Muscheln im Leibe, und tödtet ihn. Da er bei der Untersuchung den Leib muschelleer findet, erwacht in ihm die alte Gier und er verzehrt mit vielem Behagen einzelne tüchtige Stücke seines Opfers, dessen traurige Ueberreste die Kameraden des Bangala am nächsten Abend fanden.

Man sprach in jener Gegend auch viel von einer Zwergnation, die östlich oder südöstlich vom Mucamba-See wohnen soll. Man nennt sie Zuata-Chitu, d. h. wörtlich Bekleiden-Fleisch. Dieses äusserst wilde Volk soll in der Jagd und im Kriege sehr erfahren sein und seinen obigen Namen daher führen, dass es seine Schamtheile mit herunterhängenden Haut- und Fleischtheilen selbst bedeckt! Wenn ich nicht irre, spricht auch Stanley von einem ähnlichen Zwergvolke, über welches er durch Hörensagen einiges vernommen hat.*)

Trotz trüber Witterung wurde am 8ten aufgebrochen und folgten wir dem Laufe des Luele in nördlicher Richtung, um ein linkes Nebenflüsschen, den Cazamba, leichter passiren zu können. In der Nähe eines Macoza-Dorfes wurden in aller Eile die Chimbeque's gebaut, denn schon wieder drohte uns Gott Pluvius und liess auch nicht lange auf sein himmlisches Nass warten.

Zum Kapitel über Negertreue führe ich noch an, dass wir an unserem letzten Lagerplatze einen kranken Träger in der Tipoya zurücklassen mussten, um ihn Abends nach dem neuen Lager bequem transportiren lassen zu können. Keiner der Träger wollte jedoch den armen Kerl holen und erst durch Geschenke musste ich zwei zu diesem Liebesdienste bewegen.

Der 9te Dezember sah uns früh auf den Beinen. Wir passirten endlich den Luele und lagerten uns dann gegen 4 Uhr Nachmittags. Hier, am rechten Ufer des Flusses, trat auch wieder blasiges Eisenerz zu Tage; dasselbe wird jedoch nicht verarbeitet. Ein reges Leben und Treiben, wie ich es lange nicht gesehen hatte, entfaltete sich bald um unsere Hütten, denn vier Sanzala's lagen in der Nähe und sämmtliche Einwohner, Gross und Klein, wollten die Inglez, die Meermänner, sehen. Fortwährend war das Lager von Weibern und Männern angefüllt, erstere von erstaunlich kümmerlichem Körperbau und keine einzige hübsche darunter. Das Betragen der Leute war ein durchweg bescheidenes und stach sehr vortheilhaft gegen die Frechheit der Quioco ab.

Am 11ten erst brachen wir auf, da der Himmel uns dies am vorhergegangenen Tage nicht gestattet hatte, und marschirten nordwärts durch einige Waldungen, in denen uns das dichte Guttapercha-Gewächs, das hier noch ziemlich selten ist, die Passage sehr beschwerlich machte. Nach dem mühseligen, aber schon gewohnten Durchwaten einiger Sümpfe lagerten wir uns in der Nähe eines Dorfes des Mona Pocco,

---

*) Stanley nennt dieselben Watwa s. Bd. II S. 240 der deutschen Ausgabe von „Durch den dunkeln Welttheil.“

eines Minungo-Fürsten. Auch hier bemerkten wir wieder mehrere Cachilanga-Sklaven, welche die Quioco auf ihren Geschäftsreisen durch falsche Vorspiegelungen mit sich gelockt und nachher zu Sklaven gemacht hatten. Ferner befand sich in dem Dorfe eine Gesellschaft Luba vom König Muquengue, der ein grosser, unabhängiger Herr am Lulua ist. Sie sind ebenfalls mit Quioco's gekommen, die ihnen versprochen hatten, ihnen Gewehre zu verkaufen, sie gewiss aber ebenfalls zu Sklaven machen werden. Sie erzählten, ihr Fürst wünsche nichts sehnlicher, als Händler, besonders Weisse, zu sehen, und sei bereit, Jeden, der diesen den Uebergang über den Cassai hindern wolle, zu bekriegen, wenn der Gehinderte ihm nur einen Boten schickte.

Am 12. December berührten wir, immer dem Luele-Lauf nach Norden folgend, vier Dörfer und wurden dort mit grossem, jedoch freundschaftlichem Halloh empfangen. Namentlich auf die Schönen, und es befanden sich nicht üble darunter, mussten wir grossen Eindruck gemacht haben, denn sie folgten uns an zwei Stunden. Ziemlich müde erreichten wir endlich unser Ziel, das Dorf, welches früher der jetzige Quimbundo, damals Cha-Miequeta, bewohnt und in dem sich gegenwärtig seine Mutter, N'Quina Miequeta, aufhielt. Der Empfang war ein so freundlicher, wie er uns selten zu Theil geworden war.

Seit wir den Luele überschritten, bildete er überall Lagunen an den Seiten, hier war es besonders auffällig; vor uns lag ein weites flaches Becken, noch erweitert durch einen einmündenden breiten Bach, bevölkert mit Enten, Wasserhühnern und Reihern, die leider an unzugänglichen Orten unserer Kugeln spotteten.

Den nächsten Tag blieben wir, wie vermuthet, liegen, und auch Joaõ, der Begleiter Saturnino's, holte uns hier mit seinen wenigen Mannschaften ein, um mit uns bis zum Bungulo, zwei Märsche von hier entfernt, zu reisen; Saturnino, der mir tausendmal versprochen hatte, mich auf meiner Reise zu begleiten, liess mir sagen, ich möchte nicht mehr auf ihn rechnen, er wäre schwer krank.

Einer der Leute Joaõ's sagte meinen Trägern, mit denen ich mich nach und nach wieder in gutes Einvernehmen gesetzt hatte, dass ihr Herr ihnen mitgetheilt, sie kämen sämmtlich um. Sobald wir an den „grossen Fluss" gekommen, setzten Gierow und ich mich in ein Boot und führen den Strom hinunter: sie aber blieben zurück und würden dann gefressen werden! — Ob dieser verrückten Reden entstand selbstverständlich sofort ein tolles Durcheinander und die ganze Nacht wurde dazu gebraucht, die unsinnigsten Reden zu halten. Am Morgen erklärten sie mir, ohne neue Bezahlung nicht weiterzugehen. Ich setzte ihnen auseinander, dass ich versprochen hätte, ihnen in

Malange eine Gratifikation zukommen zu lassen und dass ich dies Versprechen auch halten würde. Das kennten sie schon — war die Antwort — nachher wären wir die Herren und könnten mit ihnen machen, was wir wollten. — Darauf erklärte ihnen Germano, ich hätte ja nichts mehr zum Geben, und sie verlangten nun, ich möchte ihnen für alle kommenden 16 Tage eine Peça de Riscado geben und zwar in Ermangelung der Waaren einen Bon, der nach der Rückkehr in Malange zahlbar wäre. Da ich keinen anderen Ausweg fand, musste ich nothgedrungen und halb gezwungen die Erklärungen ausstellen.

Den 15. December, am Sonntag, setzten wir unsern Marsch fort und lagerten uns gegen Mittag. Ich fing bald mit der Auszahlung der Rationen an und hielt dabei natürlich diverse feurige Reden. 6 bis 8 der Träger empfingen ihre Missunga, dann kam einer, der sagte, er wollte jetzt nichts haben, sondern erst in Malange, dann folgte ein zweiter und ein dritter sagte dasselbe im Namen aller Songoleute; hierauf folgten die übrigen diesem Beispiele und selbst die ersten kamen zurück und legten ihre Ration wieder hin. Sie empfingen alle nur ein Panno, und auf diese Weise wurde die Einigkeit von neuem hergestellt.

Am nächsten Tage brachen wir schon um 6 Uhr auf und machten einen recht tüchtigen Marsch, da wir keinen geeigneten Platz fanden, wo wir unsere Fundo's hätten errichten können. In der Nähe eines Zuflusses des Quicapa und unweit eines Quioco-Dorfes liessen wir uns endlich nieder.

Hier, kurz vor dem Thale des Quicapa, das, von einer tüchtigen Anzahl Sümpfen unterbrochen, vor uns lag, begann ein äusserst feiner rother Sand, weit unterschieden von der rothen Thonerde des Quango-Landes und der Talla-Mungongo.

Am Abend erschien ein Quioco mit einer Art Trommel und kündigte Musik an; das Wunderbare an dem Manne für unsere Träger war, dass er noch an jedes Bein zwei kugelförmige, apfelgrosse Fruchtschaalen mit Maiskörnern darin, quasi also Schellen, gebunden, hatte, und damit ebenfalls lärmend musicirte. Seine Vettern aus dem Dorfe sangen natürlich mit und das Concert klang nach dem Begriff unserer Leute rührend schön. Bald begannen einige danach zu tanzen, und nicht lange dauerte es, so war die ausgelassenste Batuque im vollsten Gange.

Unser Lager am 17ten schlugen wir nach mehrstündigem Marsche an dem sehr hübsch im Thale gelegenen Bache Quiquelêge auf. Passirt hatten wir vorher das Grab eines portugiesischen Negers, Namens Ca Mahonge, der bis hierher vorgedrungen war und eine kleine Factorei gegründet hatte; 1873 starb er und man begrub ihn in seinem

Hause, welches von einem engen Viereck dunkelgrüner, pappelförmiger Bäume umgeben war.

Die genauere Untersuchung des im Quiquelêge das Bett bildenden Gesteins ergab ein ganz überraschendes Resultat. Das eigentliche Gestein wird durch einen Fels gebildet, der vollkommen wie verwitterter blauer Granit aussieht, jedoch noch in der Bildung begriffen, also vollkommen weich ist. Er enthält alle Bestandtheile des Granits, sogar Glimmer, und sonderbar erschien es mir, dass er nicht durch den ziemlich raschen Lauf des Wassers fortgespült wurde. Ueber diesem Gestein befand sich eine enorme Menge von Achat-Kieseln und höher am Ufer bemerkte ich im rothen Lehm-Sand einen Kalk, der mir Dolerit zu sein schien und in dem sich Quarze vorfanden.

Cha-Cage, der Herr des nahen Dorfes, schickte mir bald nach meiner Ankunft ein Huhn und liess mich bitten, hier zu bleiben und eine Factorei zu gründen; mit aufrichtigen Worten des Dankes musste ich seine liebenswürdige Aufforderung ablehnen und ihm mittheilen, dass ich an den grossen Flüssen zu jagen gedächte, um bald darauf wieder in meine Heimath, in das Meer, zurückzukehren.

Gegen Abend erhielten wir Besuch von einem Mona N'Gana, dem lächerlichsten Subject, das ich bisher in Afrika gesehen. Bekleidet war er mit sehr kurzen, rothen Haëta-Hosen, darunter trug er braune, gewirkte Baststrümpfe und ferner hatte er einen rothen, mit breiten unechten Goldfransen besetzten Rock an; es war Cha Muzula vom Luele. Seine Diener trugen einen Sessel nach auf, den er sich setzte, und breiteten sofort zwei Felle unter seine grossen Füsse aus. Sein erstes Wort war eine Bitte um Taback und willfahrten wir denn auch seinen Betteleien. Nachdem er einen Elephantenzahn, den seine Leute mitgeschleppt, wegen des unverschämten Preises nicht losgeworden war, verliess er uns endlich ziemlich spät.

Bei günstiger Witterung erfolgte am 18ten der Aufbruch; der Marsch war wegen des unzugänglichen Weges recht schwierig und die Ruhe, unweit des Quicapa, eine wohlverdiente. Nicht weit von uns lag das Dorf des Mona Hongolo, der jedoch, weil er sich verzaubert glaubte, weiter hinunter gezogen war. Sein Neffe, Camba N'Guchi, vertrat ihn und kam uns mit sichtlicher Freude und Bewunderung entgegen. Denselben Eindruck machten wir auf die Weiber des Dorfes, denn sie liefen vom Felde fort uns nach und riefen ihr „tate ueza", das sie hinter den Soba's herrufen und das soviel bedeutet wie „unser Vater kommt", dann aber auch in weiterem Sinne einen würdigen, geehrten Mann bedeutet.

Die Ueberfahrt über den Quicapa wurde unter billigen Bedingungen

mit Camba N'Guchi verabredet und ging am 19ten glücklich von statten in einem etwa 9 Meter langen Canoë. Unser Freund sass mit einigen anderen Soba's am Ufer und sah uns entzückt zu. Endlich frugen sie auch nach meinem Namen und als ich ihnen denselben nannte, sagten sie, ich wäre gewiss ein Mona N'Gana und sie würden mich nun im Gedächniss behalten als „Muata Ca Chitu."

Die Jagd schien hier allmälig besser zu werden; in dem Flusse hielten sich die Dickhäuter N'Guro, Flusspferde, auf und im hohen Capim verschiedene Antilopenarten. Auch Raubthiere sollen vorkommen und ein Quioco wollte einen ausgewachsenen Löwen erlegt haben. Das Thier war auf ihn zugesprungen, als er hinter einem Baum in einer mondhellen Nacht auf Anstand war; es hatte jedoch sein Opfer gefehlt und der Quioco behielt Zeit genug übrig, seine Kugel in das Auge des Thieres zu senden, welches sofort todt zusammenbrach.

96 Mann und 2 Frauen, Cachilanga's, alles verhungerte, arme Teufel, wurden heute von dem würdigen N'Guchi ebenfalls übergesetzt und mir zugesandt, damit ich sie in das Land ihrer Väter führe. Meine Träger benutzten sie sofort als Diener und bürdeten ihnen die Lasten auf; was half alles Sträuben, ich musste sie mitnehmen, wollte ich sie nicht vor meinen Augen verhungern sehen.

Der 21ste sah uns unser Lager an einem kleinen Bache machen, nicht weit von einem Quioco-Dorfe, dem letzten auf fünf Tage.

Allmälig waren wir schon recht in die Wildniss eingedrungen und überzeugten uns hiervon allein bereits die zwei Löwenspuren, die wir dicht an unserm Lager fanden. Die Courage unserer Leute sank etwas, denn sie bauten ihre Hütten, wozu wir sie nie hatten zwingen können, dicht in der Nähe der unsrigen und zündeten auch in der Nacht grosse Feuerstösse an.

Der 22. December liess mich drei 3 bis 5 Meter hohe Wasserfälle des Quicapa entdecken, und befindet sich der eine, der höchste, nicht weit von der Mündung des Luanguêge; derselbe zeichnete sich durch sein darunter befindliches, etwa 100 Meter breites Becken aus, in dem auch einzelne Inseln lagen. Dieser Tag brachte mir auch eine andere Ueberraschung, ich sah den ersten Löwen und zwar ein selten grosses Exemplar, in der Freiheit. Er war etwa 1¼ Kilometer von uns entfernt und durch einen Sumpf von uns getrennt. Ich schoss eine Kugel auf ihn ab, worauf er sich sehr langsam in die Büsche hinterwärts schlug.

Zu dem Kapitel über die verschiedenen westafrikanischen Negersprachen bemerke ich, dass die Ginga- oder N'Gola-, die Hollo-, Bondo- und Bangala-, die Songo- und Minungo-Sprachen eine Gruppe bilden.

Diese Gruppe ist es, die man mit dem Namen der M'Bunda-Sprache bezeichnen darf, obgleich keine der Nationen ihre Sprache so nennt, auch kaum die Ambaquista's Quiosama, Bihe und Bailunda oder Quimbundo bilden eine zweite Gruppe und zwischen beiden stehen Taula, Hacco und solche Stämme vom linken Quanza-Ufer. Die zweite Gruppe ist die Lunda-Sprache, die ein der M'Bunda-Sprache vollkommen Mächtiger lernen muss; beide sind so verschieden wie Deutsch und Französisch. Den Uebergang zwischen ihnen, bessser eine Mischung von ihnen, machen die Quioco-, Lohale-, Macoza- und viele andere Sprachen. Ganz ausser aller Verwandtschaft mit ihnen stehen die Sprachen der Cachilanga und Luba.

Die Vegetation des Quicapa-Thales bot uns nicht Neues. Der rothe Sand, der beim Flussgebiet des Quicapa begann, dauerte fort, es waren dieselben Bäume, Gräser u. s. w.; unten hoher Capim und etwas Gebüsch darin, hin und wieder einige Bäume, nicht genug, um uns Schatten beim Halten zu gewähren, dann wieder ein dichtes Gebüsch mit sehr feuchtem Boden und sehr schwierig zu passiren — das waren die landschaftlichen Reize.

Nach einigen einigermassen trockenen Tagen brachte uns der 23ste mitten auf dem Marsche, der etwas länger wie die vorhergegangenen ausfiel, einige Regenschauer, die uns nöthigten, unsere Hütten gegen Mittag am rechten Ufer des Figuidi, eines breiten, felsigen Baches, zu errichten. Kurz vor unserem Ziel nahm ich auch das erste Quifembe in einer Entfernung von 1 Kilometer wahr. Es sieht ganz so aus wie ein Esel, mit der Farbe eines Maulthiers, mit weissem Spiegel, grossen Ohren und Eselhals. Dabei ist es Zweihufer und die Männchen sollen, nach den Behauptungen der Neger, zwei grosse Hörner wie die Antilopen haben. Leider hörte ich nicht auf die Einreden und schoss auf das Thier, das, ungetroffen, entsetzt zurückprallte und schwerfällig in den Capim hineingaloppirte.

Der Weihnachtstag, an dem wir so recht an die deutsche Heimath dachten, liess uns einen nicht unbedeutenden Marsch zurücklegen; während zu Hause vielleicht der Schnee lag, zeigte unser Thermometer früh Morgens 6 Uhr 22°. Das Terrain war ein freundliches und wurde durch sanfte kleine Thäler gebildet.

Der erste Weihnachtsfeiertag brachte uns gleich am frühesten Morgen ein sehr schweres Gewitter mit Sturm und Hagelschlag, der dann allmälig in andauernden Regen überging. Deshalb kamen wir auch erst um 7 Uhr fort und wären die Mägen der Leute nicht so leer gewesen, so hätte sie keine Macht der Erde von der Stelle gebracht. 6 Bäche passirten wir, darunter einen schäumenden, 20 Meter breiten

Wildbach, über den uns ein Baumstamm, der von den Frauen nur mit grösstem Zagen betreten wurde, hinweghalf. Am sechsten Bache, Namens N'Gambo, errichteten wir unsere Fundo's. Nach vier Tagen waren wir wieder in die Nähe eines bewohnten Dorfes, des Cabombo, gekommen und die Leute kauften sich Vorräthe ein.

Erst am nächsten Mittage kehrten sie von ihrem Streifzuge zurück und offerirten uns etwas Mais und einige Hühner. Begleitet wurden sie von mehreren Lunda's, die uns erzählten, dass ihr Häuptling Cabombo, dessen Dorf nicht weit entfernt lag, ein grosser und gefürchteter Muata wäre, den seine Brüder jedoch vom Cassai hinweggetrieben hätten.

Der 27ste brachte uns wieder einen kleinen Neger-Aufstand, da sich an fünfundzwanzig Träger weigerten, die als Zahlungsmittel verabredeten Bons zu nehmen; endlich, da die übrigen sich ihnen nicht anschlossen, gaben sie nach.

Wegen des knurrenden Magens geschah am nächsten Tage der Aufbruch schon recht früh und die Träger luden ihre Lasten sehr gutwillig auf. Wir hatten jetzt Bungulo (am Luaximo) hinter uns, den letzten Punkt, bis wohin ein Weisser nach Norden vorgedrungen war.

Den 29sten berührten wir das Dorf des Camba Cungo; dasselbe war dicht mit Hecken umzäunt und zwar, wie uns erst auf mehrfache Fragen mitgetheilt wurde, aus Furcht vor den Löwen, die erst kürzlich aus einer Hütte eine Frau mit ihren zwei Söhnen fortgeschleppt hätten.

Etwas weiter oberhalb am Luache, der sich mit dem Calonda bei Cungo's Dorf vereinigt, wohnte Camba Catehu, und von dort an haben die Quioco förmlich eine zusammenhängende Niederlassung gegründet, welche etwa drei Tagereisen lang ist.

An der Quiana, einer weiten baumlosen Ebene, marschirten wir am 30sten entlang und ruhten uns an einem kürzlich gegründeten Quioco-Dorfe aus. Dem am Nachmittag stattgefundenen Gewitter folgte eine „empfindliche Kälte", d. h. das Thermometer zeigte nur 17°. Da uns in der Nacht ein Sklave entwischt war, mussten wir auch noch den nächsten Tag liegen bleiben, leider vergebens, denn der Entflohene blieb entflohen. Unser Führer Casavalla machte mir einige interessante Mittheilungen über die Caxilanga des Muquengue und die neuen Institutionen des letzteren in seinem Lande. Vor 10 bis 12 Jahren, als die Quioco noch nicht so weit nach Norden vorgedrungen waren, waren die Caxilanga noch dem Mai gewissermassen unterwürfig, einen eigentlichen König hatten sie nicht. Sie lebten in den Tag hinein, wie alle Negerstämme, faulenzten, stahlen, raubten und mordeten je nach Bedarf und Wunsch. Eines schönen Tages nun traf Muquengue, ein beliebiger junger Mann, im Walde nahe bei seinem Dorfe auf der Jagd

einen fremden Mann, der ganz anders wie seine Stammesangehörigen aussah und „Donner machte", d. h. mit einem Gewehr schoss. Muquengue und sein Bruder flohen entsetzt, jener aber, der ein Quioco-Jäger, Namens Muana M'Canjanga, war, rief sie zurück und theilte mit ihnen das Fleisch des kurz vorher erlegten Elephanten. Auf diese Weise befreundeten sie sich miteinander und alle drei gingen in das Heimathsdorf Muquengue's, der dort sagte: „Sehet, die alten Erzählungen werden wahr, dass die längst Verstorbenen in andern Ländern leben. Dies ist hier mein Vater Focsêle, der schon lange todt ist und in einem ganz anderen Lande lebte." Der Quioco bestätigte diese Worte laut Verabredung und er sowohl wie Muquengue wurden hochgeehrt. Letzterer wurde förmlich als Prophet angesehen und schuf später eine neue Religion, die der schon Anfangs erwähnten Diamba-Raucher. Mord, Raub und sämmtlicher Fetisch wurden abgeschafft, die Messer und Pfeile zerbrochen und da für die Diamba-Pfeife eingeführt. Immer grösser wurde sein Reich und jetzt ist er schon mächtiger wie Mai, der ihn gern unterjochen möchte. Nur Luquengo, der am Cassai und Lualaba die Luba beherrscht und über ein Erbkaiserreich, ähnlich wie das des Muata-Jamvo, gebietet, ist ihm gewachsen. Diese Luba sind natürlich noch Menschenfresser, ebenso wie die Meno; zwischen den Luba und den Caxilanga wohnen die M'Bindi Acussu, die sogenannten Papagei-Leute.

Was nun die seltsame Religion der Caxilanga anbelangt, so besteht dieselbe, wie schon erwähnt, aus dem Diamba, einer Sorte Tabak. Jeder der zum Volke gehören will, muss Diamba rauchen: thut er es nicht, so wird er ausgestossen. Wer Diamba geraucht hat, darf sich den Gesetzen nicht mehr entziehen, sonst kommen alle und fordern ihn auf, aus Jedes Pfeife zu rauchen, so lange, bis er betäubt umsinkt; dann verbrennen sie ihn. Dasselbe geschieht mit dem Mörder; Diebe müssen sehr viel als Busse zahlen und noch dazu eine gewisse Quantität Diamba rauchen. Verliert oder vergisst Jemand irgendwo etwas und sieht dies ein Diamba-Bruder, so streut er Diamba auf den Gegenstand, womit er ihn unantastbar macht. Jeder, der ihn berührt, ausgenommen der Eigenthümer oder seine Boten, muss sterben, und so kommt es, dass ein Verlierer oft nach längerer Zeit das Verlorene wiederfindet und zwar an ganz derselben Stelle, wo er es verloren. Kriege führen die Caxilanga nur dann, wenn Muquengue es ihnen befiehlt; sie sind sehr gefürchtet, zumal sie schon über 100 Gewehre gebieten. Wer sich ein Gewehr verschafft, ist sofort ein Heerführer, ein geachteter Mann, und selbst wenn er vorher der ärmste Sklave gewesen wäre. Der Durst nach Gewehren trieb denn auch die armen Teufel hinauf mit den Quioco's in deren Land, was sie meistens schwer büssen mussten.

Am ersten Tage des neuen Jahres, den 1. Januar 1879, brachen wir schon früh auf, passirten am 2ten den an 20 Meter breiten M'Sanguêge, der 3te verging ohne bemerkenswerthe Flussübergänge und auch von dem 4. und 5. Januar ist nichts weiter zu berichten. Der Marsch führte uns durch Gestrüpp und Buschwerk hindurch und leider verloren wir manche kostbare Stunde, da unser Führer Casavalla den Weg selbst nicht ordentlich wusste und uns daher oft falsch führte.

„Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe", hatte ich mich allmälig an einige der Landesspeisen gewöhnt und zwar ohne Schaden zu verspüren. Ich stimme Falkenstein bei, dass man die afrikanischen Gerichte ruhig essen kann; jedoch erst dann, wenn man sich an das Klima gewöhnt hat.

Trotz tüchtigen Marsches am 6ten lagerten wir nah am Quicapa-Wasser, am Quiamba; den Naimage, einen mit dichtem Buschwerk bewachsenen Bach, hatten wir vorher passirt. Hier in dieser Gegend fanden sich verschiedene Wildpfade vor, von Elephanten, Impacassò's (Büffeln), Warzenschweinen und Palanka's (Pferdeantilopen) herrührend; auch eine frische Löwenspur nahmen wir wahr.

Der 7te bis zum 11ten Januar verlief monoton in der bekannten Weise; langsam marschirend, drangen wir weiter nach NO. vor, indem wir die Wasserscheide zwischen Quicapa und Luaximo kreuzten. An dem letztgenannten Tage überschritten wir den 22 Meter breiten M'Dembele und rasteten an einem kleinen Bache, der zuerst wieder eine üppige Tropenvegetation zeigte, d. h. schlanke Palmen, breitblättrige Blattpflanzen und ein undurchdringliches Gewirr von Lianen schlossen seine Ufer ein. 150 Meter unterhalb floss der Luaximo, der hier an 96 Meter breit ist und mit sausendem Falle schäumend und brausend dahingurgelt.

Bald, nachdem wir unsere Hütten errichtet, suchte uns eine Anzahl Calunda's, Unterthanen des Caungula am Quimbindu-Berge, auf; sie befanden sich auf der Büffeljagd und hatten gerade eine frische Spur gefunden. Ich schloss mich ihnen mit einigen Leuten an und nach ¾-stündigem mühsamen Marsche trafen wir endlich einen Büffel an. Fast wie auf Commando gaben wir gleichzeitig Feuer, er stürzte hin, erhob sich aber sofort wieder und jagte in raschestem Galopp davon, um dann aber bald zusammenzubrechen. Meine Kugel sass ihm gerade im Gehin, eine Eisenkugel der Wilden hatte er in der Lunge und eine zweite im Buckel. Das Thier war eine Kuh in mittleren Jahren, so gross und breit ungefähr wie mein Reitstier, von etwas stark gelblicher, rother Farbe und nur mit kleinen Hörnern. Nach den Regeln des afrikanischen Jagdrechts erhielt ich nur ein Hinterbein, das meine Leute

nach dem Lager trugen. Kaum waren wir dort angekommen, so brach ein furchtbares Gewitter mit Hagel und Wolkenbruch los, sodass schon nach wenigen Secunden der Boden mit 4 Zoll hohem strömendem Wasser bedeckt war, dass sich natürlich auch in die Zelte und Hütten ergoss. Um 7 Uhr, — um ½6 Uhr hatte das Unwetter begonnen —, war alles, bis auf die Nässe selbstverständlich, wieder vorüber.

Obwohl einige Leute, die am Tage vorher den Luaximo passirt hatten, noch nicht zurück waren, brachen wir doch am 12ten mit dem Gros auf, während Germano mit mehreren Trägern auf dem Lagerplatze blieb. Der Weg war furchtbar, und durch Dornengebüsche und hohen, dichten Capim mussten wir uns in beängstigender Weise hindurchwinden. Gegenüber dem Dorfe des Calala machten wir Halt, aber wir konnten nicht hinüber, da der Fluss hier zu reissend und das Canoë doch zu schwach gebaut war, als dass wir ihm unsere wenigen kostbaren Lasten hätten anvertrauen können.

Am Nachmittage erschien Calala mit einem Untergebehen, sie bettelten um Tabak, erhielten ihn auch und versicherten uns dann ein über das andere Mal, dass sie solche Menschen, wie wir, von ihrer Geburt an noch nie gesehen hätten.

Den 13ten — Germano war unterdessen nachgekommen — blieben wir an dieser Stelle liegen. Die Esswaaren konnten nur sehr spärlich gekauft werden, da das Angebot ein schwaches war. Die hiesigen Leute sagten, sie seien Mai, nicht Luba. Die letzteren wohnen jenseit des Cassai. Es ist hier auch eine ganz andere Raçe, kräftige, musculöse Männer und hellfarbige, grosse, starke Frauen. Der Gesichtsschnitt ist roh, aber nicht thierisch, wie z. B. der unserer Caluba oder der Cachilangue. Mai war bekanntlich ein Bruder des Quibindo Ilungo und mit ihm mag wohl dieser schon mehr kafferartige Stamm hierher gekommen sein.

Auf meine Frage, wohin der Cassai gehe, sagten sie, in den Zaire Muene. „Wie weit ist es bis dahin? —“ Vom Mai 5 Tage! — Ich beschloss, auch wenn die Entfernung noch weiter wäre, mir als nächstes, wichtigstes Ziel den Zaire zu stecken, trotzdem mir Calala sagte, dass die obige Behauptung falsch wäre. Ferner sagte er, der Zaire Muene ginge ins Meer und er wäre so breit, dass man nicht von einem bis zum anderen Ufer sehen könnte. Ich dachte mir, der Lulua, Cassai und Loangue gehen jeder für sich in den Lualaba, dieser führe aber nicht mehr jenen Namen, sondern heisse Zaire Muene. Zugleich berichtete uns Calala, dass wir eine Tagereise weiter abwärts gehen müssten, dort wäre ein neuer Porto mit drei Canoë's und könnten wir

dort ungefährdet übersetzen. Er habe nur sehen wollen, ob wir es hier vielleicht nicht doch riskiren würden!

Mit frischem Muthe wurde demnach am 14. Januar aufgebrochen. Der Weg war entsetzlich und führte uns wiederholt über schäumende Felsbäche hinweg; oft war das Gestrüpp so dicht, dass wir uns mit Gewalt Bahn brechen mussten. Endlich schlugen wir unser Lager am Eingang eines brausenden Wassers in den Luaximo auf. Gierow und ich machten uns sofort auf den Weg und gingen zum Fluss hinunter, der am Ufer mit fast undurchdringlichen Hecken und Gebüschen bewachsen war.

Das Gestein des Luaximo und seiner zuletzt passirten Zuflüsse ist Granit, der oft in dicken Blöcken zu Tage tritt, stellenweise mit vielem eingesprengtem Quarz. Die Beute, die wir machten, bestand in einigen Buceros, die uns mit ihren klagenden Tönen immer vorwärts gelockt hatten, bis wir endlich vier zum Schuss bekamen; diese Vögel leben nur an grösseren Flüssen; von Gesang kann man nicht sprechen, sondern nur von einem klagenden Ruf, den sie fortwährend erschallen lassen.

In der Nacht hatten wir Feuerlärm, zwei Hütten der Träger brannten nieder. Bald darauf goss es wieder in Strömen vom Himmel; trotzdem brachen wir um 8 Uhr auf. Leider, denn der kleine Bach vom Tage vorher hatte sich über Nacht in einen reissenden Strom verwandelt. Der Uebergang wurde auf einer Naturbrücke im wahrsten Sinne des Wortes bewerkstelligt: sie bestand nämlich aus einem zufällig über den Fluss gefallenen Baum. Die erste Hälfte, der Stamm, musste ohne Handstütze überschritten werden, nachher stand es Jedem frei, sich durch das Geäst auf allen Vieren seinen Weg zu bahnen.

Da der Regen von neuem losbrach, mussten wir endlich umkehren und unsere alten Fundos wieder aufsuchen.

Den nächsten Tag wurde schon früh abmarschiert; es drohte neuer Regen, aber trotzdem brachen wir auf, wir mussten ja, denn wir hatten nichts mehr zu brechen und zu beissen, wie wir überhaupt in den letzten 14 Tagen sehr unter Hunger zu leiden gehabt hatten. In Folge der Entbehrungen, die uns wiederholt nöthigten, eine grössere Käfer-Art und Heuschrecken zu essen, waren schon ein älterer Träger sowie eine Sklavin und ihr Kind gestorben. Der Marsch war entsetzlich, immer durch Dünn und Dick, ohne jeglichen Pfad, ohne tüchtigen Führer. Nach Ueberwindung von acht Bächen mit ihren diversen Mooren trafen wir endlich auf einige Wildfallen, welche die Nähe von Menschen andeuteten. Bald kamen uns auch einige Leute entgegen und kurze Zeit darauf errichteten wir unser Lager auf einer capimfreien, kleinen Anhöhe.

Casavalla ging sofort zum Fluss und kam mit guten Nachrichten zurück; ein grosses und ein kleines Canoë standen bereit, uns überzusetzen.

Die Passage ging am 17ten glücklich von Statten, doch mussten wir wieder bedeutend nachzahlen und zwar ausser den vorher abgemachten Preisen noch ein Fässchen Pulver, mehrere Pannos u. s. w.

Ein günstiger Weg führte uns am 18ten in eine freundlichere, hübsche Gegend. Freilich mussten wir wiederum 13 Bäche überschreiten, darunter drei nicht unbedeutende, Namens Muari, Maquelequesse und Lupemba, aber die Uebergänge waren nicht mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Fast alle Gewässer wurden von Palmen begrenzt, besonders von der hässlichen Stechpalme, ferner von einer Bananenblatt-artigen stiellosen Palme, deren Blätter die Länge von 3 Meter erreichten und welche die unter unseren Trägern befindlichen Caluba zum Decken ihrer Hütten gebrauchten. Auch einige kleinere Dörfer berührten wir auf diesem Marsche und staunend kamen uns die Einwohner entgegen gelaufen, dabei zuweilen rufend: „Eh mucua Loanda!" — Das ist nämlich ihr höchster Begriff vom weitesten Punkt der Welt. Einmal kam auch wieder der Luaximo brausend über Katarakten an unseren Weg heran.

Nahe dem Dorfe des „Königs" Mai, des grossen Muene Quiluata, der auch Muene Quimbundo genannt wird, machten wir Halt. Mai schickte bald zu mir und liess anfragen, weshalb ich so weit von ihm mich gelagert hätte, und ich antwortete ihm zur Beruhigung, ich würde ihn morgen aufsuchen. Bald darauf sandte er einen zweiten Boten, der in seinem Auftrage mir mittheilte, mehrere Quiocos wären in ihn gedrungen, uns nicht über den Cassai zu lassen; auch zwei andere Quilolos (Vasallen des Matiamvo, Musevo am Luaximo und Quimbango am Quihumbue) hätten zu ihm geschickt mit der gleichen Anforderung. Als Grund hätten sie angegeben, wir wollten den Lubucos, einem Volke, dem der Matiamvo mit Krieg drohte, Pulver und Waffen bringen. Dies mache jedoch nicht den mindesten Eindruck auf ihn, wir sollten deshalb ganz unbesorgt sein. Ich liess ihm für seine gute Meinung danken und zugleich sagen, dass wir allerdings Waffen hätten, aber nicht für die Lubucos, sondern zum Kämpfen gegen Diejenigen, die uns beleidigen und angreifen würden.

Die Leute hier sind von Mai's Race. Die Frauen gehen fast ganz nackt, nur vorne und hinten an den Hüften haben sie einen losen Fetzen, dessen wulstartige Enden in Palmöl getränkt und mit Taculo-Wurzel rothbraun gefärbt sind. In der Sprache, die sonst die Luba-Sprache ist, kommen viele Lunda-Worte vor.

Froh und heiter brachen wir am 19ten auf, aber unsere gute Laune sollte bald vergehen, denn als wir in das Dorf kamen, verlangte man an den ersten Hütten unser Quilombe. Ich erzwang den Durchgang und im Nu war alles in Waffen und rings um uns her ertönte Kriegsgeschrei. Allmälig trat wieder Ruhe ein, wir lagerten uns vor dem Dorfe und der Fürst entschuldigte sich durch einen Gesandten, der sagte, der „König" hätte gefürchtet, wir würden vorbeigehen, ohne ihm etwas zu geben.

Eine Stunde darauf rief man mich zum Fürsten. Er war ein Mann in den vierziger Jahren, nicht übel aussehend, und nach den ersten Begrüssungsworten durch meinen Dolmetsch liess er etwas Palmwein kommen, von dem ich nur nippte, während er ihm tüchtig zusprach. Ich nahm bald Abschied von ihm und kehrte zu meinen Leuten zurück, die sehr durch die Dorfbewohner belästigt wurden. Kurz darauf sandte uns Mai eine Ziege zum Geschenk und gegen Abend kam er selbst mit seinen beiden ersten Frauen an. Er erzählte uns viel von seiner Freundschaft für uns und dass er ein Herz habe wie ein Weisser; dazu trank er oft von dem uns mitgebrachten Carima, ohne uns jedoch zum Trinken zu nöthigen. Nachdem er uns noch gebeten, die für ihn bestimmten Geschenke ihm während der Nacht zu senden (damit seine Unterthanen davon nichts merkten), trottete er wieder von dannen. Wir freilich glaubten nicht so recht an seine Aufrichtigkeit und an sein edles Herz.

Am nächsten Tage liess der Fürst unseren Führer, Casavalla, rufen und hielt in seiner Gegenwart einen grossen Folkething ab, in dem er eine längere Rede hielt und eifrig die Vorzüge der Bena-Mais rühmte, welche die Durchreisenden nicht plünderten, sondern nach Empfang der Geschenke ruhig ihren Weg ziehen liessen.

Uns stattete er dann durch Casavalla seinen Dank für die Geschenke, mit denen er zufrieden wäre, ab. Am Abend wurden wir zu ihm geholt, er versicherte uns von neuem seiner Freundschaft und trank dazu unglaubliche Quantitäten Palmwein, während wir das Zusehen hatten. Nachher schwor er mir sogar ewige Freundschaft, indem er mir die Hand mit Pende einrieb, und wünschte auch von mir getauft zu werden; hierdurch glaubte er natürlich nur bei mir jeden Verdacht einzuschläfern, einen religiösen Begriff verband er mit dem Getauftwerden so wenig, wie die der Küste näherwohnenden Neger, die stets von den Weissen getauft sein wollen, weil sie gehört haben, dass Jene es sind, es also doch vornehm sein muss.

Ein reger Handel und Verkehr entwickelte sich bald in unserem Lager. Später erschien Mai's jüngste Tochter und liess, nach einigem

Zögern, verschämt übersetzen, sie wünsche mit Herrn Gierow ein Freundschaftsverhältniss anzuknüpfen. Ich gestehe, im ersten Augenblicke konnte ich ein Neidgefühl nicht ganz unterdrücken; der Gedanke, das Herz einer holden Fürstentochter, wenn auch nur einer schwarzen, wenig decent gekleideten, gerührt zu haben, muss ja etwas äusserst Romantisches, Verlockendes haben; allein bald klärte sich die Sache auf: ein solches Verhältniss bei den Luba hatte durchaus nichts mit Herzensaffecten zu schaffen, es war lediglich ein Contract, nach welchem die Mädchen dort den auserwählten Fremden während seiner Anwesenheit mit Speise und Trank versehen und dafür entsprechende Gegenleistungen an Zeug und Perlen erwarten; eine Verpflichtung also für die Frau, alle ihre zum Verkauf gebrachte Esswaare nur an den einen Mann zu verkaufen und für den Mann, solche nur von ihr zu kaufen. Bald stellte sich auch heraus, warum die Kleine nicht zu mir gekommen war und ich konnte mich trösten, denn mir gebührte als dem Häuptling, und somit dem Vater der Karawane, die Ehre der Freundschaft mit der angesehensten Dame des Ortes, mit der Mutter des Mai, welche sich denn auch bald einstellte.

Der Abend aber sollte uns zeigen, dass wir uns in Mai nicht geirrt. Wir waren gerade zur Ruhe gegangen, da erhob sich plötzlich im Dorfe dicht bei uns ein furchtbarer Lärm. Man brüllte und schrie durcheinander, dass wir nicht gehen dürften oder doch nur unter der Bedingung, dass die Hälfte der Waaren hier bliebe. Wir hätten ihrem Fürsten nichts gegeben und könnten demnach auch nicht verlangen, dass sie uns in das Innere hineingehen liessen. Einige Kugeln flogen in unser Lager, und sofort eilten wir hinaus und vertheilten Schrot und Pulver an die Träger, um wenigstens auf alle Fälle gesichert zu sein. Wir merkten jedoch, dass die Kugeln über uns hinwegflogen, es schienen also nur Schreckschüsse zu sein, und so empfahlen wir unseren Leuten, das Feuer auf keinen Fall zu erwidern. Für diesen Abend schienen die „edlen Bena-Mai“ befriedigt zu sein, denn innerhalb einer Stunde trat nach und nach Ruhe ein.

Die Komödie, die Mai mit uns gespielt, war klar. Er hatte die Sachen sich heimlich geben lassen, d. h. mit Wissen seiner Unterthanen, die nun, in Folge vorheriger Verabredung, uns zur Rede stellen wollten, weshalb wir ihr würdiges Oberhaupt nicht beschenkt.

Am Morgen des 21sten schickte ich Casavalla und Germano zum Herrscher; er gestand selbst den Streich ein, den er uns gespielt, entschuldigte sich jedoch damit, dass Matiamvo ihm streng verboten hätte, keinen Weissen über den Cassai gehen zu lassen. Demnach

dürfe er auch uns dies nicht erlauben, da ihn sonst der Matiamvo tödten würde, und wir müssten deshalb wieder zurückgehen.

Dieser Bescheid drückte mich im tiefsten Grade nieder. Alle so kühn gefassten Pläne mussten also wieder aufgegeben werden, denn mit den Waffen in der Hand konnten wir uns nicht den Weitermarsch erzwingen, da wir dann, ganz abgesehen von allem Anderen, bald verhungert wären. Ja, hätten wir über ein Boot zu verfügen gehabt, so hätten wir leichter vordringen können!

Während wir untereinander beriethen, was zu thun wäre, ertönte fortwährend mit nervenerschütterndem Lärm die Kriegstrommel, die Tabalha, und auch Schüsse wurden wieder abgefeuert. Auf Befragen theilte man uns mit, die Trommel würde deshalb geschlagen, weil der Soba Palmwein trinke! — Am Tage vorher trank er ihn ohne diese aufregende Musik. Unsere Träger waren wieder leichten Muthes, für das Pulver, das wir ihnen zur Vertheidigung gegeben, kauften sie sich Hühner und andere Esswaaren. Und auf diese Menschen sollten wir uns verlassen können.

Zu Mittag neuer furchtbarer Spektakel — Musevo war angekommen und zwar in Begleitung eines ganzen Heeres, mit dem er uns schon seit zehn Tagereisen gefolgt war. Resignirt sagten wir uns, dass nun alles aus wäre. Casavalla wurde zur Begrüssung zu ihm geschickt, aber Musevo sagte ihm, er müsse erst ausruhen und essen, dann würde er uns seine Entscheidung mittheilen.

In furchtbarer Spannung verlief der Nachmittag und Abend. Einige Leute aus Musevo's Begleitung kamen in unser Lager; sie waren unbewaffnet und verhielten sich ziemlich ruhig, aber Beides konnte sich ja jeden Augenblick ändern.

Vollständig bekleidet und die Waffen neben uns legten wir uns nieder. Um 11 Uhr Nachts wurden wir durch Schüsse aufgeschreckt. Wir eilen hinaus und Casavalla hatte den Muth, hinzugehen und zu fragen, was dies denn bedeute. Es sei Obito oder Tambi, eine zu Ehren der verstorbenen Mutter des Soba veranstaltete Feier, lautete die Antwort. Dabei klang unaufhörlich die Kriegstrommel zu uns herüber.

Um 12 Uhr hörten die Schüsse auf und wir legten uns wieder nieder, wurden aber um 4 Uhr schon von neuem gestört, diesmal nicht durch Menschen, sondern durch Quissonde, welche die Hütte angefüllt hatten. Eine Stunde darauf begannen die Wilden ihr Geheul mit frischen Kräften und lärmten bis in den Vormittag hinein.

Um 9 Uhr schickten wir Casavalla zu dem Mona. Er hatte die Frechheit, zu behaupten, die Schüsse in der Nacht wären zu unseren Ehren abgefeuert worden, ferner hätte er uns eine Ziege als Geschenk

mitgebracht, er könnte sie uns jedoch nicht geben aus dem einfachen Grunde, weil sie schon geschlachtet wäre. Gleich darauf sagte er, er wäre gekommen, um uns zu bekriegen, da er unter keinen Umständen zugäbe, dass wir nach Norden gingen. Erfreut wäre er, dass wir zurückgehen wollten und dies erlaube er uns.

Zwei Stunden darauf ging Casavalla wieder hin und nun verlangte er, wir müssten ihn in sein Dorf begleiten. Kurz nachdem wir diese Nachricht empfangen, stattete er uns selbst seinen Besuch ab. Sein Aeusseres war nicht grade abstossend; er mochte an 40 Jahr alt sein, hoch und schön gewachsen, mit kühnen Gesten und herrischem Wesen; er verlangte einen Uniformrock und Salz, und wir erfüllten gern seine Forderung.

Ich versuchte dann, ihm den Zweck unserer Reise zu erklären, zeigte ihm Vogelbälge, Käfer, Bücher etc., aber er lächelte höhnisch zu allem und verwarnte mich schliesslich in längerer Rede und unter Androhung von Feindseligkeiten, ja nicht seinen Anordnungen zuwider zu handeln. Er bestand darauf, dass wir mit in sein Dorf gehen sollten. Mai schien sich unterdessen besonnen zu haben, denn er verlangte nun, ich solle bei ihm bleiben und eine Factorei errichten. Auf wen sollte ich nun hören? Ich hoffte, beide würden miteinander in Streit gerathen und ich könnte mich dann ihrer entledigen, aber Mai wagte doch nicht, ernstlich dem Sohne Matiamvo's entgegenzutreten und gab schliesslich seine Zustimmung zu unserem Abmarsche.

Die beiden Biedermänner hatten sich allem Anschein nach auch noch über andere Sachen wie über uns allein entzweit. Jedenfalls hatte Mai erwartet, dass Musevo gekommen wäre, um ihm in seinen verschiedenen Kämpfen beizustehen. Musevo machte jedoch Ausflüchte und wollte das Wagniss lieber noch verschieben.

An diesem Tage fand auch eine Sonnenfinsterniss statt. Ich hatte Musevo darauf aufmerksam gemacht und sandte zum Beginn auch einen Boten an ihn ab, er wurde aber aufgeregt, wollte nichts sehen, nannte mich einen Lügner und warf zuletzt den Boten hinaus. Die Anderen sahen es nachher und haben es ihm sicherlich mitgetheilt; vielleicht oder vielmehr gewiss machte die Prophezeihung einigen Eindruck auf ihn und stimmte ihn für uns milder. Die Sonnenfinsterniss hörte nach meiner Uhr um 3 Uhr 42 Minuten Nachmittags auf. Ich bedauerte unendlich, dass sie nicht total war, aber auch so war der Effect ein enormer. Man musste die verlegen grinsenden Gesichter der Kerle sehen, die den ganzen Tag bewaffnet im Lager umhergeschlendert waren, als sich das bekannte eigenthümliche Licht über die Erde legte: „Es war nicht Nacht, es war nicht Tag, es war ein eignes Grauen!“

Ich benachrichtigte den Musevo, dass ich am Morgen des nächsten Tages zum Aufbruch bereit wäre, und er war damit zufrieden.

Schwer wurde mir der Abschied allerdings sehr. Der riesige Wasserfall M'Bimbi, den der N'Zaire in der Nähe des Mai bildet, in welchem ein grosser „Zauber" steckt, und der nach Beschreibung über 35 Meter hoch ist und eine ganz enorme Wassermasse weithin im Bogen schleudert, das ersehnte erste Ziel der Reise, dem ich geträumt hatte den Namen unseres Kaisers geben zu dürfen, damit war es nun aus: „Wenn Du wiederkommst, mein Freund", versprach mir später, wenn ich es beklagte, Musevo. Und nur 6 Stunden trennten uns beim Mai von ihm, wir hörten ihn manchmal rauschen, in einem Tage hätte ich ihn erreichen können, aber meine Karawane und meine Sachen heimlich verlassen, um sie dann wahrscheinlich nicht wiederzufinden — das wagte ich doch nicht! So ging es denn am 25sten fort, ohne dass Mai auch nur gemuckst hätte. Weit marschirten wir nicht, nach einigen Stunden machten wir in der Nähe eines Dorfes Halt.

Die Nacht verging recht ungemüthlich. Erstlich liessen mich die Gedanken nicht schlafen, da ich fürchtete, Musevo würde uns zum Matiamvo schleppen, und dann zog ein Gewitter mit heftigem Sturme auf und der letztere machte in den breiten Palmenblättern einen Höllenspektakel.

Am 26. Januar wurden wir gezwungen, schon um ½10 Uhr Rast zu machen. Die Hitze — 36° in der Sonne, 34° im Schatten — war erdrückend, dabei hockte der Musevo in unserer Hütte herum und sang uns zuweilen einige seiner herzerweichenden „Volkslieder" vor. —

Der entfernteste Punkt, welchen die Quioco vom Cassai kannten, war der Eintritt des Loangue in ihn, 20 Tage vom Mai entfernt, also unter dem dritten Grade oder eher 3° 30, südlicher Breite und 21° östlicher Länge. So kann Stanley's Ikelembe sehr gut der Cassai sein. Bei allen heisst er hier der „Hauptfluss", der Zaire Muene, der ins Meer geht. Einige Quioco aber wussten doch, dass nach seiner Vereinigung mit dem grossen Lualaba der Quéngo, der südlich von Cahungula entspringt, und der Cuilu, jeder apart wie der Quango, in ihn gehen.

Den 27sten überschritten wir wieder mehrere Bäche und blieben hinter dem Dicunduige, dicht bei dem Quioco Cazico, liegen. Der Soba sagte uns hier, dass er vom Hörensagen den Lualaba im NO. und O. kenne; er wäre viel grösser als der Cassai und man muthmasste hier, dass der letztere in ihn münde. Der Lufua N'Gima soll eine Erweiterung des Lualaba sein, vorher ginge noch der Lubilach in ihn. Unterhalb wohnten die Masoco, welche die Quioco nicht bis zur

Einmündung des Loangue kommen liessen; dieselben sind mehr wie 20 Tage vom Mai entfernt. Am „grossen Flusse“, also dem Lualaba, wohnen die Tucongo, die sehr kriegerisch sein sollen.

Hier erfuhr ich auch, dass der Musevo noch sieben Tagereisen von hier entfernt wohne; so weit her war er uns also nachgekommen.

Am 28sten marschierten wir weiter, passirten ein Dorf der Calala, ein anderes der Luba und zwei der Quioco's; bei einem kleinen Bache lagerten wir uns.

Nach ungefährer Berechnung dürfte Muquengue liegen 5° 20′ südlicher Breite und 24°, östlicher Länge, Quiombo - Land 5° 50′ südlicher Breite und 23° östlicher Länge, Luquéngo, Einfluss vom Lulua in den Cassai, 5° südlicher Breite und 21° 40′ östlicher Länge, und der Einfluss des Loangue 3° südlicher Breite und 21° östlicher Länge.

Den nächsten Tag hatten wir das Vergnügen, fast vier Stunden im Regen zu gehen; auch das Lager wurde vollständig im Nassen aufgeschlagen, und dazu kam noch, dass wir nichts zu essen hatten. Ferner hatte man hier beabsichtigt, uns zu überfallen, wie dies aus einem durch einen unserer Führer belauschtem Zwiegespräch hervorgegangen war. Musevo jedoch hatte gesagt, wir wären seine Freunde und er führe uns deshalb in sein Dorf. Ich schickte sofort zum Soba und liess ihm mittheilen, dass wir, wenn wir auch nur das geringste einer Feindseligkeit merkten, sofort in sein Dorf feuern würden.

Von Muquengue kamen an diesem Tage auch drei Gesandte an, die mich begrüssen sollten. Das war nun leider zu spät und befreite mich nicht aus der Falle, in der ich mich befand.

Bei günstiger Witterung ging es am 30sten weiter südlich; wir durchschritten den Milungula, an dem das Dorf des Molua Caciongo lag, passirten dann einen zweiten Bach, den Calucangue und gingen dann südwestlich durch ödes Land, das sich erst jenseit des Cailolo in ein freundlicheres Gewand kleidete. Dort blieben wir denn auch liegen. Trotzdem wir von dem nächsten Dorfe durch einen dichten Wald getrennt waren, waren wir bald von Neugierigen aller Art, unter denen sich auch viele Tuchilangue befanden, belagert. Die Esswaaren wurden in ziemlicher Menge verhandelt; es befand sich unter ihnen in grosser Anzahl eine neue Frucht, Ginguba Ca M'Bambi (Antilopen-Ginguba), die hier viel gebaut wurde. Die Frucht ist grösser als die ächte und hat zwei Mandeln; Oel wird jedoch aus ihr nicht bereitet, sie dient nur zum Essen.

Wie am vorigen Tage kamen auch heute Abgesandte zu mir und zwar — man höre und staune — von Mai's Leuten, die mich dem Musevo überliefert. — Sie hätten gehört, richteten sie mir aus, dass ich

nichts Schlimmes im Schilde führe, sondern dass ich mir alle Namen nur deshalb aufgeschrieben hätte, um bei ihnen später Factoreien zu errichten und mit ihnen Handel zu treiben. Sie liessen mich dringend bitten, ohne mich um den Musevo zu kümmern, umzukehren und mich unter ihren Schutz zu stellen, sie würden dann gern erlauben, dass ich auch weiter vordringen könnte. Ich antwortete ihnen, ich hätte dazu leider keine Waaren mehr, bei einer zweiten Reise würde ich sie aber berücksichtigen und ihre Hilfe in Anspruch nehmen.

Den 31. Januar mussten wir liegen bleiben, da ein Bach vor uns durch diverse Regengüsse in der Nacht so angeschwollen war, dass er nicht passirbar war. Mir kam diese Ruhe recht erwünscht, denn durch die letzten fortwährenden Aufregungen, durch die Sorge um die Zukunft, durch den Wechsel von Sonnenschein und Regen, die ewigen Durchnässungen und ferner die schwer verdaulichen Speisen war meine Constitution nicht wenig erschüttert und mit Angst und Schrecken sah ich etwaigen neuen Fieberanfällen entgegen.

Nach Südsüdwest zu setzten wir am 1. Februar unseren Marsch fort, natürlich wieder über fünf Bäche. Musevo ging mit seinen Leuten ein gut Stück Weges voran; nach einigen Stunden schickte er uns einen Boten, durch den er uns sagen liess, die Quioco wollten uns angreifen, wir möchten aber auf sie feuern. Der edle Herrscher hatte also vor seinen eigenen Vasallen Angst. Zum Glück hatten die Quioco vor uns noch mehr Furcht, denn keinerlei Feindseligkeiten wurden gegen uns unternommen und in aller Ruhe schlugen wir unsere Hütten nahe dem Dorfe des Lonamulope Capende auf.

Die Quioco zeichnen sich durch Intelligenz vor den Lunda aus; ein Quioco z. B. kann die Richtung eines Ortes, wo er gewesen, auch des weitesten, angeben, und zwar täuscht er sich nur selten, ein Lunda kann nicht einmal die Richtung seines Dorfes nach einem anderen, ganz nahen, angeben. Ich glaube, dass hier schon bald ein Quioco-Reich entstehen wird und die wenigen, diesseits des Cassai wohnenden Lunda werden dann zu Sklaven gemacht werden.

Am 2. Februar marschirte Musevo im Eilmarsch voran, um noch heute in sein Dorf zu gelangen, wohin wir erst am nächsten Tage kommen sollten; unsere Fundos schlugen wir zwischen zwei kleinen Bächen auf.

Die Lunda-Sprache ist von allen mir bekannt gewordenen afrikanischen die ärmste und hässlichste; selbst wenn man sie kennt, lässt sie sich schwer verstehen, da sie sich wirr und kraus anhört; zudem können die Lunda eine ganze Menge Consonanten nicht aussprechen und rauh und hart klingt alles, was sie sagen. Die Quioco-Sprache,

die zwar kein r hat, ist bei weitem leichter verständlich und hört sich auch besser an.

Der 3. Februar führte uns an unser vorläufiges Ziel. Nachdem wir dem Luaximo ganz nahe gekommen waren und zwei Dörfer, Vasallen des Musevo gehörig, berührt hatten, überschritten wir einen kleinen Fluss und schlugen nicht weit von Musevo's Dorf unser Lager auf.

Sofort waren wir von einem ganzen Schwarm Eingeborener belästigt, die uns jedoch nicht feindlich entgegentraten. Auch ein portugiesischer Neger besuchte uns, ein Bihener, der zu der schon wiederholt erwähnten Commitiva der Ca N'Gombe gehört hatte und hier schon drei Jahre auf die Rückkehr der Anderen, die an den Cassai gegangen waren, wartete. Gerüchtweise verlautete, dass die ganze Gesellschaft von Quiala's Leuten in eine Falle gelockt und Nachts ermordet worden sei. Seltsam wäre es aber wohl, wenn nicht ein Einziger entkommen und zurückgekehrt wäre.

Die Nacht verlief recht unruhig, denn vom Dorfe scholl lautes Geschrei und Gebrüll herüber, vielleicht aus Freude, dass sie uns nun endlich in ihrer Gewalt hatten.

Vom Musevo hörten wir übrigens am kommenden Morgen nette Geschichten. Seiner Mutter hatte er vor einem Jahre Fetisch gemacht, an dem sie gestorben war; dann hatte es ihm aber leid gethan und um es wieder gut zu machen, liess er vier junge, schöne Mädchen schlachten. Gestern wollte er einen jungen Mann, der mit einer seiner 36 Frauen etwas geliebäugelt, tödten lassen und nur der Caquata Cabuita Cabende hatte den Verbrecher halb durch Fürbitte, halb eigenmächtig einstweilen in Sicherheit gebracht. Musevo's Herrschsucht ist sehr gross und speciell wohl aus diesem Grunde hatte kürzlich der Matiamvo den ebengenannten Caquata zu ihm geschickt, um ihn zu sich rufen zu lassen und dann vielleicht abzusetzen.

Nachmittags besuchte uns Musevo; er war sehr freundlich, sagte u. a., ich könnte bald wieder fort und weiter vorwärts dringen, gab mir auch an, was hier gebraucht wurde, kurz, zeigte sich von einer liebenswürdigen, angenehmen Seite. Abends schickte er uns mehrere Geschenke — einen Ziegenbock und drei Muhamba Bombo — und liess uns bitten, die für ihn und seinen Vater bestimmten Geschenke erst am nächsten Morgen in aller Frühe zu senden.

Wir willfahrten seiner Bitte, aber die verschiedenen Gaben passten ihm zuerst durchaus nicht; endlich nahm er sie an, liess sich aber noch etwas Pulver und Perlen und ferner eine der Blechkisten nachkommen. Dann liess er uns sagen, wir müssten einen Monat liegen bleiben, da er Boten an den Matiamvo schicken wolle. Ich antwortete

ihm, dass ich dies unter allen Umständen nicht thun könne, da ich, weil ich hier alles verausgeben würde, beim Rückmarsche verhungern müsste.

Was das Verhungern anbetraf, so konnten wir hier schon einige Vorproben machen, denn es wurden uns nur sehr wenige Vorräthe zum Verkauf gebracht. Desto öfter schickte der Musevo zu uns und bat bald um dies, bald um jenes.

Die Nacht verging grade nicht auf angenehme Weise. Kaum war ich eingeschlafen, so kamen gegen 12 Uhr meine Träger aus dem Dorfe unter Jauchzen und Schreien zurück und erzählten ihren im Lager gebliebenen Kameraden laut und brüllend ihre Abenteuer. Dazu erhob ganz dicht in der Nähe ein von einem Träger gekaufter Palumba-Affe seine Sterbe-Klage und auch ein Säugling stimmte seine ohrenzerreissenden Lieder an. Mit der Ruhe war es vorbei und resignirt erhob ich mich, um mein Tagebuch weiter fortzuführen.

Was sollte ich aber mit solchen Leuten, wie meine Träger waren, anfangen? — Schon in der zweiten Nacht, die wir in Feindesland zubrachten, standen sie mit unseren Gegnern auf vertrautestem Fusse.

Einige, die Tauschwaaren und Geschenke betreffende Notizen für Erforscher des westlichen Afrikas mögen hier folgen. Missanga branca (weisse Perlen) kaufe man nicht, da sie höchstens über Matiamvo hinaus Werth haben, wohin aber sehr selten Jemand kommen wird. Von Buzi sind mehrere hundert Pfund nöthig, von Almandrilha — länglichen weissen Porzellanperlen mit bunten Blumen — eine Last. 5 600 Pfund Missanga mavia, grosse, rothe, kugelförmige Perlen mit weissem Loch. Eine Last Podra verde, grosse, geschliffene, dunkelgrüne Glasperlen, ferner viel Cassongos, weisse, rothe, blaue, helle kleine gewöhnliche Stickperlen. Sonst alle möglichen hübschen Gestaltungen und Producte Venedigs. Sodann Messing und Kupferdraht, besonders dicker, $^3/_4$ Zoll stark, sehr viel Pulver und zwar ganz ordinäres, grobes, denn kein Neger lässt sich, selbst nicht einmal durch Erfahrung, überzeugen, dass das feine besser sei; Fazenda Riscado (weiss und bunt), in Manchester apart zu kaufen; Indiana, mit Tapetenfarben, hiervon nur wenig für Geschenke; Algodaõ (Americana), weisses gewöhnliches Baumwollenzeug; einige Pannos decosta, bunte und grosse von feiner Baumwolle, zusammen wenigstens an 30 Lasten; Fazenda de Lei, ordinäres, weisses Spinnwebzeug (in Loanda zu kaufen); 20 lange, mit dickem Lauf versehene Gewehre mit Feuerschlössern und roth gebeiztem Schaft (in Loanda oder Dondo zu kaufen); Baeta, schlechten, blauen und rothen Flanell mit zwei weissen Tuchrändern; mehrere Dutzend eiserne blaue Teller und Kannen oder

Becher mit Henkel; mehrere Dutzend weisse Sonnenschirme (umbrellas), abwechselnd mit einem weissen und einem bunten Felde; mehrere Hüte von ordinärstem Filz, aber nicht alte getragene, vielleicht mit Goldborten oder Goldschnur; an 6 Stück Uniformröcke mit rothen und blauen Schnörkeleien auf den Achseln; 12 Dutzend Matrosenmesser; vollständige Sättel; leichte und bequeme Pritschen; Stahl-Naseneisen für die Ochsen; Messingketten mit stärkstem Karabinerhaken, und dann noch Zügel und eine grössere Menge Karabinerhaken. —

Der Besuch der Hoheit blieb mir auch an diesem Tage nicht erspart. Er schnüffelte überall umher, besah alles und wollte alles haben, zuletzt verlangte er, dass ich an Matiamvo einen Brief schreiben sollte, in dem ich ihm mittheilte, dass ich nichts mehr hätte, aber wiederkommen wollte! Dann erlaubte er mir, am nächsten Tage mit einigen Leuten aufzubrechen, um bis zum nahen Quihumbue zu gelangen. Die Uebrigen blieben mit den wenigen Lasten bis zu meiner Rückkehr da. Das war doch wenigstens etwas erreicht und ich war über dieses Wenige sehr froh.

Zehntes Kapitel.

Ein Ausflug. Der Brief an Matiamvo. Abschied von Musevo. Passage des Quicapa. Neuer Aufenthalt bei Cahungula. Bemerkenswerthe Notizen. Furcht vor Löwen. Schneller Rückmarsch. Neue Hungersnoth. Die Löwen-Fetische. Zum Schluss noch Gefahren. Desertion der Träger. Passage des Quango und Lui. Verbreitung der Hausthiere. Ausser Gefahr. Ankunft in Malange. Ein directer Weg an den Zaire. Schluss.

Nach einer in Folge fortwährenden Geschreies und Batuque-Tanzens schlecht verbrachten Nacht brach ich am frühen Morgen des 7. Februar mit zwanzig der jüngsten Leute auf; wir nahmen nur die Tipoya, Waffen und einige Decken mit. Gierow blieb mit sämmtlichen Uebrigen zurück. Wir folgten erst dem Laufe des Luaximo von ferne, dann gings östlich über unbewohntes, ödes Land; um 12 Uhr passirten wir das Dörfchen des Quioco Cha Mapundo und eine Stunde darauf langten wir beim Cha Issari am Quiumbue an. Bis 4 Uhr dauerte das auf zwei kleinen Canoës stattfindende mühselige Uebersetzen; dann gings weiter und da ich nicht bei dem übelbeleumundeten Caungula Muene übernachten wollte, machte ich bei Cha-Pidi Halt, einem Quioco, von dessen Dorf man den Caximoximo, ferner das Dorf des Caungula, das Thal des Luembe und die Vereinigung desselben mit dem Luya sehen konnte.

In der Nacht war es recht kühl, zumal ich unter einem offenen Strohdach schlief; sehr früh brachen wir wieder auf und schon um 10 Uhr befanden wir uns wieder jenseits des Quiumbue, der hier 97 Meter breit war; der Luembe sollte 110 Meter und der Cassai weit über 300 Meter breit sein. Gegen Abend kehrten wir wieder zu den Unsrigen zurück und brachte ich noch eine Jagdbeute mit, da ich am Nachmittage ein Tohile, eine Antilope, ungefähr so gross wie unser Damhirsch, mit fusslangen, hintergedrehten Hörnern, durch einen glücklichen Schuss erlegt hatte.

Im Lager fand ich alles unverändert vor, nur die Caquata Matiamvo's, die wir aus Erbarmen mitnehmen wollten, schienen sich zum Aufbruch zu rüsten.

Bald nach meiner Ankunft liess mich Musevo von neuem bitten, einen Brief an den Matiamvo zu schreiben, in dem ich ihm erzählen sollte, dass ich nichts mehr hätte, ihm also auch nichts schenken könnte. (Die für Matiamvo an Musevo überlieferten Geschenke wollte derselbe natürlich behalten). So setzte ich mich denn hin und verfasste im schönsten Quimbari-Portugiesisch den lächerlichsten Brief, den ich je im Leben geschrieben.

Am nächsten Morgen, dem des 7. Februar, schickte ich auf's Neue zum Soba und liess fragen, ob ich nicht endlich abziehen könnte. Die hocherfreuliche Antwort kam bald: Wir könnten sofort aufbrechen! — Das liessen wir uns nicht zweimal sagen und schon um 9 Uhr befanden wir uns am Ufer des Flusses, dessen Breite sich hier auf 96 Meter beziffert, während die Tiefe durchgängig nicht mehr wie 3 Meter beträgt; die Strömung ist nur mittelstark, obwohl das Bett felsig ist.

Auf dem Marsche sah ich auch, dass sich unsere verhungerten, von mir oft bemitleideten Träger eine ganze Karawane Sklaven, zumeist weiblicher, gekauft hatten! Dagegen konnte ich jetzt nichts mehr thun, aber sie sollten mir nicht noch einmal klagen.

Die Passage ging ohne Unfall vor sich und jenseits schlugen wir unsere Hütten auf. Musevo war uns nachgekommen, um sich zu verabschieden; er fürchtete sich jedoch, das Canoë zu besteigen, vielleicht aus Angst, dass ihn die Fährleute verunglücken liessen. Einen Fürsten tödten, das ist unmöglich, aber ihn auf irgend eine Weise umkommen lassen, wie durch eigene Schuld, das geht schon eher.

Musevo ist übrigens der Einzige in ganz Lunda, der von Matiamvo das „Messer" erhalten hat, d. h. er besitzt das Recht über Tod und Leben und kann Jeden ohne Ursache und ohne irgend Jemandem Rechenschaft darüber abzulegen, köpfen lassen. Um sein Haus zieht sich ein langer Doppelzaun, mit Dornen ausgedichtet; herum und an ihm hängen, wie bei Matiamvo, die Schädel der Verurtheilten, und ihre Zahl war durchaus nicht klein.

Am Abend, grade bei der Observation, näherte sich unserem Zelte, das 20 Meter vom Flusse entfernt lag, bis auf fünf Schritt ein Nilpferd. Leider, leider hatten wir unsere Waffen nicht bei der Hand und als wir sie in Anschlag brachten, war das Thier schon wieder in das Wasser geflüchtet.

Die Nacht war köstlich; von 9—6 Uhr ruhten wir, nach 21 Tagen endlich einmal wieder nicht in den Kleidern, in behaglicher Sicherheit.

Da unsere Lunda-Leute, die wir als Führer bis zum Quicapa nothwendig gebrauchten, nicht ankamen, blieben wir den nächsten Tag noch liegen.

Am 11. Februar brachen wir ungehindert auf, gingen erst eine Strecke am Luaximo hinauf, bogen dann aber etwas nach W. ab, und lagerten uns dicht bei einem Quioco-Dorfe. Hier holten uns auch acht Leute des Musevo ein, die uns begleiten und einige Elephantenzähne verkaufen sollten.

Am nächsten Tage folgten wir dem M'Sombuige, passirten zwei rechte Zuflüsse desselben, den Cabuila und Calepe, und errichteten auf halbem Wege zum Quicapa unser Lager dicht bei einem Dorfe des Cadima Sanga. Nachmittags begann ein leiser Regen und konnte sich darüber unser Quioco-Führer nicht genug wundern, denn er besass in Gestalt einer Gazellenhornpfeife ein vorzügliches Dibulo gegen den Regen und zwei Stunden hindurch wohl hatte er in rührender Weise gepfiffen und geflötet, um die drohenden Wolken zu verscheuchen. Alle Mühe war also umsonst gewesen.

Ueber ein endloses Plateau ohne Wasser, aber mit üppiger Vegetation von hohem Capim und verkrüppelten Bäumen, marschirten wir am 13ten entlang und kamen endlich zum Caihoé, an dessen Ufer wir uns lagerten.

In der Nacht entfloh eine Sklavin unter Zurücklassung ihres Säuglings; wir mussten deshalb liegen bleiben, denn der grösste Theil unserer Leute machte sich sofort zur Verfolgung auf und fing denn auch glücklich die Entflohene wieder ein. Eine tüchtige Tracht Prügel belohnte sie für ihren Versuch.

Der 15. Februar führte uns in Folge hässlicher und aufgeweichter Wege nicht weit. Kaum hatten wir unsere Hütten errichtet, so entstand in dem nahen Quioco-Dorfe Lärm und die Quioco erklärten uns, am jenseitigen Ufer des Quicapa, den wir morgen erreichen wollten, stände Mona Quinguengue mit einem Heer, um uns auszuplündern und zu tödten; die Bangala hätten seinen Leuten Elephantenzähne geraubt und an uns wollte er nun Rache dafür nehmen. — Wir möchten jedoch keine Angst haben, setzten sie hinzu, sie würden uns einen guten Weg führen und uns beschützen.

Dem war natürlich nicht zu trauen und unter Dankesworten für ihre grosse Liebenswürdigkeit theilte ich ihnen mit, dass wir uns selbst schützen könnten und auf Jeden, der uns belästige oder angriffe, feuern würden.

Der Soba schien dadurch eine bessere Ansicht von uns bekommen zu haben, denn er sandte uns als Geschenk zwei Hühner und etwas

Fuba und liess uns über die Absicht des Mona Quinguengue beruhigen; „es würde ja nicht so schlimm werden“, meinte der Bote.

Ich vernahm hier die Bestätigung des schon früher Gehörten, dass nämlich die Tucongo, Tubinge und Uanda Menschenfresser sind. Man erzählte mir die schaurige Mär, dass sie in der Schlacht einen langen Korb mit kurzem Henkel an der linken Achsel hängen haben und in diesen alles hineinwerfen, was sie schnell von den getödteten oder verwundeten Feinden abschneiden oder abhacken können. Die Mataba verschmähen das Menschenfleisch; sie haben dieselbe Religion wie die Lunda, jedoch bauen sie, wie die meisten Neger, keine Götzenhäuschen.

Den Quicapa erreichten wir glücklich am Vormittage des 16. Februar; seine Breite betrug an 110 Meter, der Strom war mittelstark und das Thal ziemlich flach.

Nach längerem Warten erschien der Fährmann des Bootes und sagte uns, er könne uns nicht übersetzen, wir müssten zum Cahungula (der westwärts von da am Lovüa sitzt) gehen, sonst schnitte der ihm den Kopf ab. Wir erklärten ihm, wir wollten dorthin gehen, er möchte uns nur übersetzen. Das dürfe er nicht, ohne nicht erst mit seinem Herrn zu sprechen, antwortete er und entfernte sich sodann. Aus dieser Weigerung schloss ich, dass der Ueberfall Quinguengue's eine Mythe gewesen war, denn sonst wären wir sicher ohne Zaudern über den Fluss gesetzt worden, um uns ins Verderben zu stürzen.

Ein Soba, der uns mit Fuba nachgekommen war, sagte, sie hätten drüben Angst, dass die uns beigegebenen Leute des Musevo ihnen im Auftrage ihres Herrn die Hälse abschneiden würden; wir könnten, fügte er hinzu, auch an einer weiter unten gelegenen Stelle übersetzen. Er theilte uns auch mit, dass der Lulua noch zehn Tage vom Mai entfernt wäre; dort wohnten nur Luba und Tuchilangue.

Am Nachmittage erschienen einige Abgesandte, die uns erst nach vielem Remonstriren versprachen, am nächsten Morgen überzusetzen.

Das Versprechen wurde denn auch, nachdem die Bezahlung abgemacht worden war, um 11 Uhr Vormittags gehalten. Langsam, sehr langsam ging das Uebersetzen vor sich und zuletzt mussten 10 Leute mit einem Ochsen, der durchaus nicht ins Wasser wollte, in den alten Fundo's übernachten. Das kostete uns denn wieder den nächsten Tag, an dem früh gegen 9 Uhr der Rest herübergeholt wurde. Einen Streit gab es auch dabei, denn wir musten die Piloten mit den Waffen in der Hand zwingen, die letzten Träger herüberzuholen.

Eine nicht unbedeutende Anzahl Sümpfe mussten wir am 19ten durchwaten, da wir am linken Ufer des Flusses hinuntergingen; auch zwei Bäche überschritten wir und blieben am zweiten, dem Camupaxi, liegen.

Von Mosquito's hatten wir bisher wenig zu leiden gehabt; desto mehr jedoch von kleinen unzähligen Ameisen und von einer gewissen Art von Fliegen, die namentlich im Walde sich in Legionen aufhielt.

Am Mittag des 20. Februar errichteten wir wiederum in der Nähe des Quicapa dicht bei dem Dorfe des Soba Cazari unsere Fundo's. Schon von weitem sahen wir bei unserer Ankunft den Soba auf dem Versammlungsorte stehen und seiner verstorbenen Schwester zu Ehren den Todtengesang heulen; mir schien es allerdings, als hätte er erst angefangen, wie wir in Sicht gekommen waren. Die in dem Dorfe veranstaltete, furchtbare Leichen-Batuque verscheuchte lange unsere nächtliche Ruhe.

Am 21. Februar marschirten wir weiter den Quicapa abwärts, bogen dann nach der Seite und lagerten uns auf einem grösseren Plateau an einem schmutzigen Bache. Obwohl auf eine längere Strecke kein Dorf sichtbar war, wurden wir doch bald durch eine Schaar Quioco's belästigt, die uns allerlei Waaren anpriesen.

Einen grösseren Marsch machten wir am nächsten Tage nach NNW. über den Luamballe, an dem Cumba Cucu wohnt, dann gings durch einen lichten Wald, darauf über den Luachimbo und nachdem wir noch ein tüchtiges Stück gewandert, schlugen wir unser Zigeunerlager an dem 12 Meter breiten Bache Tetêge auf. Wir passirten ihn am kommenden Morgen und gelangten nach einigen Stunden zum Dorfe des N'Gunza, wo wir Halt machten. Ich bezahlte Ration und zwar hatten wir jetzt noch an Waaren ein Packet Facenda Risc. und etwas Pulver. Wie ich mich damit noch bis nach Malange, das ich in der Regenzeit erst in etwa drei Monaten erreichen konnte, durchschlagen würde, war mir vorläufig selbst noch ein Räthsel.

Wegen anhaltender Regengüsse mussten wir den 24sten liegen bleiben, am nächsten Morgen gings weiter. Ich war bisher immer noch unentschieden gewesen, ob ich zum Cahungula, der von hier noch zwei Tagereisen entfernt war, gehen oder ob ich direct südwestlich nach Hause marschiren sollte. Da aber Cahungula, der eine bedeutende Macht besitzt, jedenfalls schon von uns gehört hatte, und uns gewisslich nicht unangefochten ziehen liess, beschloss ich, ihn aufzusuchen und mich mit ihm auf möglichst friedfertigen Fuss zu stellen.

Der 26ste versetzte uns in einige Aufregung, denn einer der Führer sagte uns, ein Löwe folge uns und wir möchten uns nur jagdbereit machen. Das geschah, aber leider hörten und sahen wir nichts von dem edlen König der Thiere. Am folgenden Tage zogen wir den Massai, nachdem wir ihn passirt, ein Stückchen hinunter und lagerten uns dann. Früh schon brachen wir auf und hielten, da wir an diesem Tage

doch nicht mehr zum Cahungula selbst kommen konnten, dicht vor seinem grossen Dorfe an. In wenigen Minuten schon waren wir von den Einwohnern umschwärmt und in aufdringlichster Weise hefteten sie sich an unsere Fersen; einige von ihnen erklärten, seit Menschengedenken wäre kein Weisser in ihre Gegend gekommen, und deshalb müssten sie uns so aufmerksam betrachten, damit sie ihren Kindern erzählen könnten, wie wir sonderbare „Meermenschen" aussehen und wie wir uns benehmen.

Einen von Musevo's Leuten, von den Caquata's, sandte ich zum Herrscher, um ihn zu fragen, wann er unsere Geschenke gnädigst in Empfang nehmen wolle. Der Mann wurde nicht einmal vorgelassen, „weil der Herrscher zu beschäftigt wäre". Das war ein schlimmes Zeichen; bald sollte ein noch schlimmeres folgen, denn den Dorfbewohnern wurde verboten, an uns Lebensmittel zu verkaufen.

Ich frug sofort die Caquata, was sie von diesen bedenklichen Symptomen dächten, und sie sagten, dass Cahungula, da er sich in letzter Zeit gegen Matiamvo rebellisch gezeigt, dächte, unsere Geschenke enthielten einen Fetisch gegen ihn.

Die Nacht verging ruhig und am Morgen sandte uns der Fürst ein wenn auch nur kleines Schwein, das wir mit stillem Jubel begrüssten, denn seit Cha-Miequeta hatten wir keins mehr gesehen, viel weniger also gegessen. Trotz dieses Freundschaftsbeweises wollte Cahungula unsere Gesandschaft immer noch nicht empfangen, und einer seiner „Minister" theilte uns mit, dass wir noch mehrere Tage liegen bleiben müssten, da sich auf dem ferneren Wege vorläufig keine Dörfer befänden, wir also hier noch mehr kaufen müssten. Ich liess antworten, dass wir nichts mehr hätten zum Kaufen, also, wenn wir hier blieben, bald nach unserem Aufbruche Hungers sterben müssten; ferner, wenn der Herrscher einen Weissen so vornehm behandle, käme keiner mehr her, obwohl sie dies beabsichtigten, da in Quimbundo kein Handel mehr sei.

Das schien endlich zu wirken, denn Nachmittags gegen 5 Uhr sandte Cahungula zu uns und seine Boten erklärten uns, er wäre zur Empfangnahme der Geschenke bereit und ich möchte nur gleich selbst kommen. Ich sagte den Leuten, ich sei kein Quimbari, bisher habe er nicht gewollt, jetzt wolle ich nicht; die Geschenke würde er erhalten, ich käme jedoch erst morgen. Die wenigen Gaben nahm er an und sagte auch zu den Ueberbringern, Germano und Lenda, nichts Beunruhigendes; trotzdem kehrten die Beiden eigenthümlich still zurück. Es schien etwas in der Luft zu liegen.

Am nächsten Mittag machten wir endlich Sr. Hoheit unseren Besuch. Mitten in dem im hohen Capim verstreuten Dorfe sass er auf

einem freien Platze auf einem Löwenfell; hinter ihm stand ein Knabe mit dem von uns geschenkten Sonnenschirme, um ihn herum hockten an Hundert seiner Leute. Wir setzten uns in den Kreis und liessen uns erst eine Weile von Cahungula, einem kleinen, dicken und misstrauisch aussehenden Kerl, anstaunen; nach und nach kam das Gespräch in Fluss und er sagte uns, wir müssten noch drei Tage bleiben. Mit aller Entschiedenheit trat ich dem entgegen, versprach ihm wieder zu kommen, aber dafür müssten wir auch schon morgen fort. Nach längerem Zögern willigte er ein, und wir entfernten uns von dem Audienzplatze, der einen besonderen Schmuck in den umhergestreuten Menschenschädeln besass.

Nachmittags besuchte mich die uralte Mutter des Herrschers und eine seiner Frauen; der letzteren fehlten beide Ohren, die ihr der liebevolle Gatte, natürlich aus „Scherz", hatte abschneiden lassen.

Abends kam ein Bote, der uns mittheilte, wir könnten morgen nicht fort, der Rovua (Lovŭa) wäre angeschwollen und das Canoë fort, es müsste erst wieder gesucht werden. Himmlische Geduld!

Der 3. März sah uns also noch auf dem alten Flecke. Gegen Mittag kam Cahungula auf dem Rücken eines Schwarzen angeritten, er machte es sich in unserem Zelte bequem und bewunderte all' und jedes Ding. Er versprach uns auch, dass wir am kommenden Morgen weiterziehen könnten und drückte uns seine Freude aus, dass wir den Umweg zu ihm gemacht hätten.

Am nächsten Tage brachen wir auf, zogen durch das endlos lange Dorf, gefolgt von der schreienden und brüllenden Bevölkerung, nach dem 30 Meter breiten, sehr angeschwollenen Strom hinunter und setzten langsam auf einem Canoë über. Eine grosse Anzahl bewaffneter Caquata's aus den nahen vier Caquata-Dörfern erwarteten uns am jenseitigen Ufer, beunruhigten uns jedoch nicht.

Da die Träger sich jedenfalls zu sehr „angestrengt" hatten, blieben wir den 5ten noch liegen, brachen aber am 6ten auf und traten unseren eigentlichen Rückweg an. Wir passirten zweimal den Machitu, einen sehr tiefen Bach, und zogen dann an mehreren Dörfern vorbei, deren Bewohner uns staunend nacheilten. Unsere Fundos errichteten wir an einem kleinen Gehölz.

Nach NNO. marschirten wir am 7ten weiter, übersetzten den Uhamba, der mit dem Machitu zugleich am Berge Loangue-Luamussengue, den wir vom Dorfe Cahungula's aus gesehen hatten, entspringt, mussten dann durch einen ziemlich langen Morast und lagerten uns auf einem kleinen Hügel.

Auch am nächsten Tage blieben uns mehrere Sümpfe nicht erspart;

nach beschwerlichem Marsche, auf dem wir viel unter strömendem Regen zu leiden hatten, langten wir an dem Luchico an, der in riesigen Curven dahinströmte; sein Thal ist, obgleich nicht eng, sehr tief eingeschnitten. Das Wasser war schwarz und hässlich und ermunterte wenig zum Trinken, die Ufer waren mit dichtem Capim bewachsen.

Einige Leute von Suana Cabua erschienen im Laufe des Nachmittags bei uns; sie erzählten, dass drei Tagereisen von hier aufwärts der Luele sich mit dem Luchico in einem grossen See vereinige; dort residire Muene Nasamba. Sieben Tage von hier gehe der Luchico in den Loangue, welcher ober- und unterhalb riesige Katarakten bilde. Der Rovua gehe 11 Tage von hier in den Cassai, vier Tage etwa laufe er mit ihm parallel in geringer Entfernung von einander. Vier Tage weiter unten fliesse der Luquéngo und fernere vier Tage der Lulúa in den Cassai. Wo der Loangue in den letzteren gehe, wusste Niemand. Der Cuilu soll keine Katarakten haben, destomehr jedoch der Rovua unterhalb N'Goêge.

Ob all' dies richtig ist, möchte ich nicht fest behaupten.

Der nächste Morgen brachte uns die Nachricht, dass wir nicht übergesetzt werden könnten, da die beiden Fährknechte nicht da wären. In der Nacht hatte ich aus grosser Entfernung die Mulángue rühren hören, traute also dem Frieden nicht. Ich liess den Fährmann zu mir kommen und sagte ihm, wenn er bei seiner Weigerung bliebe, würden wir Gewalt brauchen. Das half, denn er wartete nun nicht erst die Ankunft seiner Sklaven ab, sondern setzte uns selbst über den circa 60 Meter breiten Strom; erst um 5 Uhr Nachmittags war alles drüben und wir konnten uns bald darauf die wohlverdiente Ruhe gönnen.

Schon früh konnten wir deshalb am nächsten Morgen aufbrechen und nach dem Quioco-Dorfe des Cabocco gehen, welches wir nach mehrstündigem Marsche erreichten. Die Nacht über regnete es und auch am Morgen sprühte es herab, sodass wir erst um ½10 fortkonnten. Ueber den Cambangalala gingen wir noch ein gut Stück Weges weiter, um endlich müde mitten in der Wildniss, fern von allem Wasser, welches die Träger aus weiter Ferne holen mussten, Halt zu machen und zwar auf einem langgezogenen Plateau, dessen Höhe über dem Luchico etwa 260 Meter betragen mochte.

Die Witterung war in den letzten Tagen während der Nacht sowie früh Morgens ziemlich kühl, nie mehr wie 22°, bis Mittag nahm sie dann bis 28° zu.

Auf dem Plateau, das nur mit einigen kleineren Bäumen und desto dichterem Capim bewachsen war, marschirten wir am 12. März weiter, wateten durch einen Morast, überschritten den N'Guim-

bo-a-Cacamba und schlugen an seinem linken Ufer unsere Fundos auf.

Der kommende Morgen brachte uns nach 1½stündigem Marsche an den Loangue. Der Strom, der scheinbar ganz ruhig floss, war hier 120 Meter breit. Oberhalb von uns bildete er mehrere Wasserfälle und Terrassen und an einer Stelle betrug dort seine Breite über 150 Meter.

Auf vielfaches Rufen erst erschien der Fährmann mit einem sehr kleinen Canoë, in dem stets nur ein Mann und eine Last befördert werden konnten. Endlich erhielt er Hilfe durch einen zweiten Fährmann mit einem weit grösseren Boote. Ohne Unglücksfall sollte es jedoch nicht abgehen. Das erste kleine Boot gerieth plötzlich weiter unterwärts in einen Strudel, die beiden Insassen, der Fährmann und ein Träger, sprangen in ihrer Angst in das Wasser, der erstere rettete sich auf einen nahen Baum, der Träger ertrank. Auch von dem Canoë und der darin befindlichen Last sah man nie etwas wieder.

Jetzt schrieen alle Leute: „Heute ist ein Unglückstag, heute dürfen wir nicht mehr den Fluss passiren!“ und nichts konnte sie zu einer anderen Ansicht bestimmen. So musste die eine Hälfte unserer Karawane auf dem rechten, die andere auf dem linken Ufer liegen bleiben.

Ich benutzte die freie Zeit, um einige Erkundigungen einzuziehen, und folgende linke Nebenflüsse des Loangue wurden mir da mitgetheilt: Cacollocollo, M'Bao (beide gross), N'Guvo, M'Bango, an dem Calamba Cassanga wohnt, und M'Quêle Na Cauanga, an dem Bumba residirt. Von dort sollen es noch fünf Tage bis zur Einmündung des Loangue in den Cassai sein, wo Tucongo wohnen.

Muata Cumbana ist Pende; er wird von den Lunda als der zweitgrösste Quilolo angesehen; der andere ist Muanzanza. Beide besitzen die grosse Kriegstrommel, die N'Gomma Mucamba, welche mit Menschenhaut überzogen ist. Diese Trommel ist etwa 1 Meter lang und 30 Centimeter dick, aus einem Stamm gehöhlt, unten geschlossen, oben mit Menschenhaut bespannt. Sie wird nur im Kriege geschlagen und muss von Matiamvo eigens verliehen werden.

Alle Leute sagten mir hier einstimmig, dass von Cumbana nur fünf Tage bis zu dem Orte sind, wo der Loangue in den Cassai geht, dabei zeigten sie nach Nord; also muss sich der Cassai sehr nach Westen herüberziehen.

Am nächsten Tage wurden wir leider mit der Ueberfahrt noch nicht fertig; endlich gelang dies am 15ten Nachmittags, sodass wir frohgemuth am 16ten aufbrechen konnten, allerdings erst etwas spät, da sich die Träger vor dem „Mann mit dem grossen Kopf“, dem Löwen, der in den letzten Nächten ganz nah und vernehmlich gebrüllt hatte, fürch-

teten. Wir gingen zuerst NW., dann weiter SW., setzten über den Bach Caiombo, marschirten an ihm durch kahle Steppe hinauf und lagerten an seinem Ufer. Unsere Hütten bauten wir diesmal dicht im Kreise, der Löwen wegen. Am 17ten hielten wir, obwohl wir noch einige Stunden hätten marschiren können, an einem kleinen Dorfe an, wo wir uns einige Lebensmittel, die wir während der letzten Tage oft sehr schmerzlich vermisst hatten, einhandelten.

Als Beitrag zur Menschenwürdigkeit der Neger im Innern, die, wie ihre civilisirteren Brüder an der Küste, kein Huhn tödten, wenn sie es kochen wollen, sondern es zappelnd und schreiend rupfen, dann ins Wasser werfen, das über dem Feuer steht, und es so langsam kochen oder braten, damit nicht etwa durch vorherige Tödtung die „Kraft" verloren gehe, möge noch Folgendes dienen: Als wir hier ankamen, fingen alle neu gekauften Sklaven an, die Erde, wosich ein gewisses Loch zeigte, aufzuhacken, wohl einen Fuss tief. Sie holten dann eine braune, fette Grille hervor, welche sie sehr gern essen; dem Thier wurden sofort sämmtliche Bewegungswerkzeuge abgebrochen und es dann stundenlang leben gelassen; zur Zeit der Mahlzeit wurde ein dünnes Stäbchen durch den Rumpf sämmtlicher Grillen gebohrt und röstete man sie ganz gemüthlich lebend am Feuer. Auf dieselbe Weise verfuhr man mit den Heuschrecken. Sagte man ihnen, wie ich es oft gethan, sie möchten doch die Thiere durch einen Druck am Körper tödten, so lachten sie darüber wie über etwas grenzenlos Dummes.

Besuch erhielten wir gegen Abend von fünf bewaffneten Männern, die sich, wie sie sagten, „auf Reisen" befänden und aus dem Dorfe des Quifamecu stammten. Auf meine Fragen erwiederten sie, dass von ihrem Dorfe, das von hier zwei Tage entfernt liege, es noch 6 Tage bis zum Muata Cumbana sei. Ein grosser Fluss fliesse dort, der Luballe; der Cuilu fliesse sehr weit ab in den Zaire. Auf meine wiederholte Frage, ob er nicht in den Cassai gehe, sagten sie, das wäre dasselbe, dort unten nennen sie ihn N'Zaire (wie auch schon die Luba). Die Leute, die dort wohnen, seien Tucongo, die sehr grausam wären. Ferner wussten auch die Männer, dass ein Fluss Lualaba in den Zaire gehe, aber nicht, in welcher Gegend.

Die Grenze des centralafrikanischen Beckens, soweit ich sie habe kennen lernen, verläuft in dieser Gegend zwischen Cassai und Loangue im Allgemeinen in nordwestlicher Richtung. Sie schneidet den Cassai wohl noch südlicher, als dort, wo ihn Pogge überschritt, sodann den Luaximo und Quicapa in der Nähe von Mona Quissengue (c. 8° 42' südlicher Breite); hier ist das Gefälle nicht sehr stark und keine Wand (Plateau-Abfall) vorhanden, welche aber weiter nach Nordwesten sich

mehr und mehr ausprägt. Weiter verläuft die Grenze über die Quelle des Rovua, schneidet den Luele und Luchico südlich vom See Carumbu, wo der Charakter des Terrains ein bergiger ist, sowie den Loangue an der Stelle, wo ich ihn überschritt. Eine zweite Terrasse liegt weiter nördlich bei Muata Cumbana, wo sich Luchico und Loangue vereinigen.

Die fünf Strolche, die ich oben erwähnt, gehörten zum Volke des grossen Mueneputu-Cassongo; seine Untergebenen bilden den Hauptheil des Mahungo-Volkes. Sie nennen sich selbst Muçoco, sind sehr kriegerisch und tapfer und werden nicht leicht einen Weissen in ihr Land lassen. Sie wohnen bis zum Zaire hinunter und treiben mit den Tucongo Handel. Bis an den Quango reichen sie nicht. An diesem wohnen andere Muçoco, auch Mahungo genannt.

Am 18ten ging's schon früh fort; zuerst über eine anmuthige Ebene, dann einen steilen Abhang hinunter, durch einen breiten Sumpf, dann über einen 12 Meter breiten Bach, den M'Congalo, der in einem tiefen und langen Thaleinschnitt fliesst. Hier machten wir Halt und aus eigener Initiative — was gewiss viel sagen will — verbanden die Träger die Hütten durch Zweige des M'Buba, eines hier oft vorkommenden Baumes, dessen Früchte übrigens essbar sind. Diese Vorrichtung geschah aus Besorgniss vor den Löwen, deren Spuren dicht an unserem Lager vorbeiführten.

Die Nacht verging jedoch ruhig und auch auf unserem Marsche, bei dem wir den Cabombo nahe seinem Einfluss in den N'Golungo passirten, sahen und hörten wir nichts von dem „Herrn mit dem grossen Kopfe". Wir lagerten in einem Dorfe, das erst vor wenigen Tagen von seinen Bewohnern, aus irgend einem abergläubischen Grunde, vielleicht weil rasch hintereinander drei Bewohner gestorben waren, verlassen worden war.

Leider mussten wir den nächsten Tag wegen tüchtigen Regens, der auch gar nicht nachlassen wollte, liegen bleiben. Dagegen hatten wir am 21sten schönes Wetter und brachen fröhlich auf, marschirten bis zum Cuilu und übersetzten ihn am 22sten. Der Fluss war ungefähr so breit wie der Quicapa d. h. 100 Meter, aber bei weitem tiefer. Der Quéngo sollte 4 Tage von hier auf 2 bis 3 Kilometer unter der Erde verschwinden; man hört ihn unten rauschen, trotzdem ist die Decke so stark, dass Elephanten ruhig darüber hinwegschreiten können.

Am 23sten rasteten wir an dem Luita, den wir erst um 2 Uhr Mittags erreichten. Es ist ein tiefer, 15 Meter breiter Fluss, der unterhalb unseres Lagers in den Cuilu geht. Der Weg, den wir von früh 6 Uhr an gegangen waren, hatte uns durch einen dichten, unberührten Wald geführt, wie wir ihn selten auf unserer Expedition getroffen hatten.

Am kommenden Morgen gingen wir einige Stunden den Luita hinauf, passirten ihn und schlugen unser Lager dicht bei einem kleinen, bevölkerten Dorfe auf, wo wir — nach mehreren Tagen zum ersten Male wieder und nachdem wir sehr durch den Hunger gelitten hatten, — einige Esswaaren einhandelten.

Die Einwohner hier sahen sehr räuberhaft und verwegen aus, im Wesen und Charakter waren sie entschieden den Quioco's ähnlicher als den Lunda, die sie sein wollten. Jedenfalls waren sie früher, Handel treibend, hierher gelangt, und da sie sich nur wenige Frauen mitgebracht, stahlen sie dieselben den Luba und kauften sie den mächtigen Lunda ab. Daher die Mischung, denn die Einwanderung mochte vor zwanzig Jahren geschehen sein.

Am 25sten erreichten wir den Luballe und da weit und breit kein Canoë vorhanden war, suchten wir eine Stelle auf, wo sonst immer die Eingeborenen den Fluss, der dem Rovua an Breite, Tiefe und Strömung gleichkommt, überschreiten. Dort war er wohl fast dreifach so breit, aber er schloss vier bewachsene Felsinseln in sich, mittelst welcher jeder Arm auf 10 bis 15 Meter reducirt ist. Darüber gingen dann fünf Brücken, d. h. Baumstämme, natürlich zwei Fuss unter dem Wasserspiegel, aber wir konnten doch hinüber und das war ja die Hauptsache. Es ging die Sage, dass der, welcher beim Passiren des Luballe laut spräche oder lachte, sofort vom Wasser verschlungen würde, und obwohl ich deshalb rief und sang, verzog keiner der sonst so übermüthigen Träger eine Miene und in unheimlicher Stille vollführten sie den Uebergang.

Am Flusse marschirten wir am nächsten Tage hinauf, passirten den Camissombo und blieben in einigen alten, zufällig angetroffenen Fundo's liegen.

Zwei grosse Plagen hatten sich jetzt zu den übrigen der Regenzeit gesellt: eine kleine Biene, die uns überall umschwärmte und stach, und dann die Saamen der Gräser, die sich allerorts in die Kleider einstachen. Während ferner die Hitze Mittags fast unerträglich war, froren wir morgens; das Thermometer zeigte ja nur — 18°.

Durch lichten Wald gingen wir am 27sten den Quingongo hinauf und folgten dann dem Laufe eines in ihn mündenden Baches, an dem wir auch am 28sten unseren Weg fortsetzten. Lenda erzählte mir, dass in dieser Gegend die reisenden oder jagenden Neger stets einen Sklaven schlachten und vergraben, damit kein Anderer auf der weiteren Reise in dieser Wildniss verunglücke oder von den Löwen zerrissen werde. Der edle Berichterstatter forderte mich zum Schluss auf, das Gleiche zu thun und nannte mir, um mich zu überzeugen, eine grosse

Anzahl Bangala-Soba's, die das stets thäten. Auf unserem Wege trafen wir viele solcher Begräbnissstellen, die durch Fetische, d. h. durch Stöcke mit einem eingeschnitzten Gesicht oben, kenntlich waren.

Als ich mich zur Ruhe legen wollte, fand ich mein Zelt von den erwähnten kleinen Bienen dicht angefüllt, und viele Mühe kostete es, die Störenfriede zu verscheuchen. Hierbei will ich auch noch einer eigenthümlichen Milonga gedenken, die kürzlich factisch passirt war und mir von Germano fest verbürgt wurde: Einige Quimbari's sassen bei einem Mosongo-Dorfe, wo sie Geschäfte in Wachs gemacht hatten; sie kochten sich grade Caçollo aus Honig und da sie hierbei von den Bienen sehr belästigt wurden, klappte einer danach und tödtete aus Versehen eines der Thierchen. Daraufhin verschwanden plötzlich die Mosongo, die herumgehockt hatten, erschienen aber bald in feierlicher Procession wieder und erklärten Milonga. „Die Biene giebt uns Honig zu Caçollo", sagten sie, „sie liefert uns das Wachs, für welches wir uns Fazenda kaufen, sie ernährt uns also, sie ist unser Tio (Onkel, der bekanntlich Herr und Erhalter der Neffen ist); Du hast sie getödtet, hast daher unseren Tio umgebracht!" — Der Quimbari musste gutwillig bezahlen, sonst hätten sie der kleinen Carawane die Waaren mit Gewalt fortgenommen.

Das Thal der Quéngo erreichten wir am Mittag des 29sten nach langwierigem Marsche durch dünnen Wald; zu essen hatten wir nur sehr wenig und hungrig lungerten die Träger umher, ob sie nicht ein Stückchen Wild erjagen könnten. Einzelne Bangala hatten es ihnen vorher gesagt, dass sie mehrere Tage hindurch keine Dörfer antreffen würden, sie hatten aber gelacht und es nicht geglaubt und ihre Vorräthe durchgebracht. Jetzt mussten sie nun zwei Tage hintereinander hungern und ich konnte ihnen nicht helfen — ich selbst hatte ja nichts. Auf dem Marsche schon waren zwei ältere Männer vor Hunger umgefallen, hatten sich aber langsam wieder erholt. Endlich hielten es die Leute nicht mehr aus und ein Trupp machte sich auf den Weg, um ein Dorf zu entdecken. Spät in der Nacht kamen sie jubelnd zurück, sie hatten ein Machinge-Dorfe gefunden und dort sehr theuer einige Pomba und Bohnen gekauft, man merke „sehr theuer"; die nicht durch die „Portugiesen corrumpirten Wilden" hatten mit ihren verhungernden Brüdern durchaus kein Mitleid, sondern zogen daraus den möglichsten Nutzen und schlugen die Preise um das Doppelte auf.

Auf dem Heimmarsche waren die Leute in der Dunkelheit einem Löwen begegnet, er musste aber satt oder kein „Mannesser" gewesen sein, denn er hatte sie nicht angefallen. Vielleicht war dies auch der günstigen Wirkung des Fetisch-Hornes, das ihm Einer entgegenge-

halten, zuzuschreiben gewesen, denn er hatte sich, wie sie erzählten, darauf „abgewandt und war weggelaufen.“ Dabei war dies nur ein „Universal“-Fetisch gewesen, nicht einmal ein „Löwen“-Fetisch. Besitzt man einen solchen, dann ist der Löwe einem vollständig in die Hand gegeben (oder umgekehrt?). Steht einem der Löwe gegenüber, so ergreift man diesen Fetisch, leckt daran, stösst einen gewissen grellen Schrei aus und wirft sich hin. Der Löwe legt sich dann auf circa fünfzehn Schritt Entfernung ebenfalls nieder, fängt an zu zittern und stirbt, falls der Fetisch-Besitzer sein Sprüchlein herunterschluckt, augenblicklich. Schluckt jener nicht, so erhebt sich das Thier und geht staunend und schaudernd ab. — Probatum est!

Am Morgen wurden wir durch den Regen aufgescheucht und hielt dieser bis Mittag an; wir setzten dann auf einer schwankenden Baum-Brücke über den Fluss und lagerten uns am jenseitigen Ufer.

Am 31. März und 1. April ging's weiter und zwar passirten wir am letzteren Tage den Camachillo, den Cabutamena und Camissapuilu, und machten in der Nähe von sieben Lunda-Dörfchen, jedes etwa zu sieben Hütten, Rast. Selbstverständlich waren wir sofort wieder von einer grossen Anzahl schreiender und brüllender Leute umschwärmt. Ein Hühnenkerl kam sogar in mein Zelt und benahm sich ungemein frech; ich wies ihn fort und da er nicht darauf hörte, stiess ich ihn hinaus. Als ich mich umwandte, legte der freche Patron auf mich an; das sah Lenda und zielte sofort auf den Eindringling, sodass er das Gewehr sinken liess. Alsbald entstand ein mächtiger Lärm, in den nahen Büschen wurde geschossen und in wenigen Augenblicken waren wir von Bewaffneten umringt. Sehr wenig fehlte und die — Expedition Schütt hätte ihr Ende erreicht. Ich blieb jedoch möglichst ruhig, sandte Germano und Lenda an den Soba, schickte ihm einige Peças und allmälig wurde der Friede wieder hergestellt. Trotzdem erwarteten wir in der Nacht einen räuberischen Ueberfall, da aber bis 1 Uhr alles still blieb, legten auch wir uns nieder.

Ungehindert brachen wir am nächsten Morgen auf, überschritten einen in einem 50 Meter tiefen und 200 Meter breiten Thale liegenden Bach, gelangten in das Chinge-Land und errichteten unsere Fundo's auf hügeligem Terrain am Chafanda-Bach.

Die Einwohner, die Chinge, zeigten ein schmutziges Aussehen und waren sehr verschieden von den fettglänzenden, rein scheinenden Lunda.

Am 3. April marschirten wir weiter über ein Plateau, das von vielen abgerundeten Thälern durchschnitten wurde; die letzteren waren bewaldet, die Höhen jedoch kahl, nur mit dünnem Grase bewachsen.

Bewohnt ist das Land nur spärlich, hier und da kleine, unbedeutende Dörfer. Wir lagerten uns, nachdem wir noch vorher einer Bangala-Carawane begegnet waren, bei Calamba Collo am Einfluss des Cacosso in den Ovo, der bei N'Zovo, etwa fünf Tage von hier, in den Uhamba, einen sehr grossen Nebenfluss des Quango, geht.

Am 4ten und 5ten ging's weiter, ohne etwas Besonderes zu bemerken; am 6ten setzten wir über den Uhamba, einen breiten und tiefen Fluss mit starker Strömung, lagerten am Canjonjo, den wir erst am 8ten wieder verliessen, da wir daran Tags vorher durch strömenden Regen verhindert waren. Als ich aufbrach, sah ich, dass in der Nacht die Hälfte meiner Träger entflohen war, jedenfalls in das nahe Bangala-Land hinein. Was sie dort wollten und wie sie von dort nach ihrer Heimath gelangen könnten, wusste ich nicht; vielleicht wollten sie die Bangala gegen uns aufhetzen und ihnen unseren Weg verrathen.

Ich gebot jetzt noch über fünfzig Träger, und mit den Führern, den Bedienten und dem Koch bezifferte sich meine kleine Armee auf circa zweiundsechszig Mann. Ich vertheilte an sie Ration und hielt eine flammende, zum Guten ermahnende Rede, Beides hinderte jedoch zwölf Mann nicht, ebenfalls in der nächsten Nacht zu entweichen.

Das Thal des Idinga erreichten wir am 9ten, darauf passirten wir den Camalengue, den Camassula und endlich den Idinga selbst, einen breiten, tiefen, reissenden Fluss, der glücklicher Weise eine der bekannten Baum-Brücken aufwies. Darauf marschirten wir noch zwei Stunden und rasteten in einigen alten Fundo's.

Am 10ten erreichten wir den Luhe, der hier 28 Meter breit und sehr reissend war. Da wir aber hörten, dass wir am jenseitigen Ufer binnen kurzem zu dem Soba Culachingo, einem bekannten, grossen Räuber, kommen würden, marschirten wir am nächsten Tage ein Stück zurück, gelangten an einer anderen Stelle an den Luhe und passirten ihn auf mächtigen Felsblöcken, die fast eine regelrechte Brücke bildeten.

Nachdem wir am 12ten und 13ten weitermarschirt waren, lagerten wir uns am Mittag des 14ten an der rechten Lehne des Quango, den wir mit lautem Freudengeschrei begrüssten.

Der Strom mochte an dieser Stelle etwas mehr wie 100 Meter breit sein und am Morgen des 15ten begannen wir mit der Ueberfahrt, die auf einer Fähre vor sich ging. Erst mit dem Einbruch der Nacht beendeten wir die nicht ungefährliche Passage und gaben den Fährleuten ihren Lohn. Vorher schon hatte der Mona Palanca Honene, Herr des Porto, Boten an uns gesandt, ob wir nicht unsere Quilombos bei seinem Dorfe aufschlagen wollten; wir hatten aber seine Anfrage freundlich abgelehnt und ihm mitgetheilt, dass wir den nächtlichen Batuque-Lärm nicht vertragen könnten.

Ehe wir zur Ruhe gingen, schickte ich noch Lenda mit einigen Geschenken zum Soba, damit er uns nicht etwa am Aufbruch behindere er nahm die wenigen Sachen an und ertheilte uns die Erlaubniss zum Reisen.

Früh schon brachen wir demnach auf, kamen an dem Dorfe des Mona vorüber und erfuhren, als wir uns später lagerten, zu unserem grössten Schrecken, dass wir uns auf dem directen Wege zu dem Räuber Culachingo, dem wir ja ausweichen wollten, befänden. Die Leute hatten uns also auf falsche Wege gewiesen, ob mit oder ohne Absicht, das wissen die Götter.

Da ich den Weitermarsch unmöglich riskiren konnte, wanderte ich am 17ten ein Stück zurück, marschirte am 18ten am M'Binda hinauf bis Quiombo, wo sich die Wege trennten. Einer führte bei Calandula vorbei, der andere näher an Culachingo, bei einem Tributär desselben, Namens Calunga. Ich entschied mich für den ersteren und folgte am 19ten auf dem Hiongo genannten bewaldeten Rücken zwischen Quango und Lui dem rechten M'Binda-Ufer. Fünf Stunden dauerte unser Marsch durch die Einöde und stets mussten wir eines Ueberfalls gewärtig sein. Wir waren ja im Bangala-Gebiet, wo wir bereits auf der Herreise so traurige Erfahrungen gemacht hatten.

In den letzten Tagen waren wir denn auch schon den verschiedensten Anfeindungen ausgesetzt gewesen und nur mit vieler Mühe war es mir gelungen, den Streit abzuwehren und Raub und Mord zu verhindern.

Unbehelligt brachen wir am Morgen des 20sten auf, kamen an einigen Bangala-Dörfern vorüber und blieben bei Quinguri, dem Erben und Sohn des alten Camballa Cachiba, liegen. Vorher hatten wir noch ein herrliches Panorama beim Austritt aus dem Walde gesehen; der Bango-Berg war das Diadem darin gewesen.

Im Malombe-Thal lagerten wir am nächsten Tage; vor dem Thal hatten wir noch unglaubliche Sümpfe zu überwinden gehabt. Aus dem nahen Dorfe drang auch die Nachricht zu uns, dass der Major von Mechow, der sich die Erforschung des oberen Quango-Laufes zur Aufgabe gestellt, in Culamuchito angekommen sei.

Trotz tüchtigen Regens brach ich am 22sten auf, durchwatete den Cahafu und den M'Balle, passirte das Dorf des N'Gonza Cambollo, in dem ich einer friedlichen, und das des N'Gunga Quitamba, in dem ich einer sehr kriegerischen Stimmung begegnete. Am Catete, den wir auf grundlosen Wegen erreichten, rasteten wir und fanden dort eine unendlich freche Bevölkerung vor, die alles anfasste und nur nach Fazenda schnüffelte. Aus diesem Grunde durfte ich denn auch nicht

wagen, meinen Leuten ihre Rationen in Fazenda zu zahlen, da sonst die Gier der Wilden erst recht hervorgerufen worden wäre; sie erhielten unter Murren einige Spannen Messingdraht.

Nachdem wir den 23sten über marschirt und viele Anfechtungen hatten erdulden müssen, überschritten wir am 24sten den 20 Meter breiten, grundlosen Moa.

Am jenseitigen Ufer befanden wir uns in ziemlicher Sicherheit vor unseren letzten Feinden, die jetzt mit einem Male freundlich und zutraulich wurden.

Von neuem Muth beseelt gingen wir am 25sten weiter und erreichten fast den Fuss des Berges Caloa, auf dem Cambollo Cangonga wohnte; von hier aus sahen wir auch den Cassala-Berg und die ganze Wand von Talla Mungongo, die mir viele Richtungen angab.

Ein tüchtiges Stück kamen wir am 26sten vorwärts; an dem Dorfe des Cassa Mongoa vorübergehend, passirten wir den Madienge auf einer Gerüsthängebrücke, dann den Caculo, und empfingen am Abend in unserem Dorfe einige Boten des Cambollo Cangongo, der uns zum Bleiben aufforderte. Jedenfalls hoffte er, dass wir hier in der Nähe den Lui überschreiten würden und dass er dann die Geschenke bekäme. Diese Hoffnung machten wir zu Schanden durch unseren Aufbruch am nächsten Tage, an dem wir erst nach längerem Marsche der Ruhe pflegten.

Ueber einige menschenfressende Völker nicht weit vom Cassai erfuhr ich hier noch Näheres. Drei Tage unterhalb Canana, nahe dem Cassai, wohnt N'Zamba Mudende, ein grosser Pende-Häuptling. An sein Volk grenzen die Cacongo, die, wie man sich erzählt, von ihrer Schopfwolle Hüte machen; sie sind schlau und grausam und fressen, wie die Pende, die Kriegsgefangenen. An diesem leckeren Male, das abseits vom Dorfe gehalten wird, nehmen nur die Männer Theil. Die Ambunda, die ewigen Feinde der Pende, fressen auch die Leichen ihres eigenen Volkes und zwar tauschen sie dieselben in der Verwandtschaft aus, so dass keiner gerade seinen eigenen Verwandten zu verspeisen braucht. Sie lassen keinen Händler, selbst keinen schwarzen, durch; die einzigen, die es weiter abwärts bei den Tuchilangue, die auch ihre eigenen Todten verzehren, versuchten, waren Bangala.

Nach kurzem Marsche erreichten wir am 28sten endlich den Lui und begannen sofort mit dem Uebersetzen. Der Lui war hier an 60 Meter breit, ziemlich reissend und schleppte viel Holz und Gestrüpp mit sich.

Das Land diesseits heisst N'Zuco, es ist markirt durch zwei flache, durch Sattel verbundene Hügel, auf denen früher der Herr des Landes

und der Lagunen, die der Lui weiter abwärts bildet, wohnte. Jetzt gehört N'Zuco dem Camoêge.

Um 5 Uhr Nachmittags war alles am jenseitigen Ufer; der Soba des nahen Dorfes, in dessen Nähe sich unser Lager befand, war befriedigt worden und auch er hatte uns durch die Uebersendung einer Ziege zufriedengestellt.

Wir erstiegen am 29sten nach unruhig verbrachter Nacht die Wand des Quianda-Tafelberges, der rechts, ganz nahe in der Ebene, d. h. in den flachen Erhebungen von Mulolo, sich verliert oder auflösst, und der hinten, d. h. im W., mit dem Gebirge vor dem Haupthange (Dalla Maquita) zusammenhängt. Wir lagerten im hohen Capim; in der Nähe befanden sich einige winzige Dörfer, deren Bewohner halb Bangala, halb Bondo waren.

Hier will ich auch noch der Verbreitung der Hausthiere Erwähnung thun. Die Bondo, Bangala, Cari und Hollo haben Rindvieh, dieselbe buckelige Rasse, die wohl vom Süden importirt ist, ferner haben sie Schafe, Schweine und Ziegen. Die Songo haben Schweine und Ziegen, auch wenige Schafe, die Quioco und Luba nur Ziegen, die Lunda Ziegen und wenige Schweine.

Das Bondo-Land erreichten wir am nächsten Tage und gelangten nach mehrstündigem Marsche an unser altes Lager am Caitchinina, von dem wir allerdings nur noch wenige Reste vorfanden. Hier trafen wir eine grössere Bangala-Carawane, von der wir erfuhren, dass die Bangala nicht mehr über Siça hinaus in das portugiesische Gebiet gelassen würden. Dies war speciell auf Calandula's Veranlassung hin geschehen, der, ein civilisirter Neger, der portugiesischen Regierung mitgetheilt hatte, dass er den Handel der Bangala zur Küste hin abschneiden würde, aus Strafe dafür, weil sie die Portugiesen beraubten und ihnen den Verkehr nach dem Innern versperrten.

Alles war dazu angethan, uns in eine gehobene Stimmung zu versetzen; der Gefahr waren wir glücklich entronnen und auch die Witterung schien uns jetzt zu begünstigen. Die Träger schliefen die Nacht im Freien, nicht unter ihren Laubhütten, und am Morgen des 1. Mai setzten wir unseren Marsch bei schönstem Maiwetter auf dem alten Wege fort.

In den nächsten Tagen ging's weiter, ohne dass sich etwas Besonderes ereignet hätte. Am 5ten erreichten wir Siça, wo wir hofften, zwei Weisse zu treffen. Dieselben waren aber schon vor einiger Zeit fortgezogen, der Küste zu, da sie einen Krieg zwischen den Portugiesen und den Bangala fürchteten. Einzelne leere Lehmhütten fanden wir vor und die Träger aus dem Innern staunten sie als etwas Prächtiges,

nie Gesehenes an. In dem nahen Negerdorfe erhielten wir ein wenig Branntwein und etwas Rum sowie Zucker zu kaufen und Jedem wurde ein Gläschen Grogk zubereitet. Dies jedoch, wonach wir uns so lange gesehnt, bekam uns schlecht, unsere Magen schienen es noch nicht vertragen zu können und fast sämmtlich fühlten wir uns am kommenden Morgen so unwohl, dass wir liegen bleiben mussten.

Neu gekräftigt brachen wir am 7. Mai von Siça auf. In den letzten Tagen hatten wir noch unter Regengüssen zu leiden gehabt; sonst regnet es im Mai nicht mehr tagtäglich im Küsten-Klima, wo wir uns bereits befanden. Im Innern ist die Regenperiode fast schon zu Ende; hier aber, sagten die Leute, hätte es im Februar und März nur wenig geregnet. Der Hang des Plateau's darf wohl deshalb als Grenze des „Innern" angesehen werden. Die Temperatur betrug jetzt am Morgen ungefähr 20°, die sich bis Mittag um 6 bis 8° vermehrten.

In Catala trafen wir zuerst wieder einen jungen Weissen, der sich aus Siça hierher zurückgezogen hatte; von ihm erfuhr ich einige Neuigkeiten aus Malange; er theilte mir auch mit, dass Dr. Buchner in Malange weile und dass Major von Mechow sich noch in Pungo a N'Dongo aufhalte.

In kleineren Tagesmärschen marschirten wir unserem Ziele, Malange, zu, und erreichten es am 12. Mai.

Kurz vor dem Ort sprengte uns ein Weisser auf einem Reitstier entgegen, es war Dr. Buchner. Auch Custodio begrüsste uns in „alter Freundschaft."

Einige Tage erholten wir uns in Malange, dann reisten wir am 24sten ab. In den nächsten Tagen hatte ich viel von Fieberanfällen zu leiden, und am 29sten kam ich in Pungo an, wo ich Major von Mechow antraf.

Am 1. Juni nahm ich Abschied von Pungo und reiste weiter; an diesem Tage schoss ich auch den 500sten Vogel meiner Sammlung. Am 6ten waren wir in Dondo und verabschiedeten hier die Träger.

Lenda nannte mir jetzt auch noch einen directen Weg an den Zaire, etwa bis unterhalb der Hauptstadt Luquéngo's. Vom Quango ab führt er zu den Pende, die bis an den Zaire reichen. Bei einem Pende-Häuptling, meinte er, könnte man Canoës kaufen und den kataraktfreien Zaire hinabfahren; dann freilich würde man sich manchmal durch die kleinen Kannibalenstämme den Weg erkämpfen müssen, aber wer die Neger auf dem Wasser und ihre elenden Canoës kennt, kann sich vorstellen, wie vorsichtig sie manipuliren müssen, um nicht den lauernden Riesenreptilien zur Beute über Bord zu gehen, statt einem anderen dazu zu verhelfen. Lenda erbot sich, mich auf

diesem Wege zu führen und versprach, bis zum nächsten Cacibo, d. h. Mai, auf mich zu warten. Ein grosser Theil der Träger versprach dasselbe, sodass der Deutsche, dem diese Reise glückt, uns den Ruhm einbrächte, den Weg in das Centralbecken von der Westküste aus eröffnet zu haben, denn wo in jenen Gegenden ein Weisser glücklich durchgekommen ist, da ist der Weg ein für allemall eröffnet und viele schwarze Händler versuchen sofort auf ihm ihr Glück.

Am 21sten langten wir wiederum in Loanda an und gingen schon am 24sten an Bord des „Zaire", der noch in derselben Nacht die Anker lichtete und uns der Loango-Küste entführte.

Noch im lebhaften Angedenken der zahlreichen Gefahren und selbst noch jetzt vom Fieber durchschüttelt, dachte ich an eine spätere neue Expedition und trennte mich von Loanda mit der Hoffnung, es vielleicht nach einiger Zeit wieder zu betreten und mit frischen Kräften und ungeschwächtem Muth im Dienste der Civilisation und Wissenschaft in das Innere Afrika's einzudringen. Dass diese Absicht noch einmal für mich in Erfüllung gehen möchte, wünsche ich aus vollem, aufrichtigem Herzen.

Druck von W. Pormetter in Berlin C., Neue Grünstrasse 30.

Verlag von **Dietrich Reimer** in Berlin.

Beiträge
zur
Entdeckungsgeschichte Afrika's.

Erstes Heft.

Erläuterung zu zwei den Fortschritt der Afrikanischen Entdeckungen seit dem Alterthum darstellenden Karten.

Von

Heinrich Kiepert.

(Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.)

Mit 2 Karten.

gr. 8. 1873. Preis geh. 1 M. 50 Pf.

Zweites Heft.

I.

Der Antheil der Deutschen an der Entdeckung und Erforschung Afrika's.

Von

W. Koner.

II.

Erläuterung zu der die Entdeckungen des 19. Jahrhunderts darstellenden Karte von Afrika.

Von

Heinrich Kiepert.

(Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.)

Mit einer Karte.

gr. 8. 1874. Preis geh. 2 Mark.

Drittes Heft.

Im Reiche des Muata Jamwo.

Tagebuch meiner im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's

in die Lunda-Staaten

unternommenen Reise.

Von

Dr. Paul Pogge.

Mit 6 Holzschnitten, 6 lithographirten Tafeln und einer Karte von **Dr. R. Kiepert.**

gr. 8. 1880. Preis geh. 6 Mark.

Neuer Verlag von **Dietrich Reimer** in Berlin.

Uebersichtskarte von Afrika.

(Aus H. Kiepert's Hand-Atlas, No. 33.)

Mafsstab 1 : 20,000. 1880. Preis etik. 1 M. 20 Pf.

Uebersichtskarte

vom

Nordwestlichen Afrika.

Marocco, Algerien, Tunis, Tripolis.

(Aus H. Kiepert's Hand-Atlas, No. 35.)

Mafsstab 1 : 5,000,000. 1881. Preis etik. 1 M. 20 Pf.

Nouvelle Carte

de la Régence de Tunis.

Dressée par

Henri Kiepert.

Mafsstab 1 : 800,000. 1881. Preis etik. 2 Mark.

Heinrich Kiepert's

Physikalische Wandkarte von Afrika.

Neu-Bearbeitung

von

Dr. Richard Kiepert.

6 Bl. Mafsstab 1 : 8,000,000. 1881.

Preis in Umschlag 8 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 14 Mark.
Auf Leinwand mit Stäben 16 Mark.

Politische Schul-Wandkarte von Afrika.

Bearbeitet

von

Dr. Richard Kiepert.

6 Bl. Mafsstab 1 : 8,000,000. 1881.

Preis in Umschlag 8 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 14 Mark.
Auf Leinwand mit Stäben 16 Mark.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Lith Institut v Wilh Greve, Berlin.

PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

von A
en und
twa Grenz
ling.
Salzes.
cal, Amt.
nerkannt
assange
den
angala.
satz zu te
ann-Gros
Taffenträg
hnsitz (s.
Fläche.
(höher a
Musero, u
ohnsitz (be
erlischt).
tte.
Songe.
mitunter
t, als den
wiesen tr
eder, wie i
che Schre
wie im

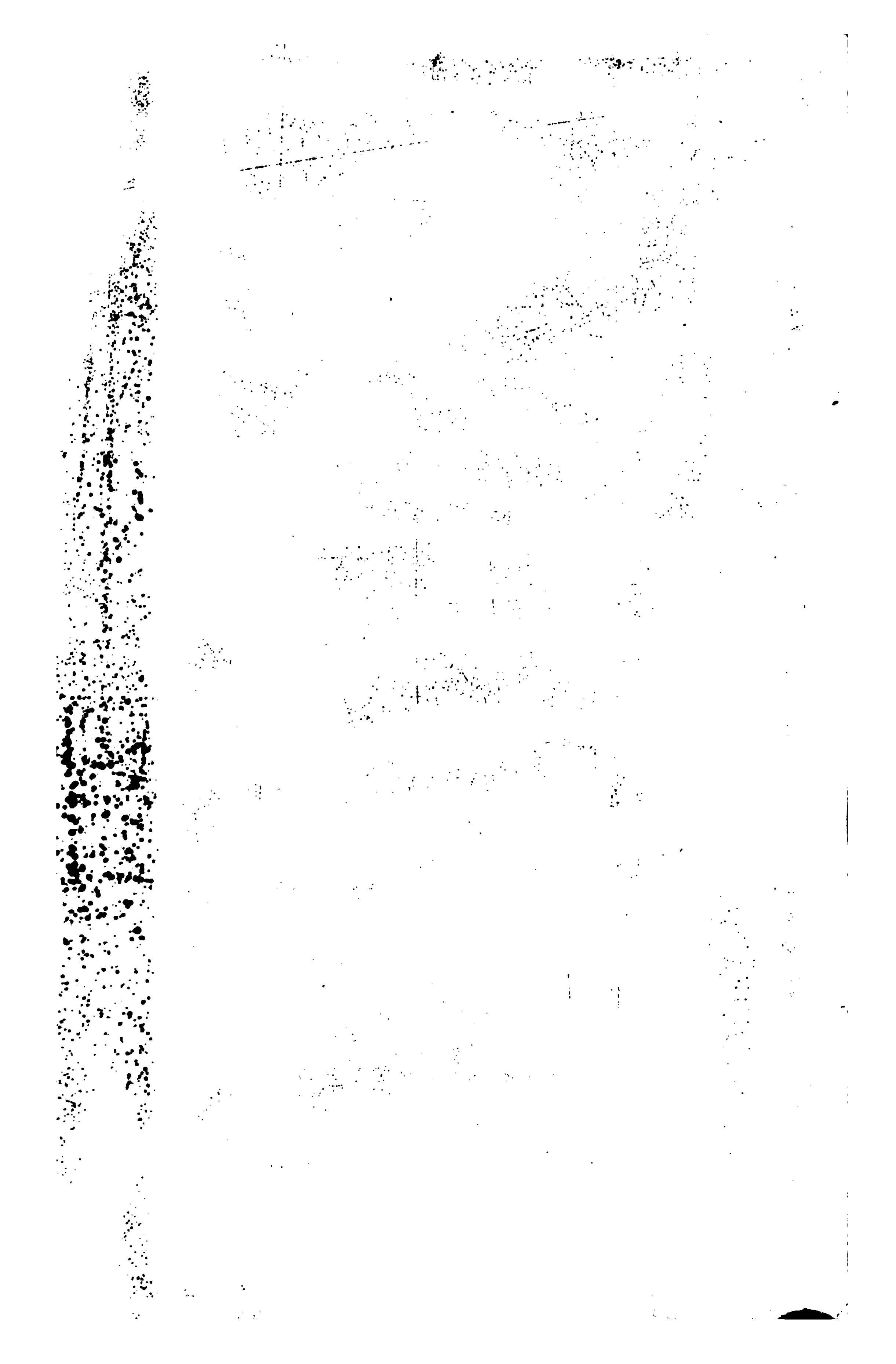
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

LENOX AND
FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

